Viktor Hehn

Von

Theodor Schiemann

K. Hase.

Viktor Hehn.

Ein Lebensbild.

Von

Theodor Schiemann.

Mit Porträt.

MDCXL

Stuttgart 1894.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Nachfolger.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Vorwort.

Das Bild eines Menschenlebens, das durch Grabhügel und Kreuz verdeckt ist, wieder in die Wirklichkeit zu rufen, wird immer schwer sein. Doppelt schwer aber ist es, wo ein Menschenleben sich aufbaute nicht auf Thaten, sondern auf Gedanken, und wenn es seine Gedankenwelt keusch in sich verschloß; wenn dem Bedürfnis nach Mitteilung ein noch stärkeres Streben nach Vollendung und Vollkommenheit entgegenstand, und so von Jahrzehnt zu Jahrzehnt der Entschluß hinausgeschoben wurde, das völlig Ausgereifte darzustellen. Für solche Naturen ist auch der Zeitraum, welchen der Psalmist dem Menschenleben setzt, zu kurz bemessen, und „wenn der Genius die Fackel senkt", ist es dann immer noch zu früh.

So starb zu früh, wenngleich in hohem Greisenalter, Viktor Hehn, nach einem Leben, das überreich war an Wollen und Hoffen, an Denken und Empfangen und an jener geistigen Fruchtbarkeit, die, ohne nach außen zur Erscheinung zu drängen, den inneren Menschen zu stets wachsendem Reichtum hebt.

Seine Werke: „Italien", die „Kulturpflanzen und Haustiere", die „Gedanken über Goethe" sind weltbekannt und haben

seinem Namen einen dauernden Platz in der Geschichte des deutschen Geisteslebens gesichert. Von der Persönlichkeit, die durch diese Werke sprach, wußte und weiß die Welt nur wenig. Viktor Hehn suchte keine Anerkennung und suchte auch keine Gönner und Förderer. Nie hat es einen Mann gegeben, der weniger bemüht war, Herolde seines Ruhmes zu finden, keinen, der strenger die eigene Leistung beurteilte. Aber welchen Gewinn für unsre Kenntnis des Geisteslebens dieses Jahrhunderts hätte es bedeutet, wenn Hehn uns selbst seinen Lebensgang erzählt hätte. Nicht die geringste Spur eines Ansatzes zu einer Selbstbiographie hat sich jedoch nachweisen lassen. Der Gedanke, wie es sein großes Vorbild Goethe gethan, in „Wahrheit und Dichtung" sein Leben an sich vorüberziehen zu lassen, ist ihm offenbar nicht gekommen. Dagegen hat sich eine lange Reihe von Tagebüchern, Konzepten, Kollektaneen nebst gelegentlichen Briefen erhalten, die doch als eine Art Ersatz gelten können. Es läßt sich an ihrer Hand erkennen, welches der geistige Entwickelungsgang Hehns gewesen ist, und auch die Umrisse zu einem Lebensbilde lassen sich gewinnen. So konnte der Versuch gemacht werden, beides zu einem Ganzen zusammenzufassen. Auf eine wirklich erschöpfende Biographie aber ist auch da verzichtet worden, wo, wie über seine letzten Berliner Jahre, reicheres Material zur Verfügung stand. Die äußeren Erlebnisse sollten nicht mehr als der Rahmen sein, aus dem uns sein wissenschaftliches, politisches, philosophisches Denken entgegenblickt, soweit irgend möglich in seiner eigenen Formulierung. Die nachfolgenden Blätter sind daher zu nicht geringem Teil Hehnsche Inedita, und das mag diesem Buch zur Rechtfertigung dienen: Beiträge zur deutschen Litteraturgeschichte, speziell zur

Kenntnis Goethes, kulturhistorische und linguistische Erwägungen, historische, sowie ethnographische und völkerpsychologische Betrachtungen, oft scharf und schneidend, immer wohl erwogen und klar. In seiner Jugend ein radikaler Idealist, mündete Hehn in einen konservativen Idealismus aus, aber noch im Alter konnte er mit Leidenschaft und Feuer politische Fragen erfassen, wissenschaftlichen Problemen gegenüber blieb er immer gleich besonnen und ruhig abwägend.

Seine Bildung war eine universale und strebte nach allgemeiner Erkenntnis des Göttlichen an der Hand von Geschichte und Natur. Er kam, wie jeder tiefer angelegte Geist, auch subjektiv nicht zu einem Abschluß: aber er glaubte fest, den richtigen Weg eingeschlagen zu haben, der zur Wahrheit führte.

Unverkennbar trägt sein Wesen den Stempel livländischer, oder wie man heute sagt, baltischer Geistesart. Der Blick für nationale Eigentümlichkeiten ist ihm auf dem Boden der Heimat und später in dem bunten Durcheinander des Petersburger Lebens geschärft worden. Die Bedeutung der Rasse, der Zusammenhang zwischen dem geistigen Leben der einander ablösenden Generationen wurde hier ein Fundament seines wissenschaftlichen, wie seines politischen und philosophischen Denkens. Aber wenn er in der ersten Periode seines Lebens in kosmopolitischen Ideen sich bewegte, trat in späteren Jahren das national deutsche Empfinden immer bewußter und entschiedener hervor. Für Deutschland arbeitete und lebte er, in Deutschland lag ihm der Mittelpunkt seiner Welt, und wenn er schalt und eiferte, geschah es, um die Nation zu dem zurückzuführen, was ihm als Erbteil der Vorfahren wert war und ihm in Goethe zu vollkommenstem dichterischen und humanen, in

Kaiser Wilhelm und Bismarck zu höchstem politischen Ausdruck gereift zu sein schien.

Die im Anhang mitgeteilten Auszüge aus Familienbriefen beanspruchen ein mehr persönliches als allgemeines Interesse. Sie sind denen bestimmt, die aus der vorausgegangenen Lebensskizze das Verlangen nach intimerer Kenntnis geschöpft haben.

Berlin, im April 1894.

Theodor Schiemann.

Inhalt.

Erstes Kapitel.

Vorfahren und Jugend.

Am Fuß der Haßberge auf fränkischem Boden, in einem Gebiet, das, soweit die historische Ueberlieferung reicht, stets deutsch gewesen ist und weder keltische noch slavische Elemente in sich aufgenommen hat, liegt das Dorf Römershofen, zu Königsberg gehörig, in einer koburgischen Enklave. Dort wohnten nachweislich seit 1602 ehrsame Bauersleute, des Namens Hehn. Johannes Hehn oder Henn, wie der Name auch geschrieben wurde, war aus Hinternahe, einem Dorfe bei Schleusing, herübergezogen. Er und seine Frau, Ursula Diykerin, sind die Stammeltern der Familie. In Römershofen ist dann der bäuerliche Grundbesitz von Vater auf Sohn vererbt worden und erst im zweiten Viertel unsres Jahrhunderts ist dort die Hauptlinie des Geschlechtes nach der männlichen Seite ausgestorben.

Als der junge Viktor Hehn im Jahre 1838 zum erstenmal nach Deutschland kam, hat es ihn gereizt, den alten Sitz seines Geschlechtes aufzusuchen und in seinen Tagebüchern findet sich der ausführliche Bericht über diese Entdeckungsreise.

Wenn die Erzählung etwas breit wird, so trägt sie dafür doch den ganzen Reiz Hehnscher Darstellung. Viktor Hehn schreibt:

Nürnberg, den 7. Juni 1839.

Vorgestern bin ich den Quellen meines Geschlechtes nachgegangen, die wahrlich so unscheinbar sind, wie der Ursprung jeder Größe. Ich habe das Rätsel zu lösen gesucht, das durch die Geschichte meiner Seele geht, das Rätsel jener plötzlichen

Erinnerung, jener blitzschnellen Anschauungen, von denen ich nicht wußte, woher noch wohin; ich lege sie mystisch in eine geistige Erbschaft und desto weiter dringe ich in die Tiefe meiner Seele, je weiter ich mein Geschlecht die Jahrhunderte hinauf verfolge. Königsberg in Franken liegt etwa zehn Stunden nordwestlich von Bamberg in den Vorbergen des Thüringer Waldes und ist eine ganz von bayerischem Gebiet umgebene sachsen-koburgische Enklave: So viel wußte ich; die Familiensage, die diesen Ort als Stammsitz meiner Ahnen bezeichnete, klang mir in den Ohren. Ich beschloß, zu Fuß in jene Gegend zu wallfahrten, und Mittwochs früh bei zweifelhaftem Wetter und starkem Sturm, der mir entgegenblies, verließ ich die Thore Bambergs. Ich hatte meine besten Kleider angethan, um den bäurischen Verwandten Achtung einzuflößen oder um, wenn in der langen Zeit einer von ihnen Superintendent oder Justizamtmann geworden, seiner nicht unwürdig zu erscheinen. Wie kühn, wie frisch wandert man die erste Weile! Es ist, als könnte man die Welt erobern, die Dörfer fliegen rechts und links, aber bald wird der Schritt langsamer, man fragt jeden Wanderer, wie weit noch bis zum Ziele sei, und wankt endlich wie ein Gichtbrüchiger in die Stadt ein, die man sich als ersten Ruhepunkt gedacht. Der Weg führt anfangs am linken Mainufer durch die Ortschaften Gaustadt, Bischberg, wo die Rednitz in den Main fällt, Trosdorf, Benstadt, Roßstadt, Dippach, Eschenbach durch die Stadt Eltmann, hinter der ein hoher aufrechter Rundturm, das letzte Ueberbleibsel des Schlosses Waldberg, von der Spitze des Berges den Main und sein weites Längenthal beherrscht. Bei Eltmann führt jetzt die Straße vom linken auf das rechte Mainufer und zieht durch Ebelsbach, Steinbach, Ziegelregen, Schmachtenberg, am Fuße hoher Weinberge und der Schloßruine Schmachtenberg, die den Grafen Schönborn gehört, vorüber nach Zeil, abermals einem Städtchen, sechs Stunden von Bamberg und zwei von Eltmann. Von Zeil führt ein naher, aber beschwerlicher Dorfweg, der in der schlimmen Jahreszeit oder nach anhaltendem Regen verzweiflungsvoll sein muß, durch die Berge gerade nach Königsberg, während die bequeme Chaussee

den Umweg über Haßfurt nimmt. Ich wählte den ersteren Pfad, verließ unter rechtem Winkel den Main und zog durch enge Thäler in das noch katholische Dorf Krum, dann in Sachsthal, endlich in Altershausen ein, welches letztere schon zum Gebiete Königsbergs gehört. Der Weg wurde immer ländlicher, er versenkte sich sorglos in enge Hohlschluchten, wo die Natur, d. h. Frühlingswasser, ihn vorgezeichnet, setzte auf hölzernen Stegen über sumpfige Bächlein, verwickelte sich in dornige Hecken und glich an andern Stellen, wo der helle Lehm an der Sonne ertrocknet war, einem plötzlich versteinerten Meer. Endlich, nachdem ich eine Anhöhe erstiegen, lag eine weite, wellige Ebene vor mir, mit Türmen und Dörflein übersät, zu meinen Füßen aber links und rechts eine zwiefache stadtähnliche Häusergruppe. Auf meine Frage, welches Königsberg sei, zeigte die Bäuerin, die vorüberging, auf das Städtchen rechts, und dorthin meine Schritte wendend, mußte ich abermals durch einen fettlehmigen und abschüssigen Hohlweg, der mich in das Thor und dieses in eine aufsteigende enge Gasse brachte. Welches Aufsehen erregte ich, wohlgekleidet und zu Fuße gehend, bei allen Einwohnern, die kaum in jedem Jahr einmal einen Fremden und noch dazu mit so seltsamer feiner Aussprache vorbeiziehen zu sehen so glücklich sind! Gewiß noch nach Monaten ist von mir die Rede. Rechts und links flogen mir Grüße und ein guten Abend zu; ein Dienstfertiger bezeichnete mir den Stern als den besten Gasthof; ich sah die Häuser an, sämtlich alt, verfallen, dorfähnlich, mit Fachwerk erbaut, das Pflaster aber gleich dem steinigen Bette eines versiegten wilden Bergstromes. An manchen Häusern bestanden die Fenster noch aus den sechseckigen, mit Blei aneinander gefügten Täfelchen, wie man sie in alten gotischen Kirchen sieht, hier aber spielten sie chamäleontisch in grün und blau, in gelb und rot. Im Stern angelangt, begann ich mit dem redseligen, nicht bloß überraschten, sondern durch mich auch hochgeehrten Wirte ein Gespräch, und ehe ich an die eigentliche Frage kam, ließ ich mir über Vergangenheit und Gegenwart Königsbergs erzählen. Sogleich schleppte der dienstbeflissene Mann mir die alte hildburghausische Chronik von Königsberg

(vom Jahre 1752) von dem gegenüberwohnenden Herrn Kantor herbei und aus diesem Buche und dem Munde des Herrn Sternenwirtes erfuhr ich denn folgendes. Königsbergs Gründung ist dunkel, fällt aber schon in frühe Zeit. Die Stadt teilte mit der Burg Königsberg, die hart über der Stadt auf einem hohen Berge liegt, Geschick und Besitzer. Zuerst finden wir die reichen und mächtigen Grafen von Henneberg als Inhaber des Schlosses; als aber eine Tochter dieses Hauses den Herzog von Pommern, Swentibor, heiratete, ging die Stadt als Mitgift an Pommern über. Swentibor, durch seine Verschwendungen in Geldverlegenheit gebracht, verpfändete Königsberg an das geistliche Stift Würzburg, von dem es Albrecht von Brandenburg-Kulmbach wieder einlöste. Später ging die Besitzung an Sachsen über, gehörte bis 1826 zu Hildburghausen, in welchem Jahr es durch Tausch- und Erbverträge an Koburg kam.

Das Schloß liegt in Trümmern; eine eigentliche Zerstörung hat es nicht erfahren, aber baufällig geworden, mußte es vor etwa hundert Jahren zum Teil niedergerissen werden, worauf das stehengebliebene Gemäuer immer mehr zusammenstürzte. Die Stadt, jetzt nur tausend Einwohner zählend, war sonst blühend und bedeutend; im dreißigjährigen Kriege litt sie ungeheuer, und als die Kaiserlichen im Jahre 1640 über den Main gedrungen waren und Königsberg erobert hatten, erfuhr sie ein Schicksal wie Magdeburg. Die Einwohner hatten ihre Schätze in das Gewölbe der Kirche geflüchtet und suchten selbst darin Schutz: da legten die wilden Kriegshorden Feuer an das Gebäude und das große gotische, aus dem dreizehnten Jahrhundert stammende Bauwerk versank völlig in Schutt und Trümmer. In neuerer Zeit ward der Schleichhandel für die Stadt eine Quelle des Erwerbs; sie war die Niederlage der Schmuggler, die Kolonialwaren, Seide u. s. w. aus Sachsen nach Bayern einführten. Seit dem Zollverein hat auch dies aufgehört, alle großen Straßen lassen Königsberg zur Seite liegen und die Stadt nährt sich nur noch von ländlicher Produktion: sie liefert Korn den Main herab, gemästetes Vieh, besonders Schafe, nach Koburg und Erfurt, ja selbst nach Paris, wohin es durch rhei-

nische Zwischenhändler geht, und ist so durch Krieg und veränderte Weltverhältnisse aus einer der bedeutendsten Städte Frankens zu einer unbekannten Landstadt herabgesunken, die aber dennoch aus alter Zeit immer noch Bürgermeister und Rat hat. Der berühmte Mathematiker und Gelehrte Regiomontanus war von hier gebürtig. So viel wußte ich von Königsberg, da fragte ich scheinbar gleichgültig, ob hier am Ort nicht eine Familie Henn wohne? Nein, sagte er befremdet; Henn? daß ich nicht wüßte — Hehn (er buchstabierte mir den Namen vor), eine Familie Hehn gibt es in Hellingen. — Wo liegt Hellingen? fragte ich. Es ist ein Dorf, eine Viertelstunde von hier; da Sie von Altenhausen gekommen sind, haben Sie es links liegen sehen. Die Hehns, sagte er, sind Bauersleut, einfache, gemeine Bauersleut, aber wohlhabend; aber Männer sind nicht mehr vorhanden, bloß die alte Hehn und zwei verheiratete Töchter; die eine hat vor kurzem den Bauer Stubenrauch geheiratet. Dann ist da noch eine alte Frau Schulzin Sellmer, geborene Hehn. Also gar keine Männer mehr? fragte ich bestürzt und dachte an einen ähnlichen Ausgang in Livland. In Hellingen nicht, erwiderte er, aber in Römershofen sollen noch welche sein. Wo liegt Römershofen? Eine Stunde von hier, hinter Hellingen. So viel wußte er; ich verschob meinen Besuch in beiden Dörfern auf morgen früh und bestieg noch bei scheidender Sonne die Ruine Königsberg. Der Herzog von Koburg hat den Berg mit niedlichen Anlagen geschmückt, bequeme Steinstufen und bedeckte Laubgänge führen hinauf. Eine weite Aussicht öffnete sich oben. Die Rhöngebirge und der Thüringer Wald zeichnen sich in blauen, dunstigen Linien, der Main erscheint links in einem langen, glänzenden Streifen, und von ihrem Versteck hinter einem schweren Wolkenlager gießt die Sonne goldgelben Regen über die weite Ebene, die eine Menge von Menschenwohnungen trägt. In wenigen Augenblicken ist diese flüchtige Beleuchtung verschwunden, die Dämmerung wird stärker, der Sturm, der den ganzen Tag gehaust, faßt mich hier oben in noch stärkeren Stößen und da die Aussicht halb verhüllt ist, beginn' ich das Gemäuer zu durchklettern. Der alte Turm, wie

eine halbe Eierschale mit geöffnetem Bauche den Sturm auffangend, zeigt noch deutliche Spuren der alten Wendeltreppe; die Ringmauer ist an vielen Stellen vollständig erhalten; ein unterirdisches Gewölbe, mit Schutt und Steinen angefüllt, zieht meinen wankenden Tritt immer tiefer in sein unheimliches Dunkel, aus dem Fratzen und Gestalten und grauenhafte Schatten vor meinem blöden Auge aufsteigen; meine Hand greift an eine Holzthür, die an ein zweites Gewölbe zu führen scheint, das aber völlig mit Dunkel gefüllt ist. Ich rufe hinein — lautlose Stille; wage ich es den Fuß weiter zu setzen, stürze ich in keine Tiefe, zertrete ich keine Kröte oder Schlange, oder stürzt nicht alles über mich zusammen? Ich gestehe es, ich blieb vor der Thüre stehen und kehrte dann um. Frei atmete ich, als ich wieder oben auf dem Walle stand. Abwärts steigend durchstreifte ich noch Königsberg, wo schon alles schlief, denn es war allerdings neun Uhr vorbei, kehrte heim, schäkerte mit der Wirtstochter, einem unschuldigen Lamm, das einmal vierzehn Tage in der weltberühmten Fürstenstadt Koburg gewesen war, wovon sie ihr übriges Leben träumen wird, und setzte mich dann vor meine alte Chronik, um den Namen Hehn zu entdecken. Ich fand nur einmal einen Wolf Heen, Höne, auch Heenne geschrieben, und einen Martin Höhn, der Pfarrer, ich weiß nicht mehr in welchem Dorfe Hildburghausens, gewesen und auf den Vorschlag der Universität Wittenberg daselbst von seiner churfürstlichen Gnaden eingesetzt worden. Ich merkte mir damals Namen und Umstände nicht genauer, weil ich zweifelte, daß Heen, Höne und Höhn wirklich eins seien mit Hehn, wovon ich mich erst später überzeugte. Am nächsten Morgen brach ich bei schlechtem Wetter gen Hellingen auf, gelangte durch Sumpf und mannshohe Gleisen in das Dorf, kehrte im Wirtshaus ein und ließ mich von der Wirtin zu Frau Hehn geleiten. Es war ein Bauernhaus, wie sie alle hier sind, die Wände aus Fachwerk, mit einem Ziegeldach, einer hölzernen Treppe, die aus dem Hof ins Haus führt, Fenstern mit kleinen Glasscheiben u. s. w. In der Stube stand ein altfränkischer Kachelofen, eine Uhr in einem langen dünnen Kasten, zwei weiß-hölzerne Tische, eine

hölzerne Bank an der Wand, einige hölzerne Stühle, auf denen, beiläufig gesagt, viel ehrenvoller zu sitzen ist, als auf der Bank; auf der Treppe, von wo erst eine Schar Gänse vertrieben werden mußte, die sich dort niedergelassen hatte, trat mir Barbara Stubenrauch entgegen, geborene Hehn und Enkelin des Bruders oder Vetters meines Großvaters. Die Familie hatte schon von der Ankunft eines Vetters aus Livland gehört. Denselben Abend wußte es durch meinen Wirt die ganze Stadt; denselben Abend hatte ein Jude die Nachricht nach Hellingen gebracht und hinzugefügt, es sei ein hübscher, junger Herr, der sehr fein spreche, worauf die Hehnsche Familie vor Erwartung und Besorgnis um ihre Nachruhe gekommen war. Ich sage aus Besorgnis, denn leider ging folgende Sage.

Ein Hehn war einst nach Holland ausgewandert, dort Schiffskapitän geworden und im Besitz eines großen Vermögens kinderlos gestorben. Diese Erbschaft spukte in den Köpfen aller Dorfbewohner, die Hehn hießen. Wann der Mann gestorben und wo, und wie diese Nachricht gekommen, davon erfuhr ich nichts, vielleicht weil sie es selbst nicht wußten. Nun brachten sie aber meine Ankunft mit jener großen Erbschaft in Verbindung und glaubten, ich wolle auch mein Teil haben. Diese Besorgnis zerstreute ich freilich, aber anfangs schien sie mir zu schaden. Mit Absicht holte ich meinen Paß hervor und zeigte ihnen meinen Namen Hehn, dies und die Kenntnis, die ich von Namen und Herkunft meines Großvaters zeigte, benahmen ihnen den Zweifel, ob ich auch wirklich der Vetter aus Livland sei.

Doch ich stehe noch Barbara Stubenrauch gegenüber, sie ist wie eine Bäuerin gekleidet, in kurzem Rock, Holzschuhen, engem Mieder, etwas grober Leinewand, Bernsteinperlen um den Hals, und nach hiesiger Sitte den Kopf mit einem schwarzen Tuch umwunden. Sie ist eine hübsche junge Frau von fünfundzwanzig Jahren, mit runden, dunkeln Augen und sehr schönen Zähnen, der obere Teil des Gesichts zeigt große Aehnlichkeit mit meiner Tante Lieschen. Sie führt mich in die Stube, ich muß auf dem hölzernen Stuhl Platz nehmen, wir berechnen die Ver-

wandtschaft, sie ist etwas verlegen. Ich erzählte, ich hätte geglaubt, sie hießen Henne. So hießen wir, die Schreibart stand aber nicht fest, erwiderte sie; wir schrieben uns eine Zeitlang auch Höhn, jetzt aber alle Hehn. In Römershofen, erzählte sie weiter, sei noch ein Hehn, der einzige Mann, aber auch dieser ohne Söhne; Römershofen sei der Ort, wo sie alle herstammten, wo auch mein Großvater geboren sei. Dort sei eine Tante von ihr verheiratet Namens Winter, diese sei im Besitz zweier Stammbäume, eines alten und eines neuen. Nach den Stammbäumen zeigte ich natürlich große Begier; sie seien aber in Römershofen und man thäte mit ihnen eben wegen der Erbschaft sehr geheimnisvoll. Barbara bedauerte, daß ihr Mann nicht zu Hause sei, ebensowenig ihre Mutter, die gegangen sei, Gras für die Kuh zu holen; ihre Schwester Katharina Margarete sei nach Jünkensdorf verheiratet; sie wolle mich indes zu der Frau Schulzin Sellmer bringen, geborene Hehn, die eine Schwester ihres Vaters sei. So kalt mich Barbara empfangen hatte, ich glaube aus Verlegenheit, so herzlich und erfreut war Frau Sellmer, eine zahnlose Alte von fünfundsechzig Jahren. Auch der Herr Schulze, ihr Mann, kam bald, eine kreuzbrave, redliche Seele. Er reichte mir seine Hand, erzählte, ließ sich erzählen, setzte mir selbstgezogenen Wein vor, sowie selbstverfertigte Wurst, bedauerte gleich seiner Frau, daß ihm beide Söhne fern seien, der eine sei aber in den Wald gegangen, der andre fahre Ochsen nach Haßfurt zum Verkauf und beide würden vor dem Abend nicht heimkehren. Ein Enkel und dessen Schreibbuch konnte mir indessen gezeigt werden; ich reichte dem siebenjährigen Knaben die Hand, er führte die innere Seite der seinigen an den Mund, was aussah, als speie er hinein, in der That aber einen Kuß bedeuten sollte, und schlug dann in die meinige. Alle aber vereinigten sich in Bitten, ich möchte wenigstens noch zwei Tage bei ihnen bleiben; einen Tag bei mir, sagte Frau Katharina Sellmer, den andern Tag bei der Barbara. Ich schützte große Eile vor, versicherte, ich müßte heute abend noch in Bamberg sein, dankte und bezeugte nur noch Verlangen, nach Römershofen zu kommen, um die dortigen Verwandten

und den Stammbaum zu sehen. Ich rechne es mir recht zur Schande, sagte Herr Sellmer, daß sie nicht länger bei mir geblieben. Indes wollte er mich nach Römershofen geleiten. Frau, gib mir meine Stiefel, rief er; die Frau zog ihre Schlüssel aus dem Unterrock hervor, schloß einen alten Schrank auf und langte sie herbei. Er setzte seinen glatten, dreieckigen Bauernhut auf und ich nahm von der Alten Abschied, der die Augen in Thränen standen. Barbara hatte sich weggeschlichen, ich hinterließ ihr einen Gruß. Unterwegs begegnete uns ihre Mutter, Frau Hehn, in einem Korbe ein ungeheures Bündel Gras auf dem Rücken, in dem ihr Gesicht fast verschwand. Nach kurzer Begrüßung und erfreuten Redensarten ging es nach Römershofen, wohin ein unmenschlicher Kot führte. Frau Winter, die ich hier fand, war eigentlich meine nächste Verwandte, die Alte war die Tochter von Lorenz Hehn, einem Bruder meines Großvaters Martin Hehn. Sie war anfangs ungläubig, wollte mit dem Stammbaum nicht hervor, entschloß sich aber endlich doch, ihn zu bringen. Der Schulze schaffte Papier und Feder und ich begann, eilig abzuschreiben. Römershofen war der wirkliche und eigentliche Wohnort meiner Voreltern, die seit 1602 darin wohnten und kleine Bauerngüter besaßen. Die Alte zeigte mir das Haus, wo ihr Vater und mein Großvater geboren und erzogen wurden. Nachdem ich den Stammbaum, der sich übrigens viel weiter auf alle übrigen Zweige erstreckte, in einem Teile, der sich auf mich bezog, abgeschrieben, nahm ich Abschied. Der Schulze begleitete mich eine Strecke und trennte sich dann mit schwerem Herzen, wie er sagte.

Das seltsame Gefühl, mit dem ich auf Königsberg herabsah auf jener Höhe, von wo ich es zuerst sah, war es nicht aristokratische Wallung? Was treibt mich mein Geschlecht, meine Abstammung zu erforschen, da ich doch die Freiheit liebe und den freien Menschen verkünde, der kein Naturmensch mehr ist, den kein Band mit natürlicher Erzeugung, mit Abstammung, mit früher Gewohnheit verknüpft? Ich habe mich dabei selbst beobachtet und Blicke in den Adelstolz gethan; meine Betrachtungen darüber aufzusetzen, habe ich jetzt keine Zeit; sie sind

der Freiheit nicht zum Nachteil ausgefallen, und wenn sie richtig sind, wie wäre das anders möglich?

Wie ich mich freue, daß ich echte und ehrbare, gemeine Bauersleute gefunden, die durchaus nicht mehr sind als das. Man hat es verblümt, man hat von Freisassen, von kleinem Landgut gesprochen — was Freisassen, was Landgut! es sind Bauern, nichts als Dorfbauern, die, wie alle deutschen Bauern, eben ihr Gütchen, ihren Acker besitzen. Ihre Haut ist um nichts feiner, ihre Sprache um nichts weniger volksmündlich, ihre Wohnung um nichts zierlicher, als bei den übrigen fränkischen Bauern. Sie besitzen eine Uhr, eine Brille, boten mir Kaffee an, natürlich als höchsten Festluxus; der Schulze wußte aus den Zeitungen, daß in Paris ein Aufstand gewesen. Aber eben das haben und wissen alle wohlhabenden Bauern."

Der so mühsam errungene Stammbaum hat sich im Nachlaß Viktor Hehns offenbar in jenem Original erhalten, zu dem der Herr Schulze Sellmer ihm Papier und Feder besorgte. Die Hehns scheinen es danach doch zu einem gewissen Wohlstande gebracht zu haben. Es kam vor, daß der eine oder andre von ihnen zu bürgerlicher Nahrung überging, wie Martin Hehn, den wir als Pfarrer im Hildburghausischen gefunden haben. Aber gerade dieser Zweig der Familie scheint früh ausgestorben zu sein. Stammvater der livländischen Hehn wurde Johann Martin, ein jüngerer Sohn des Hauptzweiges, geboren am 31. August 1743. Er hatte seine Schulbildung in Koburg erhalten, darauf in Halle Theologie studiert und 1766 einen Ruf nach Dorpat angenommen, wo ihm das Rektorat über die vereinigten Krons- und Stadtschulen übertragen wurde.

Die infolge des nordischen Krieges fast völlig vernichtete Stadt war eben nach einer kurzen Periode des Aufblühens im Jahre 1763 durch eine furchtbare Feuersbrunst aufs neue beinahe ganz zerstört worden. Dank der Unterstützung, welche die Kaiserin Katharina II. der Bürgerschaft zu teil werden ließ, erstand sie bald wieder aus der Asche, so daß Johann Martin gerade zu einer Zeit regster Bauthätigkeit in Dorpat eintraf. Er muß sich in überraschend kurzer Zeit das Vertrauen seiner Mitbürger

und dazu auch die Kenntnis des Esthnischen angeeignet haben, denn schon 1769 wurde er zum Prediger ordiniert und als Diakonus an die Johanniskirche berufen, in welcher er sowohl die deutsche wie die esthnische Gemeinde bedienen mußte. In dieser Stellung blieb er bis zum Jahre 1775. Als damals eine neue Feuersbrunst Dorpat verwüstete, nahm er im April 1776 einen Ruf nach Odenpäh an, wo die Gemeinde eine rein esthnische war. Er hat dort seines Amtes bis zu seinem Tode am 27. Juni 1793 gewaltet.

Weitere biographische Nachrichten haben sich von Johann Martin Hehn nicht erhalten. Doch beweisen seine Schriften: Fabeln im Dorpater-esthnischen Dialekt, sowie eine leider verlorengegangene, völlig ausgearbeitete esthnische Grammatik, daß er ein nicht gewöhnliches Sprachtalent hatte, und ein von ihm angelegtes Verzeichnis der Bücher und Münzen des Justizbürgermeisters Gadebusch, daß auch antiquarische Interessen ihm nicht fern lagen. Dieses Verzeichnis wurde nach Johann Martins Tode 1798 zu Dorpat herausgegeben. Eben dieser Justizbürgermeister, Friedrich Konrad Gadebusch, der einen Ehrenplatz in den Reihen der deutschen Livländer des achtzehnten Jahrhunderts einnimmt und als Historiograph und Geschichtsschreiber, Archäolog und Jurist wie als praktischer Staatsmann gleich hervorragend ist, gab ihm seine Tochter zur Frau, gewiß ein Beweis, daß auch Johann Martin zu den besseren Männern des Landes zählte. Aus dieser Ehe entsprossen sieben Söhne und einer derselben, Gustav Heinrich, ist der Vater Viktor Hehns, geboren zu Dorpat am 26. Juni 1775. Er war jedenfalls eine ungewöhnliche Persönlichkeit; er hatte sich in Deutschland theologischen Studien hingegeben, erst in Greifswald, danach in Jena. Aber kaum zwei Jahre ungestörten Studiums waren ihm vergönnt, da zog ihn die Nachricht vom Tode seines Vaters nach Livland zurück. Das Kirchspiel Odenpäh berief den noch nicht Zwanzigjährigen zum Nachfolger des allgemein geschätzten und tief betrauerten Seelsorgers. Gustav Heinrich hat dann wohl in Rücksicht auf die pekuniären Verhältnisse der Familie rasch entschlossen zugegriffen; schon im Dezember 1794 ist er ordiniert

und fünf Jahre lang ist er seinem Berufe als Landgeistlicher nachgegangen. Es hat sich aus dieser Zeit ein merkwürdiger Briefwechsel zwischen ihm und seinem Bruder erhalten, voller Geist und Leben; litterarische, philosophische und namentlich auch theologische Probleme werden zwischen den Brüdern erwogen, oft in sarkastischem Tone, immer aber in geistvoller Behandlung. Seit dem Jahre 1798 tritt uns in dieser Korrespondenz ein so ausgesprochener Skepticismus gegenüber den kirchlichen Dogmen entgegen, ein so bewußter Rationalismus, der die Christusreligion von der Religion der Kirche trennen will, daß es verständlich wird, wenn er sich je länger je mehr mit dem Gedanken beschäftigt, das Amt, welches seiner inneren Ueberzeugung nicht mehr entsprach, wegzuwerfen und einen andern Beruf zu suchen. Im Laufe des Jahres 1800, wir wissen nicht recht wann, kam er darauf, unter dem Vorwande geschwächter Gesundheit, um seinen Abschied ein, der ihm dann auch im Frühling 1801 gewährt ward[1]). Sein eigentlicher Zweck aber war, nochmals nach Deutschland zu ziehen und sich auf dem soliden Untergrunde tüchtiger juristischer Kenntnisse ein neues Leben aufzubauen. Im Oktober 1801 finden wir ihn in Berlin, dann in Leipzig, zuletzt in Erlangen, wo er 1803 zum Doktor promovierte. Auch aus dieser Zeit haben sich interessante Briefe erhalten[2]). Sie zeigen ein bedeutendes litterarisches Talent, lebhafte wissenschaftliche und allgemeine Interessen, dieselbe satirische Ader, die uns in den früheren Briefen entgegentritt, und sie beweisen, daß er nicht nur geistig auf der Höhe seiner Zeit stand, sondern auch gesellschaftlich sich in den besten Kreisen zu bewegen gewohnt war. Als Fechter, Tänzer, Reiter und am L'hombretisch finden wir ihn ebensosehr zu Hause, wie in den gelehrten Streitigkeiten, die das kleine Erlangen bewegten, oder in der deutschen Litteratur, die er aufmerksam verfolgte und über welche er dem

---

[1]) Die Bilder Johann Martins, Gustav Heinrichs und eines Bruders des letzteren, Bernhard Gottlieb Hehn, hängen noch heute in der Kirche zu Odenpäh.

[2]) Veröffentlicht: Baltische Monatschrift Bd. 40.

Bruder ausführliche Berichte schickte. Seine Briefe gehören zu den interessantesten Denkmälern über das deutsche Kleinleben zu Anfang unsres Jahrhunderts. Als er in die Heimat zurückkehrte, fand er eine Anstellung am Dorpater Landgericht, verheiratete sich auch bald, doch wurde diese erste Verbindung im Jahre 1810 wieder getrennt. Wir besitzen einen Brief von ihm an die erste Frau nach erfolgter Trennung. Es ergibt sich daraus, daß die Scheidung auf Grund gegenseitiger Vereinbarung erfolgte und nur die Verschiedenheit der Sinnesart beider Teile die Trennung veranlaßt hatte. Ein Sohn aus dieser Ehe, Julius, blieb der Mutter; der Vater aber übernahm die Leitung seiner Erziehung. „Ich bleibe ihm," schreibt er der ersten Frau, „Vater bis an mein Grab. Nichts soll ihn von meinem Herzen losreißen, nichts meine väterliche Sorge für ihn zerstören. Er bleibe jetzt Dir, aber er sehe oft auch seinen Vater, lerne ihn lieben und werde dankbar für alles, was dieser für ihn thun wird. Seine körperliche Erziehung und Bildung seines Geistes und Herzens soll mir eine heilige Sorge sein, und wenn er einst ein glücklicher und guter Mensch geworden ist, so danke er seiner Mutter für ihr Herz und seinem Vater für die Leitung." Sehr bald danach hat Gustav Hehn sich zum zweitenmal vermählt, mit Amalie Juliane Wilde, aus angesehener Dorpater Familie. Sie schenkte ihm drei Kinder: Viktor, der am 26. September alten Stils 1813 geboren wurde, Richard und Johanna. Unter den Lichtern des Christbaums wurde der kleine Viktor getauft. Das einzige was wir von den ersten Lebensjahren des Knaben wissen, findet sich in einem Heft, Stilübungen, das aus dem Jahre 1822 stammt. Der Lehrer hatte dem Achtjährigen das Thema gestellt: sein Leben beschreiben. Er beginnt mit dem Namen von Vater und Mutter und fährt dann fort: „Die ersten zwei Jahre bin ich sehr gesund gewesen, aber nachher habe ich sehr gekränkelt und meinen Eltern viele Sorge gemacht. In meinem fünften Jahre reiste ich mit meiner Mutter nach Reval in das Seebad; dort badete ich zweimal täglich warm und saß und spielte alle Tage im Sande in der Mittagssonne. Diese Zeit

verlebte ich sehr froh und vergnügt, auch wurde meine Gesundheit besser. Den ersten Unterricht erhielt ich von meiner Mutter. Vor anderthalb Jahren kam ich zu der Berchen (darüber korrigiert: Madame Berg) in die Schule. Im Jahre 1821, im Winter, war mir wieder nicht wohl; im Junius kam mein Onkel aus Petersburg, um nach Kurland zu reisen und nahm mich und meine Mutter mit nach Baldon ins Bad. Nicht weit von Baldon, auf dem Gut meines Onkels, hielten wir uns einige Zeit auf. Dort verlebte ich sehr frohe Tage. Mein Onkel that alles mögliche, um uns den Aufenthalt recht angenehm zu machen. Von dort reisten wir nach Baldon, auch da war das Leben recht angenehm. Ich badete zwei- bis dreimal täglich warm und trank morgens das stinkende Wasser und lief bei jedem Glase herum. Die Musik im Garten war des Morgens besonders angenehm. Mit Wehmut mußte ich am 10. August Baldon verlassen. Das Bad hatte mir sehr wohlgethan. Ich bin jetzt wohl noch ein wenig schwächlich, aber ich kann doch die Schule ohne Unterbrechung besuchen und auch mit meinen Geschwistern Johanna und Richard Hehn recht lebendig auf dem Hofe spielen." Aus der Schule der Frau Berg kam der kleine Viktor in die Asmuß Dittlersche Privatschule, in welcher nach Pestalozzischer Methode unterrichtet wurde, von da in das Dorpater Gymnasium, in welchem er bis 1830 blieb. Außer einer Sammlung griechischer Sätze und einem Heft lateinischer Ausarbeitungen, die meist fehlerlos sind und bereits eine überraschende Belesenheit und Selbständigkeit des Urteils zeigen, hat sich aus diesen Jahren nur wenig erhalten. Viktor Hehn scheint damals sein Hauptinteresse der Litteratur zugewandt zu haben. Ein Bändchen Gedichte, die er sorgfältig zusammenschrieb, beweist, daß er die poetische Litteratur der Zeit sehr sorgfältig verfolgte. In diesen Kollektaneen wird noch Schiller entschieden bevorzugt. Aber auch an eigener prosaischer und poetischer Produktion hat er sich versucht. Novellen in Gesprächsform, aus welchen wir sehen, daß auch ihn die Skepsis scharf angefaßt hatte, Phantasien, die namentlich ferne Länder, Spanien, Cypern, Griechenland, Indien, zum Gegenstand haben;

im allgemeinen wenig bedeutend, überschwänglich in der Form, aber höchst bezeichnend für die Sehnsucht nach dem Süden, die in ihm lebte. Auch ein Bändchen Lieder und Romanzen hat sich erhalten, römische Elegieen mit Goethischen Anklängen, die ganze Tonleiter der Empfindungen, wie sie wohl in der Brust eines begabten Jünglings von siebzehn bis achtzehn Jahren nachklingt. Lieder von Liebes Leid und Lust, die der Phantasie, nicht der Wirklichkeit ihren Ursprung verdanken, frische Begeisterung für alles Gute und Schöne, für Freiheit und Recht, aber auch Weltschmerz, tiefe Wehmut, unbestimmtes Sehnen. Als der polnische Aufstand ausbricht, da hat er ihn mit seinen verschwiegenen Liedern begleitet. Er möchte mit in den Kampf: „Ein junges Leben hab' ich zu verschwenden!" Die Nachricht von der Schlacht bei Grochow stimmt ihn zu einem Trauerliede und im November 1831 schreibt er: „Euch preis' ich glücklich, Helden der Freiheit, die ihr im Morgenrot kämpfend gefallen. Uns Lebenden blieb die verödete Seele, des Vaterlands Knechtschaft und ewige Thränen." Welcher edle Jüngling hätte in jenen Jahren nicht in gleicher, unbestimmter Schwärmerei geschwelgt, oder nicht auch, wie Hehn, sich die Freiheit zur Göttin und die Menschheit als solche zum Ideal erkoren?

Und noch eines jener Jugendlieder mag hier Platz finden. Er nennt es Abendstimmung: „Unter den Bäumen Wandle ich einsam. In Dämmerung sinken Himmel und Erde, Und das Abendrot Glimmt nur noch farblos In den Dünsten des Abends. Gestalten und Töne schmelzen ineinander, Uebergegangen, zerflossen, In eins zerronnen Sind alle Wesen: Ich bin des Bewußtseins müde Und möchte aufhören, Und, um süße Vernichtung flehend, Meine Arme schlagen Um die kühle, heilige Erde. Daß ich eins würde Mit der großen Mutter Alles Lebendigen, Und daß sie mich risse, Mit süßer Versöhnung, Aus dem engen Dasein Und der wandelnden Zeit. Ach, meine Seele lechzt danach, Denn es ist süß, Wenn alles zusammensinkt, Mit zu vergehen, Und des engen Bewußtseins Armer Vereinzelung Sich zu entwinden. Aber schrecklich ist es, In ödem Sarge, Zu dunkeln, zu modern, Wenn über dem Grabe Die Lenzes-

lüfte Säuseln und lächeln, Und die Bäume knospen, Und die anderen Menschen Unter des Frühlings Goldenem Himmel, In süßer Freude Wandeln und weinen."

Gewiß, es ist Jünglingspoesie und niemand hat besser gewußt als Viktor Hehn, daß ihm die Götter nicht den Lorbeer des Dichters bestimmt hatten. Er hatte ein viel zu feines Verständnis für wahre Poesie, um nicht die Grenzen zu kennen, die ihm gesetzt waren. Aber Dichten ist ein Recht der Jugend, und so hat auch er gedichtet und geträumt.

Entsprach doch die Wirklichkeit nur wenig seinem Sehnen. Der Vater war schon 1823, da Viktor kaum das zehnte Lebensjahr erreicht hatte, gestorben und die Witwe war in engen und schweren Verhältnissen zurückgeblieben. Glücklich noch, daß sich die Mittel fanden, die Erziehung der Kinder zu bestreiten. Als Viktor im Herbst 1830 als Student in Dorpat immatrikuliert wurde, um Philologie und Geschichte zu studieren, galt es, sich einzuschränken. Er ist daher keiner der studentischen Verbindungen beigetreten und hat, was er später oft beklagte, so gut wie ausschließlich seinen Studien gelebt. Sein bester Kamerad war sein Stiefbruder Julius, der ihm überhaupt geistesverwandt war, nächst ihm der spätere Direktor des Rigaer Gouvernementsgymnasiums, Alexander Krannhals, wie Viktor Hehn Philologe, dann einige Freunde, mit denen er sich zu einem historischen Leseabend zusammengefunden hatte wie Eduard Carlbloom und Romeo Kiseritzki. Aber weder über seine Studien noch über sein häusliches Leben hat sich für die Zeit der Studentenjahre etwas ermitteln lassen. Sicher ist, daß Hehn nicht nur die alten, sondern auch die neuen Sprachen eifrig studierte, daß er es zu mehr als gewöhnlicher Fertigkeit im Klavierspiel brachte, und vor allem, daß er mit ganzer Seele der Politik folgte. Stets auf seiten des Volkes gegen die „Tyrannen", mochte es nun in Deutschland, oder in Spanien, in Griechenland, Italien oder wo immer sonst sein. In der stillen livländischen Universitätsstadt, die unter dem milden Regiment des Grafen Pahlen stand — der berüchtigte Kraftström kam erst 1835 als Kurator nach Dorpat — war diese platonische Freiheitsschwärmerei damals noch

ungefährlich. Als im Sommer 1833 der ältere Bruder nach Deutschland zog um in Berlin seine Studien fortzusetzen und danach eine Reise in die Schweiz zu unternehmen, stand Viktor vor seinem Schlußexamen. Aus einem Briefe vom 31. Oktober 1833 mögen einige Stellen hervorgehoben werden. „Soll ich Dir auch etwas davon sagen, wie es mir unterdes ergangen ist? Ach, in unsrem Lande hat man gar kein Schicksal und das ist eben das allerunerträglichste Schicksal. Lieber durch Leiden möcht ich mich schlagen, als gar kein Schicksal haben. . . . In den Ferien war ich an den Seestrand gezogen. Es war ein Quasi-Seebad, an der Mündung eines süßen Wassers, der Narowa und überdies in einen Winkel des finnischen Meerbusens, wo das Meer fast aufgehört hatte Meer zu sein und kaum salzig schmeckte oder Wellen schlug. Indes war es doch etwas. Es war doch ein neues Leben, es weckte eine Ahnung von Freiheit in mir. Fremde Kauffahrteischiffe kamen und gingen, und ich erhielt einen Begriff von Schiffseinrichtungen und sah Menschen, die in allen fünf Weltteilen gewesen. Am Ufer lagen Muscheln, nachts brannte ein Leuchtturm, Meer, Nebel, Wolken, Winde und Wellen — es war doch etwas Poetisches. Große Wirkung auf meine Gesundheit habe ich indes nicht gespürt."

Hehn war nach seiner Rückkehr nach Dorpat bestimmt worden, eine Lehrerstelle an eben jener Dittlerschen Privatschule anzunehmen, in welcher er als Knabe unterrichtet worden war. Aber die neue Thätigkeit behagte ihm keineswegs, auch führte sie ihn dem Examen nicht näher, das doch das nächste Ziel sein mußte. „Ich sehe täglich ein, eine Thorheit begangen zu haben. Aerger und Unannehmlichkeiten bringen mich herunter. Wir haben schon seit zwei Monaten den niederträchtigsten, naßkalten Herbst, der Winter will nicht kommen. Wie soll man bei solchem grauen Nebelwetter die Dinge rosenrot ansehen. Ich nehme oft die Landkarte zur Hand und träume mich in Gegenden, wo der Himmel blau ist und wo die Dichtung, die Freude und die Freiheit wohnen." Besonders unerträglich war ihm bei seiner Lehrthätigkeit die Verpflichtung, zugleich die Auf-

sicht über die Schüler zu führen. „Einige Stunden unter dreißig schreienden, lärmenden Jungens zu stehen — das halte der Teufel aus.“ Die gleiche Stimmung der fehlenden inneren Befriedigung, die gleiche Sehnsucht in die Ferne, klingt uns aus einem zweiten Briefe entgegen, der nur vierzehn Tage später geschrieben ist. „Gestern abend schwamm der Mond am blauen Himmel, der Sturm trieb leichte Wölkchen von Südwesten her. Sie waren leicht wie Gedanken, sie waren der Schaum des gewaltigen Wolkenmeeres das ihnen vorausging. Ja, der Sturm wühlte das Meer der Wolken auf und trieb es über unsern Himmel, der mit Sonne, Mond und Sternen nun von ihm bedeckt ist. Ich mache die Augen zu und träume mich an das Ufer des Meeres. Könnte ich am Felsengestade von Norwegen, oder auf Rügen oder Helgoland stehen und das Meer in diesem Sturme sehen! Ich bin so durstig nach gewaltigen Schauern, es wäre Balsam für mein Herz, es würde meine leere Seele mit großen Gedanken und Vorstellungen füllen. Dies gemeine tägliche Leben, diese Abgeschmacktheiten, Gewohnheiten die immer wiederkehren — es ist ein langsamer Tod.“ Hehn hatte damals gerade die „Briefe eines Verstorbenen“ gelesen und schaut bewundernd zu dem Verfasser auf. „Könnte ich auch etwas thun, schreiben, erleben, was mich berühmt macht! Aber in einem fernen Winkel der Erde zu verkümmern, fern von dem Geräusch des Lebens, den Wundern der Natur Jugend und Alter verbringen und dann spurlos hingehen, wie tausend andre, wie das Tier und das Blatt, wie eine Pflanze am Boden klebend, au, ihm sterbend, mit dem Sommer spurlos vergehend — ach, es ist ein grausames Schicksal!“

Im Februar 1834 machte Viktor Hehn darauf glücklich sein Schlußexamen. Sein erster Gedanke war nun, das kleine Kapital, das ihm gehörte, fünfzehnhundert Rubel, nach damaligem Kurse dreihundert Thaler, zu einer Reise in den Süden zu verwenden. „Ich würde mit einem Kauffahrer von Riga nach Lübeck und mit einem andern von Hamburg ins Mittelländische Meer gehen.“ Von dem Vorschlage seines Freundes Krannhals, mit ihm das Oberlehrerexamen zu machen, will er

nichts wissen. „Oberlehrer werde ich doch nie werden, denn das wäre das erste Stadium des Todes.“ Dagegen traten die Reisepläne bald vor der Erkenntnis zurück, daß seine Mittel doch gar zu geringfügig seien, und die an den jungen Kandidaten von allen Seiten herantretende Aufforderung, eine Stellung als Hauslehrer anzunehmen, führte ihn zum Entschluß, sich in diesem Beruf die Mittel zu erwerben, um später um so nachhaltiger seinen Lieblingsplänen nachgehen zu können. „Ich stehe jetzt,“ schreibt er dem Bruder, der inzwischen eine Stellung in dem kleinen halbrussischen Narva angenommen hatte, „ich stehe jetzt in mehrfacher Unterhandlung, und meine frühzeitigen Reisegedanken sind verscheucht. Ich träume nicht mehr von Orangen und Granaten, sondern von den seligen Ländern, wo Dukaten auf den Bäumen wachsen.“ Anerbietungen nach Moskau, nach Kokenhusen in Livland zu einem Herrn von Löwenstein, nach Pleskau traten an ihn heran, und zunächst war es der Gesichtspunkt der Höhe des Gehalts, der ihn zumeist beschäftigte. Daneben aber freute er sich seiner jungen Unabhängigkeit, des Rechtes, seinen Lieblingsstudien nachzugehen, ohne auf den Nutzen achten zu müssen, den sie ihm bringen konnten, unbeengt durch den Zwang der Examensorgen, die den Gewissenhaften doch arg bedrängt hatten. So hat er sich damals an dem neugriechischen Dichter Alexander Sutzo begeistert. „Du glaubst nicht, wie leicht mir das Verständnis wurde. Der Inhalt ist größtenteils politisch und gegen die despotische Regierung Capo d'Istrias gerichtet. Neben viel Anmut und Leichtigkeit doch auch viel beißendes Salz. Der Dichter trägt ein ganz nationales Gepräge, was in Griechenland jetzt viel sagen will.“ Auch die vier neuesten Bände von Börnes Briefen aus Paris erregen seine Bewunderung. „Wie viel Witz, wie durchdringende Schärfe des Geistes, vor allem wie viel kräftige Mannheit, neben welcher eine gewisse weiche Schwermut, die aus dem Bewußtsein der Vergeblichkeit hervorgeht, desto größere Wirkung thut! Es ist unglaublich, wie weit seine Vernichtung und Verneinung geht, man folgt zitternd, aber bewundernd seinem kühnen Gange.“

Am Abend des Tages, an welchem er sich so dem Bruder gegenüber in seinen litterarischen Liebhabereien erging, brachte die Post den entscheidenden Brief, der über seine nächste Zukunft entschied. Er nahm ein Angebot des Generals Geismar an, der ihn zum Erzieher seiner beiden Söhne und seiner Tochter haben wollte. Der General stand abwechselnd bald in Mohilew, bald in Shitomir, zuletzt in Wilna. Es ist jener General Geismar, der 1830 und 1831 an der Niederwerfung des polnischen Aufstandes teilnahm und sich durch das unglückliche Gefecht bei Stoczek den Unwillen Nikolais zuzog, wie er denn überhaupt kein glücklicher Feldherr gewesen ist. Aber auch ihm ist schließlich der Erfolg Paskewitschs zu gut gekommen und der Dünkel Nikolais, der schon um des Auslandes willen alle Generale, die gegen Polen gekämpft hatten, reich belohnte. Fast wie ein Prokonsul hat er auf polnisch-litauischem Boden in äußerlich glänzenden und reichen Verhältnissen gebieten können. Hehn aber fand nicht, was er bedurfte, um sich wohl zu fühlen.

Das halbrussische Wesen in dem Geismarschen Hause war keineswegs dazu angethan, eine hochstrebende, stets nach Erkenntnis und Belehrung suchende Jünglingsseele wie die seine zu befriedigen. Die Aeußerlichkeit der Bildung, die ihm entgegentrat, widerte ihn an. Der Kultus des Scheins, der hier herrschte, widersprach seiner in die Tiefe dringenden Weltanschauung, und auch die äußeren Verhältnisse befriedigten ihn trotz ihres Glanzes keineswegs. Am besten harmonierte er noch mit der deutschen Gouvernante, die gleich ihm die undankbare Aufgabe hatte, zwei wilde Knaben zu erziehen, die von der gesamten Umgebung verzogen wurden. „Ich fand," schreibt Hehn nach Jahresfrist dem Bruder, „keinen Begriff von Zucht, Ordnung, guter Sitte, Fleiß, Bescheidenheit, Anstand, keine Kenntnis, kein einigermaßen edles Gefühl vor. Zwei verwilderte Bengel von heftigem Charakter, die keine Sprache richtig zu sprechen oder gar orthographisch zu schreiben wissen. Und der älteste ist vierzehneinhalb Jahre alt. Die älteste Tochter ist glücklicherweise im Stift erzogen, wird aber zu Hause schon tüchtig verdorben." Auch die Stadt Wilna bot ihm nur wenig.

Sie hatte durch die Aufhebung der Universität, durch die Verarmung des Adels unendlich verloren. Außer dem Hause boten sich ihm zum Umgange nur wenige deutsche Beamtenfamilien, aber auch von ihnen ist ihm keine mehr als oberflächlich bekannt geworden. Es blieb nichts übrig, als sich in die Welt der Bücher und die seiner eigenen reichen Gedanken zu flüchten, und so hat er sich trotz allem in seiner Hauslehrerexistenz zurechtgefunden. Eine Reise, die er mit der Familie Geismar nach Petersburg unternahm, bot neue Anregung. Auch interessierte ihn der Einblick in die eigenartigen polnischen Verhältnisse, und endlich sein liebebedürftiges Herz hatte einen Gegenstand der Anbetung gefunden, die Tochter des Hauses, zu der er aufschaute wie zu einem unerreichbaren Gut. Ein völlig einseitig platonisches Verhältnis, das vielleicht mehr in seiner Phantasie als in der Wirklichkeit bestand, denn seine eigentliche Liebe, die Leidenschaft, welche ihn ganz erfüllte, das war die Sehnsucht in die Ferne, die Sehnsucht nach Deutschland und dann nach Italien. Merkwürdig aber ist es, wie er hier auf russisch-polnischem Boden in rückschauender Betrachtung die verlassene livländische Heimat wiedergewinnt und ihr durch den seither oft wiederholten Vergleich mit den griechischen Kolonien auf barbarischem Boden einen Reiz verleiht, der sie ihm teurer und liebenswerter erscheinen läßt. Wir besitzen aus dieser Wilnaer Zeit nur zwei Briefe von Viktor an seinen Bruder Julius. Einer von ihnen, vom Palmsonntag 1835, wird uns so recht in den Gedankenkreis einführen, der ihn damals erfüllte.

Wilna, Palmsonntag 1835.

Lieber Bruder! Endlich kommt heute Dein längst erwarteter Brief. Ein Jahr, sagst Du selbst, ist verflossen, ohne daß wir uns gesehen, uns geschrieben. Und welch ein Jahr! Um wie viel bin ich älter geworden seitdem! wie bin ich selbst in meiner eigenen Schätzung gesunken! wie ist meine Ansicht der Dinge und Menschen immer richtiger, d. h. immer trüber geworden! Aber soll ich heute jammern, heute, da Dein Brief mir in frische Erinnerung gebracht, daß ich in der Ferne ein

mir brüderlich zugethanes Herz besitze, heute, da der schönste Frühlingshimmel voll tausend Messeglocken hallt? Ich brauche Dir nicht zu erzählen, in welche Verhältnisse ich hier geraten bin. Welcher Art meine Leiden gewesen sind, kennst Du zum Teil aus eigener Erfahrung, und, was das schlimmste ist, so werden wir uns beide gestehen müssen, daß auch ein wenig Schuld auf unsre Unbekanntschaft mit der Welt, auf unsre eigene Trägheit, Schwäche und Demut fällt. Im ganzen scheint mir Deine jetzige Lage nicht verächtlich. Du lebst in einer großen Stadt, hast Deine völlig freie Zeit, Ueberfluß an Büchern und Zeitungen, Verwandte in der Nähe: was kann ein Armer, der von seiner Tagearbeit lebt, eigentlich mehr verlangen? Freilich bist Du nur für den Augenblick untergebracht und wirst am Ende des Jahres nichts Großes erspart haben. Wenn ich, was wahrscheinlich ist, zu Anfang des Sommers dies Haus verlasse, werde ich doch ungefähr sechzehnhundert Rubel in der Tasche haben. Dafür könnt' ich beinahe zwei Jahre in Dorpat leben. Aber ist das Geld alles? Ein neues Jahr meiner Jugend wird hin sein, und wenn ich die Rechnung schließe, werd' ich außer dem Gelde, im Herzen, im Kopfe auch etwas Gewonnenes mit forttragen? irgend einen Fortschritt, einen neuen geistigen Besitz, die Erinnerung irgend eines Genusses? Welch ein Zustand, wo man freudig die Tage zählt, die schon vergangen, die man schon überstanden! Hab' ich nicht schon mit meiner eigenen Unfähigkeit und Unthätigkeit zu kämpfen und ich muß noch äußere Fesseln tragen! Es ist jetzt Frühling, und ich bin zweiundzwanzig Jahre alt. Wie müßte meine Seele also voll Hoffnung, Keckheit und siegbewußter Kraft sein! Und ich bin siech, ich erwarte keine Erfüllung, ja ich habe kaum mehr einen Wunsch. Ich lebe und webe jetzt ganz in Lord Byron, der mich bis in den Grund der Seele trifft. Ich suche ihn englisch zu lesen, in welcher Sprache ich täglich Fortschritte mache. Erinnerst Du Dich der lieblichen Haida? Mich hat dies holde Geschöpf besonders gerührt, weil ich unwillkürlich ihrem Bilde Marie Geismar unterschiebe. Alle Morgen von acht bis neun sitze ich am Flügel, in dem Zauber zweier blauen

Augen befangen, von dem Dufte der reinsten Anmut und Offenheit berauscht. Ich bin ihr so nah, ich fühle den Hauch ihres Atems, der leiseste Gedanke ist auf dem beweglichen Gesichte zu lesen. Ich bin ihr so nah — und doch so weit, doch unerreichlich. Sie eine Königin, und ich ein Sklave, nicht gehaßt, aber unbeachtet, ohne Reichtum, ohne Schönheit, ohne Manneskraft, ohne leichtsinnige Liebenswürdigkeit, schweren Blutes und trägen Geistes. Weißt Du, worin ich Abwehr suche gegen verliebte Anfechtungen? Die ganze Stadt ist voll katholischer Kirchen, darunter hat besonders eine eine wunderschöne Orgel, und es ist fast immer Gottesdienst darin. Ich trete hinein, und die Musik, der Weihrauch, die Kerzen, die hohe Wölbung der kühlen Halle erwecken in mir himmlische Gedanken und heilige Schauer, die ich lange nicht gehabt. Ich bin der katholischen Kirche sehr zugethan. Katholik oder Freigeist — ich bin bald das eine, bald das andre, hier oder dort ist die Wahrheit.

Mittwoch, morgens um acht.

Heute ist keine Klasse, und ich kann meinen Brief fortsetzen. Wenn ich die letzte Zeit überdenke, so hab' ich doch Petersburg und einen großen Teil des westlichen Rußland gesehen, einen Vorgeschmack des Südens bekommen, die polnischen Zustände von mancher Seite kennen gelernt, mit russischer Sprache, Sitte, Denkweise und Bildungsstufe bessere Bekanntschaft gemacht, die große Welt, ihre Toilette und ihren Gedankenkreis von ferne beobachtet und vor allem schwere und kostbare Erfahrungen über mich selbst und das Hauslehreramt gemacht. Gedenkst Du noch unsrer gemeinschaftlichen Reisepläne? Ich gestehe, daß mir während des Winters auch diese Lust vergangen war, der Frühling hat sie mir wiedergebracht. Mir fällt wieder Lamartine ein. So ein Pariser Dichter reist doch anders als ein deutscher Stubenpoet. Er hat sein eigenes Schiff, seine eigene Karawane, die arabischen Stämme strömen verwunderungsvoll zu dem fränkischen Emir. Als ich das Buch gelesen, war in meiner Phantasie ein wundersames Gemisch von Palmen und dürren Felsen, von Wüsten, Sternen und Meeren, von

Perlen, Ebenholz und Piastern, von Tabak, Kaffee und Scherbet, von schwarzen Rossen, Teppichen, Arabesken, Minareten, Schleiern, Springbrunnen, Märchen u. s. w. Ich glaube, Du hast das wollüstige orientalische Leben bei Deiner Reise nach Grusien etwas kennen gelernt. Und man kommt in dem Buche nicht bloß äußerlich in das Morgenland, auch innerlich in ein geistiges Morgenland, in eine fremde Welt der Frömmigkeit und des Gebets, die in seltsamem Gegensatz zu unsrem zerrissenen, von den Schmerzen der Erkenntnis gefolterten Jahrhundert steht. Du hast mir einmal Notre Dame de Paris empfohlen. Ich muß Dir nun sagen, daß ich selbst Claude Trollo, ein junger Fürst Leo Sapieha, der Kapitän Phöbus und Marie Geismar die Esmeralda ist. Sie hat einen jungen Hasen, den sie sehr liebt und den einer der allzeit dienstfertigen Adjutanten ihr geschenkt hat: das ist die Ziege. Aber, um ernsthaft zu sprechen, so waltet in dem Roman die düstere Glut einer mächtigen Phantasie, die dem Mittelalter nicht die romantischen, wie die mittelalterliche Dichterschule Deutschlands, sondern die greuelhaften Elemente entnommen. Viktor Hugo hat eine gewisse abgekehrte Seite des Mittelalters zur Anschauung gebracht. Nicht Rittertum und Minnetum, nicht Ehre, Tapferkeit, Glaube, nicht Burgen und Münster, auch nicht das finstere Kirchentum, wie in unzähligen Romanen; sondern Alchimie und Kabbalistik, Zigeunerwesen, die schrecklichen gerichtlichen Prozeduren, die barbarischen Universitäten, die Gaunerbanden, die fanatischen Selbstpeinigungen, die Hexenprozesse, Pranger und Galgen, die Mysterien, die ganze rohe Wildheit im Innern der Städte des Mittelalters — das alles mit Wahrheit, genauer Kunde und großer poetischer Kraft geschildert, macht einen überwältigenden Eindruck. Die beiden schönsten Scenen sind der Sturm der Gauner auf Notre Dame, und Phöbus und die Esmeralda in der Bodenkammer. Jede Person des Romans ist eine eigentümliche, merkwürdige Schöpfung. Quasimodo, der auf Notre Dame lebt wie das Reptil auf seinem Baume, mit dem es eins ist; Claude Trollo, der mich am meisten interessiert und der am unglücklichsten ist; Gringoire, der den wahren Ausspruch thut: „qu'est-

ce que c'est que la mort? un passage de peu de chose à rien;“ die Esmeralda, der Smaragd und Phöbus, der nicht bloß nichtswürdig (das würde nichts schaden), sondern auch unbedeutend ist u. s. w. Welche Höhen und Abgründe der menschlichen Leidenschaft! — — Ich bin ins Schwatzen hineingekommen, verzeih mir das. Du frägst, wie mir Petersburg gefallen. Kalte Pracht. Ungeheure Bauwerke ohne Seele. Die steinerne Stadt hat keinen lebendigen Umlauf heißen Blutes wie London und Paris. In eine nordische Wüste gebaut und vielleicht bald jenen Trümmern ähnlich, die in der Wüste von Palmyra und Baalbeck ragen. Petersburg ist eine künstliche Stadt, reißend schnell entstanden, und wenn das russische Reich zerfällt, wird es ebenso schnell vergehen. Petersburg ist nichts durch sich selbst, durch seine Lage, seine Geschichte, sondern alles als Residenz der russischen Kaiser. Als solche ist es aber auch einzig, und der Ausländer muß staunen. Wäre das ganze Reich in solchem Kulturstande wie seine Hauptstadt und deren Umgebung! Aber dasselbe gleicht einer Aschenbrödel, deren Nasenspitze recht rein gewaschen ist. Du schreibst mir, daß Du an Livland gekettet bist. Auch ich fange an, in diesen russischen Umgebungen mein provinzielles Vaterland zu lieben. Du glaubst nicht, wie viel Landsleute ich überall in Rußland gefunden habe und wie sie alle ein gewisses Gepräge tragen, dessen Gleichheit man erst unter einem fremden Volke erkennt. Ich vergleiche unsre deutschen Ostseeprovinzen mit den hellenischen Ansiedlungen an den Küsten des Schwarzen und Mittelländischen Meeres. Sie haben deutsches Recht, deutsche Sprache, Sitte, Religion, Betriebsamkeit; sie hatten ein ritterliches und katholisches Mittelalter, Burgen, Klöster, Bischöfe, städtische Gemeinden und Körperschaften, ein beschifftes Meer zur Seite; was für geschichtliche Erinnerungen aus der Heldenzeit des Ordentums und der Hansa! Später unterlagen sie dem persischen Czar, dem μέγας βασιλεύς. Und noch jetzt sind sie die ersten im Heer, in der Verwaltung; sie bilden die Jugend (welches letztere ihnen übrigens oft schlecht gelingt). Schreibe mir, ob Du etwas von meinen hiesigen Lehrerverhältnissen zu wissen begehrst oder sie schon kennst, und

überhaupt, was Du willst, daß ich Dir von diesem letzten Jahre nachhole. Sehr belustigt hat es mich, daß Dein Schüler taubstumm ist. Auch die meinigen sind stumm, wenn sie auf eine Frage in der Lehrstunde antworten sollen, und taub, wenn man ihnen etwas befiehlt oder verbietet.

Schreibe mir auch von Deiner Lektüre und liebe mich wie bisher. Dein Bruder Viktor.

Geendigt um 12 Uhr in der Nacht auf Gründonnerstag.

Ich lese meinen Brief durch und finde, daß ich viel Larifari, aber nichts Reelles geschrieben habe. Nächstens einen besseren. Nur schnell und ausführlich geantwortet!

Unter solchen Verhältnissen hat Hehn es doch noch fast ein Jahr ausgehalten. Er las und studierte, fand in der Musik Trost und Erhebung und nutzte die Zeit, um sich neben der zunächst noch oberflächlichen Kenntnis des Russischen und Polnischen mit voller Energie das Englische und das Französische zu eigen zu machen. Seine Führer dabei waren einerseits Shakespeare und Lord Byron, andrerseits Nodier und Viktor Hugo, dessen Orientales ihn in einen Rausch orientalischer Träumereien versetzten. Sie boten ihm den Anlaß, Geschichte, Geographie und Kultur Indiens, so weit es die, wie es scheint, vortreffliche Bibliothek des Generals erlaubte, zu studieren. Dann war es die mittelalterliche Poesie Deutschlands, in die er sich versenkte, speziell Wolfram von Eschenbach. Es hat sich das Konzept zu einem langen Briefe an den Bruder erhalten, in welchem er ihm den Inhalt des Parcival erzählt, voll feurigen Schwungs, aber zugleich, was sehr bezeichnend ist, unter scharfer Betonung der kulturhistorischen Gesichtspunkte. Bei alledem hatte er doch stets das Gefühl auf einem Boden zu leben, in dem er nicht gedeihen könne. Er war schließlich froh, als sich das Verhältnis löste. Mit leidlich vollem Beutel zog er nach Riga, um sich nach einer neuen Stellung umzusehen. In einer Tagebuchnotiz, die er zu Pfingsten 1839 eintrug, gedenkt er seines Einzuges in die alte livländische Hauptstadt und zugleich des letztverflossenen Jahres.

„Pfingsten,“ schreibt er, „ist für mich immer ein Fest, wo ich zurückdenke und die Knotenpunkte meines Lebens zähle und den Weg berechne, den ich gedankenlos von Tag zu Tag zurücklege. 1835 zog ich beim schönsten Frühlingshimmel, zu dem die grünen Säulen der Pappeln hinaufstiegen, in Shitomir ein (eine Reise, von der sich sonst in seinem Nachlaß keine Spur erhalten hat), es war der erste Tag der Ruhe und des Wohlseins nach dreiwöchentlicher Reise und vielfacher Kränkung. Das Jahr darauf war ich in Riga und sah einsam aus den hohen Fenstern eines Gasthofes zu dem schlanken Petriturm hinauf, während ein finsterer Regen strömte. Damals war ich wieder im Vaterlande und hinter mir lag ein Jahr, das manche Erfahrung, viel Leiden gebracht hatte und mit dem nutzlos, ohne Frucht und Errungenschaft ein Teil meines kurzen Lebens hingegangen war.“ Es gingen noch einige Monate hin, ehe sich ihm eine neue Hauslehrerstelle bot. Am 1. September 1836 finden wir ihn bei dem Baron Lilienfeldt in Weinsel bei Lemsel. Immer in Hinblick auf eine gemeinsam mit dem Bruder durch Europa zu unternehmende Bildungsreise legte er sich den verhaßten Zwang des Unterrichtens und der Abhängigkeit auf. Denn jede Stunde, die den Studien entzogen war, schien ihm verloren. Und doch waren es bequeme Verhältnisse, in die er eintrat, liebenswürdige, ihn hochschätzende Menschen, in deren Kreise er lebte, eine Umgebung, in der jede Mittelmäßigkeit und leichtlebige Selbstzufriedenheit sich hätte wohl befinden müssen. Aber in dem Herzen des Dreiundzwanzigjährigen glühte die Sehnsucht nach Erkenntnis, ein Schaffensdrang, der ihm keine Ruhe ließ. Er stand sich selbst und seiner Umgebung ironisierend gegenüber, als ein Unbefriedigter, in diesem Idyll harmlosen Landlebens, den Blick in die Zukunft gerichtet, die ihm, wenn auch nur einmal, jene Genüsse bringen sollte, die er vom Leben verlangte: den Blick in die Welt des Südens, den Verkehr mit Menschen, welche mehr waren als er, kurz Anschauung dessen, was er längst als einzig begehrenswertes Gut erkannt zu haben meinte. In dieser Stimmung schrieb er dem Bruder:

Weinsel, den 15. September 1836, abends zehn Uhr.

Teurer Bruder! Da bin ich wieder an der Schwelle einer neuen Zukunft, mein Schulamt ist seit vierzehn Tagen im Gang, mein Leib ist hierselbst in Weinsel, vierzehn Werst von Lemsal, meine Sehnsucht aber in einem Lande, dessen Namen ich Dir nicht nennen kann, weil ich ihn selbst nicht weiß. Da ich zu Geismar zog, schwellte eine halbe Siegeshoffnung die Segel meiner Gedanken, der Anblick neuer Küsten und ein unbekanntes Leben stand mir bevor, vielleicht aber auch Schiffbruch, Not und Gefahr. Jetzt beginne ich meine Fahrt ohne Furcht, aber auch ohne Hoffnung. Welchem Hafen steure ich zu? Demselben, von dem ich vor kurzem abstieß, d. h. nach zwei Jahren werde ich im fünfundzwanzigsten Jahr ebensoweit sein, als ich im dreiundzwanzigsten bin, ich werde von der Unsterblichkeit ebensoweit sein, als jetzt. Aber dann wollen wir, bei der Abendröte der scheidenden Jugend, unsrem Versprechen und Plane gemäß, Europa durchwandern und im fröhlichen Genuß des Augenblicks, solange das Geld ausreicht und das Herz Gefallen findet, die Tage und Nächte vertaumeln, ohne sie zu zählen. Komme dann hinterher Not und Prosa des kalten Vaterlandes, wo wir die Stufe zum Alter, und dann noch eine tiefer zum Grabe hinabsteigen müssen. Am Rhein, in der Champagne und vielleicht tief im Süden wollen wir uns an Wein berauschen, das ist der einzige vernünftige Zustand, denn mit nüchternen Augen besehen und mit fester Hand gewürzt, ist das Leben nicht einen Schuß Pulver wert. Wir wollen trinken, lieber Bruder. Von diesen frohen Gedanken beflügelten Reisegenusses zurück zur Beschreibung meiner jetzigen trägen, stumpfen, einförmigen und schwerbeladenen . . . Ordnung und Zucht.

Den 23. September, acht Uhr abends.

Der Hausordnung gemäß stehe ich schon morgens um sieben auf und muß daher auch zeitig zu Bett sein. Um acht beginnt an jedem Tage meine Musikstunde, von neun bis zwölf gewöhnlicher Schulunterricht, von zwölf bis eins Spaziergang, dann Mittagessen und nach demselben eine Pfeife

und Gespräch mit meinen Hausgenossen, die sehr redselig sind und in ihrer ländlichen Abgeschiedenheit und bei ihrer hohen Meinung von meinem Wissen und Verstande voll Bewunderung auf jedes meiner Worte lauschen. Darüber wird es drei. Von drei bis fünf abermals Lehrstunden. Dann entweder Spaziergang oder Klavierspiel oder dies und das. Der Thee verlängert sich durch die unendlich lange Pfeife und das nicht minder lange Geschwätz bis sieben oder acht, worauf ich mich gewöhnlich zum Piano setze und die bons campagnards dann ihrer Bewunderung meiner Phantasien, wie sie es nennen, Luft zu machen pflegen. Um neun Abendessen, Pfeife und Schlafengehen. Da hast Du mein wechselndes ereignisreiches Leben mit allen seinen Stürmen, seinen großen Thaten und Gedanken, seinen stolzen Ehren, seinen Liebesentzückungen, seinen geistigen Bewegungen! Da hast Du meine Jugend und ihre Rosen, da siehst Du die Vorhalle, durch die ich zu einer krönenden Zukunft schreite! Beneide mich! In der That, ich kann beneidenswert scheinen, denn ich bin von Achtung und Zuvorkommenheit umgeben, keine Bequemlichkeit geht mir ab; die beiden Knaben, Magnus Torklus und Wilhelm Kleinenberg, sind höchst bescheiden, ehrerbietig, fleißig und aufmerksam; die Frau v. Torklus würde ich, wenn meine Ansprüche mäßiger wären, liebenswürdig nennen; der Herr vom Hause, Magnus Lilienfeldt, ist außerordentlich gutmütig und mir ganz ergeben, wenn auch etwas beschränkt. Und dies letztere ist oft sogar angenehm; es ist angenehm, ohne viel Mühe und in jeder Stimmung die Ueberlegenheit zu fühlen und anerkannt zu sehen. Man sucht mir, so viel es sich thun läßt, Vergnügen und Unterhaltung zu schaffen. Man läßt mich reiten, man spielt Whist mit mir, durch einen Lesezirkel erhalten wir einige schlechte französische Bücher. Mit Rosenbeck, das sechs Werst von uns entfernt ist, und wo Ludwig Lilienfeldt, der Bruder, mit seiner Frau lebt, die mir sehr gefällt, stehen wir in beständigem Verkehr. Die Rigaische Zeitung, die einzige, die mir in die Hände fällt, ist eine sehr magere Kost. Wenn Du mir antwortest und hast eben etwas Wichtiges erfahren, so lasse die Nachricht darüber in Deinen Brief einfließen. — Weinsel

liegt in einer ziemlich öden Ebene, in einiger Entfernung befinden sich aber die schönsten Gegenden Livlands. Wenden, Cremon, Hochrosen (das ich schon gesehen), der Hermannsberg und Blauberg, Lindenhof u. s. w. Das Meer ist dreißig bis vierzig Werst von hier. Die Eichen sind hier sehr häufig. Kurz, meine Lage ist nicht zu verachten und hier im Hause herrscht ein gewisses Wohlleben, die Küche z. B. ist sehr gut. Aber das ewige und ewige Stundengeben den ganzen schönen Tag, der uns zur Freude und geistigem Fortschritt gegeben, erzeugt zuletzt eine unerträgliche Langweile und Ueberdruß bis zur Verzweiflung. Wie froh bin ich, wenn meine Uhr auf zwölf steht! Da ich Dir sonst weiter nichts Erhebliches zu melden weiß, so lasse es Dir gefallen, daß ich wieder, wie sonst, mit dem Ertrag meiner Lektüre und den durch sie in mir aufgestiegenen Gedanken und Gefühlen meinen Brief fülle. (Ich wünsche ein Gleiches von Dir.) Ich hoffe dadurch mir selbst nützlich zu werden und Du wirst in meinen Briefen eine Art höchst geistreicher Litteraturzeitung besitzen, die um so pikanter sein wird, als man dem Schreiber die Abgespanntheit anmerken wird, die ein in der Schule durchlangweilter Tag als des Abends süßen Lohn hinterläßt.

6. Oktober.

Nach langem Zwischenraum, der zum Teil durch eine über das schöne Wenden, über Lindenhof und längs den eichenbewachsenen Chausseen bei dem schönsten Sommerwetter fortgehende Fahrt nach Bilskershof zu der alten Frau v. Lilienfeldt unterbrochen wurde, findest Du mich um sieben Uhr morgens wieder damit beschäftigt, meine goldenen Sprüche und vollreifen Gedanken zu Deinem Nutz und Frommen aufzuzeichnen. Heute um eins werde ich eine christliche Religionsstunde geben, Du siehst, Gott wählt sich oft einen unreinen Mund, um seine Lehren fortzupflanzen. Gestern, bei der Vorbereitung aus Krummachers Katechismus, hatte ich wieder vielfache Gelegenheit zu Aerger, Bemitleidung und Spott. Die Erde ist um des Menschen willen. Ist mir ein hochmütigeres und zugleich beschränkteres Wort vorgekommen! Warum

nicht auch die Sterne und das ganze All? Gewiß, kein Teil der Natur ist um des andern willen da und die ganze Natur ist ein Kreis, wo, rückwärts und vorwärts, eins auf das andre hinweist. Ist die Offenbarung Gottes weniger herrlich, wo er Meer und Gebirg, wo er Rose und Nachtigall, oder wo er der Menschengeist ist? Vielleicht ist im Gegenteil das Menschengeschlecht nur da, um der Erde, diesem erhabenen Kunstwerke, einen neuen Schmuck zu geben, vielleicht gibt es nur Beduinen, damit die große Wüste, diese schauerliche Offenbarung göttlicher Melancholie, die er in einem Augenblicke öder Trostlosigkeit schuf, noch vollendeter seinem Gedanken entspräche; vielleicht gibt es nur Segel der Menschen, damit sie dem blauen Ozean, wenn er ein stiller Spiegel ist, Bewegung und weißes Leben zutragen, und wenn er in Zorn ist, damit er etwas zu verschlingen habe; vielleicht gibt es nur Menschen, um Gottes Ströme mit Marmor einzufassen, seine Berge mit Schlössern zu krönen und durch Wege, Städte, Gärten und Pflanzungen seine Länder und Landschaften noch schöner zu machen. D a m i t d e r M e n s c h d a s E b e n b i l d G o t t e s, d a s e r v e r l o r, w i e d e r e r l a n g e, d a z u i s t e r a u f E r d e n. D i e E r d e i s t d a s H a u s s e i n e r E r z i e h u n g, s e i n e S c h u l e. W i r s i n d P i l g e r. Traurige Ansicht voll Harm, die den Leib abtötet und den Geist, indem sie ihn der Welt entfremdet, zu widernatürlichen Greueln verführt! Nein, wir sind, wie die ganze Natur, um des Daseins willen da, um der Schmerzen und Freuden des Daseins willen. Was nach dem Tode sein wird und ob etwas sein wird, weiß ich nicht, aber nicht um das Grab zu erlangen habe ich dies mein schlagendes Herz, dieses Leben, diese Sonne erhalten. Nicht Schule, nicht Pilgerschaft, sondern der Zweck des Daseins ist das Dasein, und wenn dir dieses nur Leiden und Widersprüche gewährt, desto schlimmer, aber es ist alles, was du hast. — An einer andern Stelle heißt es, nachdem bemerkt worden, daß am Feiertage jede werktägliche Arbeit, jede weltliche Belustigung verboten sei: jedoch sind geistliche Amtsgeschäfte erlaubt. Siehst Du, wie die Zunft der Leviten sich selbst nicht vergißt! Ich weiß längst, daß sie nur Demut predigt, damit der eigene Hochmut keine

Beschränkung finde, daß sie Glauben verlangen, weil sonst das Denken und die Wissenschaft ihnen über den Kopf zu wachsen droht, daß viele Forderungen der Religion neue Forderungen des Priesterstandes sind. — Die Erzväter werden durch besondere Fügung Gottes und ein mäßiges Leben neunhundert bis eintausend Jahre alt. An dieser Stelle sehen wir dem Herrn Gottweisen in die Karten. Wir sehen, daß er noch ein Gewissen für Vernunft hat und hier regt es sich. Bemerke erst die schleichende, ausweichende Ausdrucksweise. Durch besondere Fügung! Fügung ist weniger hart als Wunder, aber es soll hier ebensoviel bedeuten. Aber das mäßige Leben stößt die besondere Fügung um und man weiß nicht mehr, was man von der Sache halten soll. Der Schreiber fühlte, daß dies unnütze und unbegreifliche Wunder Gottes doch zu stark sei, und er versetzte es mit etwas Vernunft und Natürlichkeit, indem er das mäßige Leben hinzusetzte.

Den 24. Oktober.

Ob dieser Brief je zu stande kommen wird? er ist nun schon Monate alt, und nach mehrmaligem vergeblichen Versuch habe ich mich nun endlich überwunden, ihn fortzusetzen. Wenn Du ihn in Händen hältst und liest von meinen Freuden, Schmerzen und Gedanken, so sind jene längst verschwunden, diese längst verdrängt. In meiner Lebensart hat sich nichts verändert, ich kann Dir von keinem Leiden melden, aber auch von keinem Glück. Wirst Du zu Weihnachten zu uns kommen?

Ich habe vor einigen Tagen die Briefe Napoleons an Josephine gelesen, von deren Erscheinen Du gehört hast und die meine Bewunderung für den Helden nur steigern konnten. Sie sind, wenn Du willst, unbedeutend, aber man fühlt sich zitternd in der Nähe einer gewaltigen Größe, wie am Ufer des Ozeans; und wie bei Nacht ein geringes Geräusch Deine Nerven erschreckt, als hörtest Du Getöse und Brausen, so liest man die gewöhnlichsten Worte dieser Briefe mit Schauer und Spannung. Sie gehen von seinem ersten Feldzug in Italien bis zu seinem Sturz. Zuerst sind sie zärtlich bis zum Uebermaß, das berauschte Gefühl eines feurigen Liebhabers hat sie eingegeben.

Er klagt, er jubelt, er ist böse und eifersüchtig, er schmeichelt, er ist voll Sehnsucht, er verwünscht das Leben, wenn ein Brief von ihr ausgeblieben und wenn einer angekommen, gilt er ihm mehr als alle Siege. Neben diesen glühenden Herzensergießungen laufen wie Nebensachen die Berichte seiner Thaten und gewonnenen Schlachten, die sehr kurz sind und den Schreiber viel weniger beschäftigen. Je weiter Du liest, desto mehr verändert sich der Ton der Briefe. Sie werden kürzer, kälter, befehlender. Der Kaiser schreibt ganz anders als der General in Italien. Das wäre an sich sehr natürlich; aber die Briefe eines alten Ehemannes klingen auch immer anders, als die eines Neuvermählten an seine junge Frau. Damals drückte er Josephines Briefe an sein Herz und küßte sie tausendmal, jetzt versichert er sie nur seiner Freundschaft, verbietet ihr ernstlich zu klagen und zu weinen und nimmt sie trotz ihrer Bitten nicht mit in seine österreichischen und polnischen Feldzüge. Nach der Scheidung von ihr geht der Briefwechsel fort und verändert seine Farbe gar nicht. Josephine war ein weiches, ganz weibliches Geschöpf, in ihrer Jugend eitel, später sehr thränenreich, von ihrer Größe erdrückt, jeden Unfall, jede Trennung, ja jedes neue äußere Glück in schmerzliche Leiden verwandelnd, denn Leiden sind die Wonne des Weibes. Die Geschichte dieser Ehe ist die Geschichte des Mannes und der Frau überhaupt. Napoleon erst mit stürmischer Anbetung zu ihren Füßen liegend, die sie sich zärtlich gefallen läßt, ohne dadurch sehr tief aufgeregt zu werden. Später nimmt ihn die Welt, die Thätigkeit, seine umstürzende und aufbauende Wirksamkeit ganz in Anspruch und seine Liebesleidenschaft erkaltet in demselben Maße. Josephine dagegen wird immer anhänglicher, sein Gang in die Ferne und in die Höhe ist ihr peinlich, weil er ihr dadurch entführt wird, sie bewundert und fürchtet ihn zugleich, ohne ihn je verstanden und sich zu ihm erhoben zu haben. Sie war, wie Du weißt, äußerst wohlthätig und die Güte selbst, aber nie die würdige Gattin Napoleons. Ich schreibe Dir einige Stellen ab, die mir merkwürdig scheinen. Erst eine Probe seiner zärtlichen Briefe. (Diese Auszüge, welche recht umfangreich sind, herzusetzen, trägt

nicht aus, doch mag bei dieser Gelegenheit bemerkt werden, daß Viktor Hehn sich die Bewunderung Napoleons bis in die fünfziger Jahre konserviert hat. Erst danach kommt er nicht mehr auf ihn zurück.)

Sonntag, den 8. November.

Erst eine Frage: Wie verhält es sich mit dem neuen Planeten, der in Palermo endeckt sein soll? Ein dunkles Gerücht darüber ist bis in meine Abgeschiedenheit gedrungen; lieber Hohepriester, belehre mich über die Sterne, denn ich Armer höre nur von Fuchsjagden. —

Ich wollte Dir ausführlich über das Portfolio berichten, das ich schon in Dorpat im englischen Original und also ohne Verkürzung und Verstümmelung gelesen, aber nun ist so viel Zeit hingegangen, daß die Welt und meine Gedanken längst darüber hinaus sind. Nur soviel: die Herausgeber versichern, nicht auf einem, sondern auf verschiedenen Wegen zum Besitz dieser verräterischen Urkunden gelangt zu sein. Man hat gesagt, diese Veröffentlichung sei das wichtigste Ereignis seit dem Sturze Warschaus gewesen, ich glaube in der That, daß damit auf die Diplomatie, diese herz- und treulose Giftmischerin, die an keinen Gott und keine Geschichte glaubt, die mit den Rädern und Ziffern ihrer Mechanik die tiefen geistigen Mächte und das Geheimnis des Lebens zu berechnen und zu leiten glaubt, ein Todesstreich gefallen ist. Solche gleichzeitige Enthüllung allerhöchster Gedanken ist in der Geschichte noch nicht vorgekommen; und daß der geistige Umschwung so rasch ist, ist eine Folge der Zivilisation, derselben, welche, während sie auf der einen Seite die zweizüngige Niederträchtigkeit unsrer angebeteten landesväterlichen und von Gott eingesetzten Regierungen entlarvt, auf der andern zum Beispiel Napoleon nach zehn Jahren die verdiente Bewunderung und Anerkennung zuwandte, die in früheren Zeiten einem gelästerten Helden erst nach Jahrhunderten zu teil wurde. Ich teile Dir aus dem Portfolio noch folgende Anekdote mit, für deren Wahrheit die sonst sehr unterrichteten Herausgeber ausdrücklich bürgen. An demselben Tage, wo Warschau fiel, kam der Sekretär des Herrn von Tatischtschew,

russischen Gesandten zu Wien, in Warschau an, um der provisorischen Regierung gemeinschaftliche Eröffnungen von seiten der russischen Gesandtschaft und des Fürsten Metternich zu machen. Der Inhalt betraf die Einrichtung eines Königreichs Polen unter einem Fürsten von nicht russischer Familie. Da siehst Du, wie unerwartet die Katastrophe des Falles Warschaus war, wie sie gar nicht in der Natur des Kampfes lag und vom blinden Glück herbeigeführt worden ist. Das Portfolio fühlt und erweckt eine große Bewunderung für die Staatsklugheit des Fürsten Metternich, und diese Lektüre hat mich überzeugt, daß wenn die polnische Revolution ein Jahr später ausgebrochen wäre, wo von der Propaganda Frankreichs nichts mehr zu befürchten stand, Metternich Polen nicht hätte untergehen lassen. Andrerseits stand Preußen, für seine Rheinprovinzen fürchtend, im Begriff, dem Lande eine noch von Stein ausgearbeitete Konstitution zu geben, als der Ausbruch in Warschau alles umwarf. Du wirst mir, gebiete ich, diesen Brief auf der Stelle beantworten, gleichviel, ob er lang oder kurz ausgefallen ist. Schreibe mir, von Dir selbst, Deinem Hause, Deiner Stimmung, Deinen Plänen, Deiner Lektüre.

Adresse: Weinsel über Roop.

Geendigt den 14. November.

Mein Leben ist immer dasselbe, mein Herz und meine Gesinnung gegen Dich desgleichen. Viktor.

Die Hauslehrerthätigkeit in Livland dehnte sich doch länger aus als Hehn ursprünglich gedacht hatte. Bot der sorgfältig gesparte Ertrag seines Gehaltes seiner Phantasie den Reiz, ihm einen längeren Aufenthalt in Deutschland in Aussicht zu stellen, so hielt ihn die ruhige Gleichförmigkeit seines Lebens fest — es fehlte der äußere Anlaß, um mit dem gewohnten Tagesgetriebe zu brechen. Auch dem Zauber der welligen livländischen Hügellandschaft, die ihn umgab, vermochte er sich nicht zu entziehen. Sie war ihm ein Vorbild größerer Schönheiten, die er ahnte, und die nun einmal das leidenschaftlich erstrebte Ziel seiner Wünsche bildeten.

Es hat etwas Rührendes, wenn man verfolgt, wie er mit der Form ringt, um seinen Empfindungen Ausdruck zu geben. Ein Dichter möchte er sein und mitunter glaubt er sich wirklich den Göttern verwandt.

So schreibt er dem Bruder:

Rosenbeck, den 15. Mai 1837.

Lieber Julius! Gestern kam ich in der schönsten Mainacht von Wenden nach Hause. Kennst Du die Gegend? Der Weg ist vielleicht der schönste unsrer Provinz und selten ist meine Brust so voll dichterischen Entzückens gewesen, jeder Atemzug war flüssiger Duft; durch das Dunkel der Nacht traten die Bäume mit ihrem frischen Frühlingslaube als seltsame Traumgestalten mir gegenüber oder schwebten wie riesenhafte Priesterinnen der Natur mit rauschenden Gewändern über Berg und Thal. Das alte Schloß der Heermeister war uns im Rücken geblieben; ein langer, steiler Berg führt durch schwarze Tannen zu der Aa hinab, und unser Wagen hielt am Fuße, bis das Floß hinüberkam. Ich horchte während dessen einer fernen Nachtigall, deren Stimme aus dem jenseitigen Walde kam; ihr Gesang kam bis zu mir wie der immer blassere Schein eines roten Flämmchens, der durch die Nacht streift und einen Kreis um die Glut des Mittelpunktes zieht. Es war für mich einer jener seltenen Augenblicke, die ich nicht beschreiben kann und für deren Phantasiebild ich in keiner Kunst einen Ausdruck finden könnte, weil es ebenso unbestimmt als entzückend ist. Am heutigen Morgen erwachte ich mit dem dunkeln Bewußtsein dieser Fahrt; sie und die wehmütige Freude, die sie mir gab, war wie ein Traum verschwunden. So wechseln im Leben des Einzelnen verschiedene Naturen wie die Stunden; welche aber die vorherrschende ist, die bestimmt seinen Rang. Es gibt viele Menschen, die immer den Tieren, wenige, die zuweilen den Göttern verwandt sind. — Lieber Bruder, welche unerträgliche Prosa lastet auf mir! Wären es eiserne Bande, ich hätte vielleicht Kraft, sie zu sprengen. Aber es sind tausend unsichtbare Fäden, von denen jeder einzelne nicht drückt, nicht zu ver-

folgen ist; es ist eine erschlaffende Atmosphäre, die durch tausend feine Adern dringt und das Herz in der Brust verwandelt. Wäre ich in einem glücklicheren Lande geboren, hätte meine Kindheit eine Fischerin zur Mutter, einen Seeräuber zum Vater gehabt, und ich hätte Muscheln gesucht am Gestade des blauen Meeres, dessen Unendlichkeit meine junge Seele erzogen, dessen rauschendes Wiegenlied mich eingelullt hätte — ich wäre ein Dichter zeitlebens gewesen. Oder ich wäre der Sohn eines Guerillero in den Gebirgen Spaniens gewesen und lernte früh die braune Flinte führen, durch reißende Waldströme schwimmen, das Herz der söldnerischen Feinde treffen und gläubig vor der Mutter Gottes knieen! Oder als ein Klephte, der kühle Brunnen mein einziges Getränke, mein Roß mein treuer Gefährte, zwei versilberte Karabiner meine Waffe, die Freiheit der Berge mein Kleinod! Oder als ein Hirtenknabe des Sennen auf der Alp, dessen Stimme die Lawinen belebt und ins Thal zu den schwerwandelnden Kindern der Sorge, wie Homer singt, hinabtönt, der unter Adlern und Alpenrosen wohnt und wenn er niedersteigt, am Ufer des Sees schlummert —

> Es lächelt der See, er ladet zum Bade,
> Der Knabe schlief ein am grünen Gestade.

Dann wäre mein Leben Poesie. Aber Essen und Trinken, Schlafen und Lesen, und so fort, bis jene Nacht anbricht, wo ich mich röchelnd mit bleifarbenem Antlitz und hervorgequollenen Augen auf dem Sterbebette winden werde. Das Leben ein schlammiger Sumpf und dahinter ein schrecklicher Abgrund voll Grauen! Hast Du von Uly Hiclan gehört, dem edlen Helden, den der Pöbel der Behaglichen einen norwegischen Räuber nennt, der alle Abgründe und Klippen kannte und der die Armen reich, die Reichen arm machte? Oder von dem Freunde Lord Byrons, dem Seeräuber der tropischen Gewässer, der mit Tigern, Palmen und vergifteten Pfeilen der Malaien sein beneidenswertes Leben geschmückt? Ich schließe, um in mein bequemes Bett zu steigen, das ich alle Abend habe; hungrig bin ich auch nicht, bin ich nicht also glücklich zu preisen? Gute Nacht!

Den 17. Mai.

Wir sind seit einigen Tagen in Rosenbeck, wo ich in der Herberge wohne. Von dem Fenster meines Schlafzimmers geht der Blick in den Garten; dort ist der Mai mit allen seinen Gaben. Die Apfelbäume, die noch vor kurzem rötliche Knospen trugen, von der weißen Blütenlast wie niedergedrückt — neige odorante du printemps —; der Weg mit weißen Blättern bestreut; frische, reinliche Beete; summende Bienen; bläulich-roter Flieder in voller Pracht; hinter dem Obstgarten ein ebener Rasenplatz, auf den die hohen Bäume des Parks hinabsehen, die hoch gegen den Himmel aufschlagen und zugleich tausend Arme zur Erde senken. Dort jubelte gerade eine Nachtigall, die Offenbarung einer unbekannten Freude. Da wandelte ich (die Sonne mußte eben hinter den Bäumen im Untergehen sein) als Zeuge der stillen schaffenden Natur, aber nicht als ein Glied von ihr, aus ihrer Befriedigung getreten und der unsteten Sehnsucht im Reiche wesenloser Schatten nachjagend.

Sonntag, den 30. Mai.

Sehr komisch ist es, daß Du willst, ich soll mich beizeiten nach einem Verleger umsehen. Das ist Nebensache und das meinte ich nicht. Ich fragte Dich, ob Du glaubst, daß ich einigen Beruf zum Schriftstellern habe. Darüber mußt Du mir noch Deine aufrichtige Meinung schreiben. Du machst aber, als lägen bei mir schon große geistreiche Werke fertig. Warum glaubst Du weniger Talent zu haben als ich? Ich schicke Dir einige lose Blätter mit Gedichten, die ich aus dem Haufen gegriffen habe, die Du in gehörige Ordnung bringen und mir mit einer aufrichtigen Kritik wiederschicken mußt. Ich bin auf alles Schlimme gefaßt, hoffe aber viel Nutzen und Selbsterkenntnis davon. Beobachte darüber ein strenges Geheimnis und gib zum Beispiel dem R. meine Briefe nicht zu lesen. Liebster, schreibe mir ohne Aufschub, ohne Aufschub. Erzähle Onkel Adolf, daß ich die letzten Tage in der genußreichen Gesellschaft seines Freundes, des Karl Gustav Jochmann, zugebracht habe. Zschokke machte mich mit ihm bekannt; er gibt Joch-

manns Briefe und Nachlaß heraus. Welch ein freisinniger, welch ein geistreicher Mann, und unser Landsmann! — Ich habe auch den Briefwechsel zwischen Bonstetten und Zschokke gelesen und darüber eine Recension von drei Bogen geschrieben. Ich finde einen im vorigen Sommer in Großhof beschriebenen Bogen und schicke ihn Dir zur Beurteilung zu. Schreibe geschwind und liebe Deinen Viktor.

Grüße Onkel Adolf.

Leider haben wir aus der Hauslehrerzeit Hehns, die sich noch bis in den Sommer 1838 ausdehnte, weiter keine Briefe, und es ließe sich nichts mehr aus diesen Jahren erzählen, wenn sich nicht vier Hefte „Lesefrüchte“ erhalten hätten, die vom März 1835 bis Mai 1838 reichen. Da Viktor Hehn bis in die fünfziger Jahre hinein die Gewohnheit beibehielt, sich über seine Lektüre dadurch Rechenschaft abzulegen, daß er teils den Inhalt der gelesenen Bücher in kürzerem oder längerem Auszug wiedergab, teils einzelne Bemerkungen und Betrachtungen, die ihm als besonders zutreffend aufgefallen waren, wortgetreu abschrieb, teils endlich eigene Betrachtungen an das Gelesene knüpfte, bieten diese Hefte ein ungemein wichtiges Material, an welchem sich sein geistiger Entwickelungsgang verfolgen läßt. Er pflegte wohl an die Spitze solcher Kollektaneen ein Motto zu setzen: „Anch' io son pittore“ oder „Τὰ τῆς γε Λήθης φάρμακα“ oder „Ἀπὸ τοῦ ὁρᾶν ἔρχεται τὸ ἐρᾶν“ oder, was eigentlich über all diesen, bald stärkeren, bald geringeren Heften stehen könnte, „Nulla dies sine linea“. Denn so arbeitete er in der That. Er ließ nichts von dem verloren gehen, was an geistiger oder wissenschaftlicher Anregung an ihn herankam, nur daß in späteren Jahren, als bereits feste Arbeitspläne ihm vorschwebten, diese Sammlungen einen mehr systematischen Charakter annahmen. Sie wurden dann je nach der Materie, welche sie betrafen, in besondere Hefte eingetragen und lassen sich nur in seltenen Fällen mit Sicherheit chronologisch fixieren. Für jene Hauslehrerjahre aber haben wir einen festen Anhalt, und so mag hier eine kurze Uebersicht Platz finden.

Die ersten Aufzeichnungen im März 1835 beginnen mit Sentenzen aus Thomas Moores Lalla Rookh; dann folgen sehr eingehende Exzerpte aus Heines Französischen Zuständen, aus Ed. Gans' Vorlesungen über die Geschichte der letzten fünfzig Jahre; Kollektaneen über Napoleon, über den Zustand von Paris unter Ludwig XIII. um 1630 (wohl nach Victor Hugos Notre Dame de Paris); Maria Stuart und Fr. Raumer; aus Ludwig Börnes Briefen aus Paris, fünfter und sechster Teil; Alexander Soutzo, Gedichte von ihm, Nauplia 1833; Lord Byron in der Uebersetzung von Wolff und Versuche eigener Uebersetzung; Wally von Gutzkow; Gans' Briefe über den Verfall der deutschen Litteratur; Gervinus, Geschichte der deutschen poetischen Litteratur; Lamartine, Gedichte, Abschriften und Uebersetzungen in Prosa und Versen; Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter; Schlabrendorf, Ueber kirchlichen Glauben; Montesquieu; Tristan und Isolde; Grabbe, Aschenbrödel; ein offenbar sehr umfangreiches Werk über Indien; Charles Nodiers Gedichte, in langer Reihe abgeschrieben; Victor Hugos Orientales; Villeneuve, Economie politique chrétienne; Rumohr, Deutsche Denkwürdigkeiten; Thorwald, Atlantische Nächte; Skythien von Brandstätter; Briefe eines Verstorbenen; Wiener Bilder von Wilibald Alexis; Nikolaus Lenau u. s. w.

Man würde nun irren, wollte man annehmen, daß Hehn seine Lektüre auf diese immerhin stattliche Reihe von Büchern, die nicht durchflogen, sondern, wie die Auszüge ergeben, sehr sorgfältig studiert wurden, beschränkt habe. Es geht eine lange Reihe von Notizen nebenher, welche beweisen, daß Hehn linguistische Studien mit Eifer betrieb und bemüht war, eine bereits in Dorpat begonnene Arbeit über die Skythen des Herodot zum Abschluß zu bringen. Damals kam er jedoch nicht zum Ziel. Er ließ die Arbeit aber nicht liegen, sie wurde in Berlin 1839 wieder aufgenommen, und später gegen Ende der vierziger Jahre, wir wissen nicht genau wann, endgültig abgeschlossen. Sie liegt in drei verschiedenen Entwürfen vor und ist, so viel bekannt, nie gedruckt worden. Müssen wir auch auf die Wiedergabe des Ganzen verzichten, so wird es doch lohnen, die Er-

gebnisse dieser Studien in Hehns Formulierung herzusetzen. Er schreibt:

„Gewiß standen die Skythen mit ihren arischen Nachbarn, die ja auch Nomaden waren, in Verkehr; gewiß herrschte Gleichheit der Sitten, der Sinnesart, der religiösen Vorstellungen unter ihnen; dieselbe Natur waltete über beiden. Die tatarische Völkermasse wurde im Osten durch den angrenzenden persisch-bucharischen, im Westen durch den angrenzenden slavischen Stamm mit der indoeuropäischen Familie vermittelt. Die Analogien, die man auf der einen und der anderen Seite findet, berechtigen uns nicht, die Skythen durch eine präzise Formel ganz hierhin oder ganz dahin zu stellen. Unterwerfung und Mischung, nomadisches Hin- und Herfluten, dadurch hervorgebrachte gegenseitige Einflüsse, durchgehende uniforme Naturgesetze verdunkeln die natürliche Abstammung der Skythen: aber nirgends kommt auch auf die erste Abstammung weniger und auf den Wohnplatz mehr an, als hier. Vielleicht waren auch dem Blute nach die Skythen kein reines, sondern ein gemischtes Volk; daß sie ein fremdes Volk unterjocht hatten, scheint aus Herodots Erzählung deutlich hervorzugehen (Herod. 4. 3 ff.); vielleicht ging die Sprache der Besiegten auf die Sieger über, oder umgekehrt. (So zerfielen auch die Sarmaten in späterer Zeit in Sarmatae liberi und Sarmatae servi [Ammian 29, 6], auch Arcaragantes und Limigantes genannt, die miteinander in blutigen Zwist gerieten.) Neben dem persischen Element ist auch ein türkisches in den Skythen zu erkennen, welches Zeuß unbeachtet gelassen hat, weil es ihm mit jenem zu streiten schien. Die Türken hatten nach Theophylakts Bericht, den Zeuß selbst anführt, ziemlich denselben Kultus wie die Skythen, beide folglich wie die Perser, nur daß Türken und Skythen zusammen dieselbe Nebenstellung gegen den persischen Götterdienst einnahmen, also in dieser Hinsicht zusammenzufassen sind. Targilaos, der Stammvater der Skythen, kommt bei den türkischen Avaren wieder vor und ist, da er im Persischen keine Analogie hat, wohl nicht von den Bucharen zu den Türken übergegangen. Ganz unzweifelhaft tritt das Vor-

handensein eines türkischen Elementes in dem merkwürdigen Worte Temerinda hervor. Temerinda heißt nach Plinius im Skythischen Mutter des Meeres, und in der That ist allen tatarischen Sprachen dengis (entsprechend den Formen demis, demir, da der Uebergang von ng in m in diesen Sprachen häufig ist) = Meer, inia Mutter. Auch das Madyarische, eine finnisch-türkische Sprache, besitzt dasselbe Wort, der Begriff Meermutter aber geht, wie wir oben sahen, durch alle Stämme des heutigen Rußland von Hintersibirien bis zur Ostsee. Auch der Name des skythischen Poseidon, der Meergott Thamimasades bei Herodoot 4, 59, verglichen mit Okta-masades, enthält dieselbe Wurzel Thami = Meer, während der zweite Teil des Wortes das Zendische mazdâo, Gott, zu sein scheint, so daß Thamimasades aus einem tatarischen und einem persischen Wort zusammengesetzt ist, — was auf die Sprache der Skythen überhaupt einen Rückschluß erlaubt. Von den übrigen zugleich mit der Bedeutung bei Herodot uns erhaltenen skythischen Wörtern ist Ἐνάρεες = ἀνδρογύναι (Mannweiber, Herodot 4, 67) oder richtiger nach Hippokrates = ἀναδριεῖς (Unmännliche) mit Sicherheit aus dem Zend zu erklären.

Οἰορπάτα = ἀνδρόκτονοι (Männertötende), Herodot 4, 110, enthält die Wurzel οἰορ = vir, die im Zend wie in andern indoeuropäischen Sprachen vorkommt; der Stamm pat aber läßt sich in der von Herodot angegebenen Bedeutung im Persischen nicht nachweisen, weshalb Zeuß mit Bezug auf das Volk der Γυναικοκρατούμενοι (Weiberbeherrschte), das in derselben Gegend bei Skylax vorkommt, einen Irrtum Herodots annimmt und die Wurzel paitis, patis, pats = dominus hierherzieht. Wir glauben, daß πάτα = töten den tatarischen Sprachen angehört, wollen uns aber, da die Vergleichung dieser Sprachen noch in der Kindheit ist, auf keine weitere Verfolgung der Wurzel einlassen. Ganz wie mit οἰορπάτα steht es auch mit dem Namen der bitteren Quelle Ἐξαμπαῖος (Herodot 4, 52), der griechisch so viel als ἱραὶ ὁδοί (heilige Woge) sein soll; der erste Bestandteil der Zusammensetzung ist leicht auf das Persische zurückzuführen, der zweite macht Schwierigkeit; zudem geht aus

Herodots Worten nicht mit Sicherheit hervor, ob die griechische Benennung eine Uebersetzung der skythischen war oder nicht, denn er sagt bloß: Σκυθιστὶ μὲν Ἐξαμπαῖος, κατὰ δὲ Ἑλλήνων γλῶσσαν ἱραὶ ὁδοί (skythisch Exampaios, in hellenischer Sprache aber heilige Woge). Der Name der Arimaspen, jenes im fernen goldreichen Sibirien wohnenden Volkes, bedeutet nach Herodot (4, 27) einäugig: denn ἄριμα, fährt er fort, heißt bei den Skythen eins, σποῦ aber das Auge. Hier kann man höchstens die erste Hälfte der Deutung zugeben, denn das Wort σποῦ verschwindet sogleich, sowie man den Accusativ Αριμασπούς in den Nominativ Αριμασπός verwandelt. Eine den Anfangslauten des Namens ähnliche Wurzel mit derselben Bedeutung geht zwar durch die tatarische Sprache (siehe Schmidts Wörterbuch der mongolischen Sprache p. 31, verglichen mit p. 73); dennoch hat das Wort eine zu auffallend persische Form, um nicht durch ein persisches Organ gebildet zu sein."

Das ist bereits ein im wesentlichen zu reifen Ansichten gelangter Gelehrter, der, was für Viktor Hehn immer besonders charakteristisch ist, sehr vorsichtig abwägt, wenn es sich darum handelt, ein wissenschaftliches Urteil zu formulieren. Es mag bei dieser Gelegenheit auf die eigentümliche Methode Hehnscher Arbeit hingewiesen werden. Hatte er sich seinen Stoff in Quellenexzerpten und an der Hand womöglich erschöpfender Lektüre der einschlagenden Litteratur, die gleichfalls sorgfältig ihrem Hauptinhalte nach in seinen Studienheften Platz fand, zurechtgelegt, so entwarf er eine kurze Disposition, die meist in wenigen Schlagworten den geplanten Gang der Untersuchung und Darstellung festsetzte. Fast ausnahmslos wurde dann diese Disposition beibehalten, und nun ging er an die Darstellung, wobei die benutzten Auszüge oder Notizen, hie und da die schon während des Sammelns gefundene Formulierung mit dem Blaustift durchstrichen wurde. Dagegen schrieb er, ohne zu streichen. Gefiel ihm ein Satz nicht, so fing er ihn nochmals von vorn an, so daß mitunter drei- bis viermal derselbe Gedanke aufgenommen wurde, bis er ihm endlich die Form gegeben hatte, welche vor seinem kritischen Auge Gnade fand. War er zum

Ende gelangt, so folgte eine saubere Abschrift, in welcher sich meist das gleiche Ringen nach dem besten Ausdruck wiederholte, und erst eine zweite Abschrift, die dann ohne jede Wiederholung und Aenderung gemacht wurde, führte zum endgültigen Abschluß. Die fertige Arbeit blieb dann liegen, meist weit über die neun Jahre, die Horaz sich als Reifezeit setzt, oft für immer. Er begann wieder zu sammeln, schob eine Veröffentlichung hinaus, weil er das Erscheinen dieser oder jener wissenschaftlichen Arbeit über seinen Gegenstand abwarten wollte, und meist ging ihm zuletzt über neuen, weiter angelegten Arbeitsplänen das Interesse an der spezielleren Frage verloren. Der eigentliche Genuß lag für ihn in der Produktion, auf die Wirkung nach außen hin legte er weit geringeren Wert, es kam ihm in erster Linie auf die eigene Erkenntnis an, und wenn er, zumal in den Jünglingsjahren, mit allen Fibern seiner Seele nach wissenschaftlichem und litterarischem Ruhm verlangte, trat, je älter er wurde, das Streben nach Vollendung als das Stärkere dem Wunsch nach litterarischer Anerkennung entgegen.

Wie ganz ihn der Stoff beherrschte, dem er sich gerade hingab, zeigt ein undatierter Brief, den ich in das Jahr 1838 als spätesten Termin setze, also etwa sechs bis sieben Jahre vor dem Erscheinen von Kuniks epochemachendem Werk „Ueber die Berufung der schwedischen Rodsen durch die Finnen und Slaven". Man fühlt es noch heute, wie das wissenschaftliche Empfangen und Bauen ihm ein geistiger Genuß war.

Der Brief lautet:

„Lieber Bruder Julius! Lange sprach ich mit Don Cäsar: Du bist der ältere Bruder, rede Du! Aber Deine Hartnäckigkeit hat den Sieg davongetragen. Ich will der erste sein, der wieder schreibt. Ich will diesen stillen Abend durch eine Handlung des Edelmutes feiern. Schamloser, mein warmes, unerfahrenes Herz so zu betrügen! so mich im Stich zu lassen! Zur Strafe sollst Du raten, wit welcher Sprache ich mich die letzte Woche beschäftigt habe. Griechisch? nein. Lateinisch? nein. Mongolisch? nein. Mit der Sprache unserer ersten Kinderjahre, deren süßtönende Laute zuerst in unser Ohr geklungen, mit der

esthnischen. Eine alte Grammatik fiel mir in die Hände und ließ mich nicht los. Sie ist sehr vollständig, mit großer Kenntnis der Sprache abgefaßt, aber ganz nach dem Schema des Lateinischen, wodurch Verkehrtheit ins Ganze gekommen ist. Ich habe in meinem Kopfe ein gegliedertes, einfach zu überschauendes Gerippe gebildet, bin dabei von sprachphilosophischen Grundsätzen ausgegangen, die niemand noch an diese verachtete Sprache gelegt, und glaube, daß auch sie das Gepräge einer besondern Geistesorganisation trägt, und daß Geschichte und Psychologie aus dem Studium des finnischen Sprachenstammes, der mit dem großen indogermanischen nichts gemein hat und dem mongolisch-tatarischen viel näher liegt, bedeutend bereichert werden könnten. Die Finnen sind kein weltgeschichtliches Volk; nur in Ungarn haben sie einen eigenen Staat gegründet. Wie gern würde ich eine ungarische Grammatik (zur Vergleichung) besitzen! Die Finnen wohnten ehemals bis tief ins südliche Rußland, erst die Slaven haben sie heraufgedrängt. Wo Herodot den Zug des Darius nach Scythien beschreibt, sind die Finnen aus seinen Worten deutlich zu erkennen. Ich habe leider den Herodot nicht zur Hand. Tacitus stellt die Peucini, Venedi und Finni zusammen und sagt von den letztern: mira feritas, foeda paupertas. Das letztere findet noch statt, auch eine gewisse Wildheit ist an den Esthen, wo sie ursprünglich geblieben sind, zu bemerken, während die Letten viel zahmer und wie alle Slaven zur Knechtschaft geboren sind. Venerie heißt auf esthnisch: wenna többi, d. h. russische Krankheit; die Gurke heißt russischer Apfel; die Ausdrücke für Straße, Fenster, Schlitten, Stiefel, Weizen, Kohl, Schaufel u. s. w. sind aus dem Russischen entlehnt. Das gibt eine Andeutung über die Wanderungen der Kultur. Die Esthen haben also Ausdrücke des Städtebaus, die nicht aus dem Deutschen entlehnt, die sie vor Ankunft der Deutschen besessen. Von den Russen also, den angeblichen ersten Gründern Dorpats, lernten sie den Schlitten und die Schaufel gebrauchen, den Kohl und den Weizen bauen. — Die Russen heißen Wennelasse, die Stadt Wenden Wennelin. Freilich sind die Wenden Slaven, aber

wo wohnen sie jetzt! Waren sie ehemals Nachbarn der Esthen, oder kam dieser Name allen Slaven zu? Tacitus nennt die Venedi und Fenni zugleich. — Die Schweden heißen bei den Esthen rootsa. Ich glaubte anfangs, dieser Name hänge mit dem rätselhaften Namen Rossen, Russen, zusammen, die die skandinavischen Waräger in Rußland annahmen. Aber folgende Ableitung scheint die einzig richtige. Roots heißt esthnisch Rückgrat. Selg bedeutet ebenfalls Rücken. Mäe selg heißt auf dem Berge, selja ma, Gebirgsland, selje rahwas, Gebirgsbewohner, selji rohhi, ein Kraut, das auf Bergen wächst. Selja roots = Rückgrat. Rootse sind also Gebirgsbewohner. Aber auf welche Weise lernten die Esthen die Schweden als vom Gebirge kommend kennen? Von welchem Gebirge? — Deutsche heißen Saxa, unzweifelhaft so viel als Sachsen. Auch in Ungarn und Siebenbürgen führen die Deutschen den Namen Sachsen, obgleich dort nicht Süddeutsche eingewandert sind. — Finnland heißt Somma, d. h. Sumpfland. Dieser Name ist passend. — Pleskan = Pikkoa liin. Ist dabei nicht an die Peucini zu denken, da sonst keine Ableitung des Namens sich finden lassen will? — Reval = Tallin, wahrscheinlich eine Zusammenziehung aus Tanilin, Dünenstadt. Woher der Name Reval kommt, hat noch keiner gesagt. — Oesel heißt kurre Saar (die böse Insel, die Teufelsinsel), dagoe Hïo ma. Wenn das letztere, wie ich glaube, mit dem Worte hiis, der Götzenhain, zusammenhängt, so bedeutete Hio ma die heilige Götterinsel und wäre das Gegenteil von kurre Saar. Inseln, vom Wasser wie mit einer Befriedigung umgeben und gleichsam rein erhalten, von der übrigen Welt wie ein Tempelbezirk abgesondert, sind immer Stätten des Fluches oder heiligen Ansehens gewesen, denke an Samothrace und den Herthadienst auf Rügen."

Nun soll keineswegs behauptet werden, daß Viktor Hehn mit diesen Etymologieen das Richtige getroffen hat. Was uns interessiert, ist der Enthusiasmus, mit dem er an die Frage herangeht, und der wissenschaftliche Sinn, mit dem er sie anfaßt.

Doch alle diese Arbeitspläne mußten zunächst zurücktreten — auf die Erforschung des Esthnischen ist er, so viel bekannt überhaupt nicht mehr zurückgekommen — die Hauslehrerzeit, die ihm doch immer nur Mittel zum Zweck gewesen war nahte endlich, endlich ihrem Ende. Im Sommer 1838 gab er seine Stellung in Weinsel endgültig auf und ging nach Reval, um die Reise ins Abendland anzutreten, Schweden, Deutschland, vor allem Italien kennen zu lernen und in Berlin seinen Studien die Ergänzung zu geben, nach der er lechzte: Philosophie, Philologie, Geschichte, auf diesen Gebieten wollte er Meister werden.

Der Bruder Julius freilich blieb zurück. Der schöne Plan der Brüder, Hand in Hand, genießend und arbeitend, die Welt kennen zu lernen, sollte nicht in Erfüllung gehen. Julius war schon einmal in Berlin gewesen, jetzt fesselten ihn Beruf und pekuniäre Verhältnisse an Narva. Er konnte nicht fort.

Wir wissen nicht, wie groß die Mittel waren, mit denen Viktor Hehn seine Reise antreten konnte. Viel war es jedenfalls nicht. So sparsam er auch in den vier Jahren seiner Hauslehrerzeit gewesen war, Kleidung und zumal Bücher hatten beschafft werden müssen, und der russische Bankorubel stand so niedrig im Kurse, daß, in Thaler übersetzt, das kleine Kapital zu einem Fünftel zusammenschmolz.

Aber Hehn verstand es, mit wenigem auszukommen, und so hat er wirklich, ohne Geld aufzunehmen, zwei Jahre lang mit dem Eigenen hausgehalten.

Ueber die nun folgende Zeit seiner Reisen sind wir durch sorgfältig geführte Tagebücher vortrefflich orientiert. Sie liegen uns in sauberer eigenhändiger Abschrift vor, die er nach seiner Rückkehr fertigstellte, und sind, wenigstens teilweise, von ihm für die Oeffentlichkeit bestimmt gewesen. Sie geben uns nicht nur Rechenschaft über Reiseeindrücke und Erlebnisse, sondern auch über sein Denken, und sind von ihm mit gewissenhafter Treue fast Tag für Tag geführt worden. „Denn", sagt Viktor Hehn einmal in einer dieser Aufzeichnungen (Mai 1893), „es ist ein Trost und eine Heilung, gegen sich selbst sich auszusprechen,

den erscheinenden, vielfach bestimmten und unfreien Menschen in den reinen und freien Gattungsmenschen zu verwandeln und alle trüben Eindrücke, indem man sie zu Gegenständen der Betrachtung macht, in die Ferne zu rücken. Das ist der Reiz steter abendlicher Wiederholung des am Tage Erfahrenen." Leider fehlen jedoch fast alle Nachrichten über seine Berliner Studienzeit; Tagebücher, falls er, wie wahrscheinlich ist, welche geführt hat, sind verloren gegangen, von seinen Nachschriften in den Vorlesungen haben sich nur spärliche Bruchstücke konserviert, und das Beste, was wir aus dieser Zeit von ihm wissen, danken wir einem Brief an den Bruder Julius und seiner kurzen Aufzeichnung über seinen Freund Georg Berkholz.

Zweites Kapitel.

In Deutschland.

Am 23. August 1838 verließ Hehn Reval, und der Dampfer führte ihn mitten durch die auf der Revaler Rede liegende russische Kriegsflotte nach Helsingfors. „Ich stand an Bord und jauchzte dem Meere entgegen, das sich immer höher bäumte. Lord Byron nennt es sein Roß, und die Stanzen, die er im Angesicht der heimatlichen Küste scheidend dem Vaterlande zurief, stimmten auch zu meinem Gefühle. Auch ich verlasse voll trüben Mißmutes eine beklagte Heimat und schiffe glücklicheren Ländern zu, aber mein Schatten würde in Livland schweben, sollte ich in der Fremde sterben müssen." Es war die vorübergehende Empfindung des Augenblicks, ein Nachempfinden Byronscher Gedanken, das ihn beherrscht, solange er noch auf russischem Boden sich befindet, wo ihn, trotz der eigentümlichen Schattierung, welche das russische Wesen in Finnland annahm, doch rings das umgab, was er zumeist haßte, Zwang, Scheinwesen und despotisches Regiment. „Post equitem sedit atra cura", klagt er. Er schaut auf sein Leben zurück und meint nur Grund zu

Selbstvorwürfen zu finden. „Ohne Richtung schweifte ich auf dem Meer des Wissens und des Lebens, und welchen Lauf ich auch nahm, er wurde nicht von bewußtem Willen nach einem beneidenswerten Ziel vorgezeichnet. Jeder Hauch des Windes trieb mich anders, jede Insel zog mich zu ihrem Ufer, jeder eilte ich mit gespanntem Segel der Hoffnung zu, und auf jeder verschmachtete ich in dürrer Wüste. O, die schönen Zeiten der Phantasie sind vorüber, wo ich vom Reisen träumte, wo ich mir Flügel wünschte, wo jeder blaue Tag die Sehnsucht nach der Ferne weckte! Je näher die Erfüllung kam, desto deutlicher sah ich sie, und das verschwimmende Bild, das eine Unendlichkeit wesenloser Wonnen in sich trug, das ein goldener Duft umdämmerte, nahm die bestimmten Züge und die harte Beschränkung der Gegenwart an. Nun ist die Reise da, der Traum meiner Jugend, aber die Jugend ist nicht mehr da und das Herz hart zusammengezogen."

Wie mag der alte Hehn gelächelt haben, wehmütig und ironisch, wenn er, wie er zu thun pflegte, in den alten Tagebüchern blätterte und der Blick auf diese Stelle fiel!

Nein! der 25jährige hatte sein Leben nicht vergeudet, und keineswegs hart zusammengezogen war sein empfängliches Herz. Schon wenige Tage danach, als er am 9. September in Stockholm Zeit findet, zu seinem geliebten Tagebuch, dem stillen Vertrauten seiner Gedanken, zurückzukehren, ist es, als ob ein andrer Mensch zu uns redet. „Seit heute morgen bin ich in der schwedischen Hauptstadt, wo alles mir gefällt und mich in Bewunderung setzt. Mein Blut fließt rascher, die träumerischen Sorgen zerrinnen in nichts; ich eile durch die Straßen, eilenden Schrittes, ein unbesonnenes Kind, und rufe wie Marquis Posa: das Leben ist doch schön!" Und da er nach vier Tagen Stockholm verläßt, meint er, die Zeit wäre so reich gewesen an Genuß, Anschauung und Belehrung, daß sein ganzes früheres Leben sie nicht aufwiege. Die prunklose Bürgerlichkeit des schwedischen Hofes versetzt ihn in freudiges Erstaunen. Wohlstand und Kultur des Landes scheinen ihm zugleich Beweise des Glückes und der Freiheit zu sein, die das Volk genießt, und an den

Schweden, die er kennen lernt, richtet sich sein Selbstgefühl auf bei der Anerkennung, welche sie dem deutschen Wesen zollen. „Mit eigenem Ruhm die Erde zu füllen, von allen Ländern und durch alle Jahrhunderte genannt zu werden, ist göttlich und war oft der Traum meiner Jugend. Ich fühle jetzt einen Teil davon. Unter fremdem Himmel, von Menschen einer fremden Zunge meines Volkes Gedanken und geistige Thaten bewundert zu sehen, erwärmt auch mich; denn auch ich gehöre meinem Volke an, seine Gaben sind die meinigen, seine Bestimmung umfaßt auch mich.“ Hehn hat lange Gespräche aufgezeichnet, die er mit schwedischen Bekannten führte, über Schiller und Goethe, über David Friedrich Strauß, über Mittelalter und neunzehntes Jahrhundert. Schwungvoll, enthusiastisch, politisch und religiös radikal, wie er selbst schreibt, als ein moderner Mensch, der an den Fortschritt der Welt glaubt — es ist, als müsse er diesen Fremden, die ihm wohl kopfschüttelnd zugehört haben mögen, alles ausschütten, was von Gedanken und Wünschen und Spekulationen ihm in Kopf und Herzen lebt, rückhaltlos, wie er so offen noch nicht hat reden können. Darin aber liegt der Reiz dieser Aufzeichnungen. Die Politik wird ihm zur Poesie. „Denken sie“, ruft er seinem Begleiter zu, „an die Wiedergeburt Griechenlands, an die Julitage, an die rote Mütze und den Freiheitstraum, die Marseillaise und die Kokarde, an das Hambacher Fest, an die Kriegszüge in den Thälern der Schweiz, an die Dramen der Parlamente und Assisen und an alles übrige, an die ganze große Freiheitsbewegung unsrer Zeit in allen ihren Thaten und Erscheinungen; überall die höchste Poesie, überall geistige Kräfte die schweren Massen beflügelnd, überall äußere Symbole innerer Ideen und das Alltagsleben prosaischer Gewöhnlichkeit vom Außerordentlichen durchbrochen. Und wenn große Thaten geschehen, so ist die Erzeugung großer Ideen nicht minder reich, ihr Kampf, ihre Tiefe und ihr Umfang nicht minder wunderbar. Solche geistige Kräfte haben noch nie gerungen, und nie hat es größern Fragen gegolten. Eine Zeit kann nicht innerlich prosaisch sein, deren Gedankenumschwung so mächtig, so reißend und so all-

gemein ist.“ Und gleich begeistert spricht er von der modernen Litteratur. „Die Freiheit ist der Boden, aus dem die moderne Litteratur erwuchs und die innersten Säfte ihres Wesens sog. Sie achtet kein Ansehen, sie bleibt bei keiner Voraussetzung stehen, sondern geht mit wildjubelnder Lust über Trümmer niedergebrochener Schranken bis zu der Wahrheit, die jenseit der uralten Gewohnheit und des heiligen Eigennutzes, jenseit der himmlischen Verdammnis und der beilbewaffneten Herrschaft liegt. Nur den Denkgesetzen folgend, von jenem Triebe rastlos gedrängt, der den Geist mit mächtiger Kraft nach Entdeckung und Erhellung spornt, von jener Freude der Empörung durchzuckt, die der Keim empfindet, wenn er die beengende Hülle sprengte, hat die moderne Litteratur, ohne zu zittern, mit dem kühnen Bewußtsein der Bestimmung zur Freiheit die ganze geistige Welt der Vergangenheit mit allen Satzungen, Grundsätzen und Heiligtümern geleugnet und getötet.“ So geht es noch eine Weile fort. Viktor Hehn war radikal gesinnt, wie nur je ein junger Mann es sein konnte, dem die entscheidenden politischen Eindrücke in den dreißiger Jahren zugeflogen waren, und der sie in sich aufnahm als verbotenes Gut im nikolaitischen Rußland.

Ob Hehn Kopenhagen berührt hat wissen wir nicht, auch nicht, wo er zum erstenmal deutschen Boden berührte. Wahrscheinlich in Lübeck. Von seinen Tagebuchaufzeichnungen haben sich nur Bruchstücke erhalten, und Briefe aus dieser Zeit sind überhaupt nicht vorhanden. Es hat ihn zunächst über Hamburg, das ihm trotz des großstädtischen Treibens unangenehme Eindrücke zurückließ, an den Rhein gezogen; hatte er doch zwei volle Monate in schönster Reisezeit vor sich, ehe das Wintersemester an der Universität Berlin begann, die er sich zum Ziel und Mittelpunkt seiner Studien erwählt hatte. Die erste ausführlichere Eintragung seines Tagebuches betrifft Köln, das einen gewaltigen Eindruck auf ihn machte. Hehn hatte sich so sehr in die Vorstellung hineingewöhnt, daß die moderne Zeit, „die Zeit der Freiheit“, die wahre Verwirklichung der höchsten menschlichen Ideale in sich trage, daß es einer psychischen und

moralischen Anstrengung für ihn bedurfte, um sich in der Welt des Mittelalters zurechtzufinden, die ihm hier auf Schritt und Tritt imponierend entgegentrat. Als er zum erstenmal in den Dom trat, wurde gerade ein Hochamt celebriert. „Himmelhohe Kreuzgewölbe, von schlanken Rohrhalmen getragen, die Töne der herrlichen Orgel, in den Zwischenzeiten fast weltliche Musik spielend, die Farbenpracht der Fenster, der Duft des Weihrauchs, die Gemälde, die Schnitzarbeit — alle Sinne in derselben Weise bezaubert und berauscht. Das Mittelalter, eine große organische Zeit, durchdrang bis ins Kleinste und in der vollkommensten Herrschaft alle Schöpfungen und Erscheinungen mit seinem Geiste. Alles, was dem Mittelalter angehörte, vom Größten bis zum Unbedeutendsten, ist seines Geistes voll und trägt sein Gepräge. Keine Aeußerung des Mittelalters liegt außerhalb, und welches Erzeugnis desselben man nehme, es gehört derselben geistigen Richtung an. Durch notwendige Hervorbringung trat damals alles in die Erscheinung, was der Geist jener Jahrhunderte bedurfte; er erfand alles, was zu seiner eigenen Entwickelung und Aeußerung gehörte. Die Orgel mußte entstehen, es konnte nicht anders sein, denn sonst wäre die Riesenblume des Mittelalters nicht aufgebrochen. Was wäre ein Dom ohne Orgel? Man schaudert, wenn man denkt, daß diese Erfindung nicht hätte gemacht werden können. Aber dieser Fall war nicht möglich. Von der kleinsten Verzierung eines Trinkgeschirres bis zum Dom von Köln, von dem einfachsten Sprichwort bis zu den Gedichten Ofterdingens, von jedem Zuge der Sitte bis zum Staat ist alles derselbe geistige Zustand und ein großer Zusammenhang. Das eine zog die Entstehung des andern notwendig nach sich.“ Der Eindruck des mittelalterlichen katholischen Köln regte ihn bis in den Grund seiner Seele auf; namentlich das Studium der Gemäldegalerieen. „Ueberall mußte mein Geist suchen, tief sich in den Strom eigentümlichen Lebens zu stürzen, mit allen Adern, Nerven und Pulsen im Innersten einer vergangenen Zeit zu atmen und sich zu entäußern und das Gefühl des vorigen Augenblicks aufzugeben. — Ich lag erschöpft und schloß die Augen. Aber die Thätigkeit des Ge-

hirns, einmal aufgeregt, ließ sich nicht willkürlich wieder stillen. Ich suchte mit aller Kraft mich zu beruhigen, gleichgültige Gedankenwege einzuschlagen und die Kette gesetzlos vorübereilender Phantasiebilder zu zerreißen. Vergebens. In phantastischem Chor zogen die tanzenden Gestalten die Runde um mich und tauchten in seltsamer Beleuchtung, eine nach der andern, aus dem dunklen Grunde. Am häufigsten sah ich die Madonna mit dem Kinde, bald war sie groß und siegesberauscht, bald mild und liebend, bald schmerzlich und gedankenvoll. Ihr Gewand war bald purpurn, bald himmelblau, und um sie standen die Weisen des Morgenlandes und der hl. Joseph, der Esel und der Palmbaum, oder das Kind Johannes spielte zu ihren Füßen. Schöne Weiber und grämliche Greise eilten vorüber. Spöttische, klar verständige Männer, braune Bauerngesichter, felsige Wasserstürze, flüchtige Himmelswolken, merkwürdige Halskragen, Hüte, Ketten und Trinkschalen, gewundene Leuchter, pelzverbrämte, perlengestickte Trachten von seltsamem Schnitte — alles stand vor mir und verschwand wieder, als wollte mir ein mächtiger Zaubermeister, dessen Gewalt ich verfallen, die ganze Welt und alle Zeiten zeigen. Ich riß mich los auf einen Augenblick, aber kaum war ich frei, so flog ich zu ungeheuren Gewölben auf, und eine schlanke Säule hob mich zu endlos verschlungenen Kreuzbogen empor, die ihre schräge Bahn durch den Himmel verfolgten. So lag ich im Fieber die ganze Nacht, gegen Morgen schlummerte ich ein, aber am andern Tage war ich matt und stumpf und noch blässer als gewöhnlich."

Hehn verstand damals noch nicht das Reisen, in dem er später Meister war, und sein immer schwächlicher Körper hielt der Anspannung nicht stand, die er ihm zumutete. Und doch sind gerade diese Kölner Tage, in denen er so atemlos das Neue in sich aufnahm, da er nichts Großes, nichts Schönes oder auch nur Merkwürdiges sich entgehen ließ und immer ängstlich darauf bedacht war, sich vor flüchtigen Eindrücken zu hüten, für ihn in mehr als einer Hinsicht bedeutend geworden. War es einmal das ihm wie durch Intuition aufgehende Verständnis für das Mittelalter, welches ihm doch in ganz neuer Weise

gegenständlich wurde, seit er den ersten Eindruck von der katholischen Kirche in sich aufgenommen hatte, die erst den Schlüssel zu diesem Verständnis bietet, so hat er zweitens hier die ersten tieferen Kunsteindrücke empfangen. Nur wenige wissen davon, daß Hehn ein Kunstkenner ersten Ranges gewesen ist. Die niederrheinische Schule in Köln hat ihm den ersten gewaltigen Anstoß nach dieser Richtung gegeben, und von da ab hat er bis an sein Lebensende mit all der ernsten Gründlichkeit, die ihm eigen war, seine Kunststudien vertieft und erweitert. Allerdings mit entschiedener Ablehnung des Modernen — mit den großen Italienern war ihm die Grenze gezogen, über die er nicht hinausging. Wir wollen uns nicht versagen, sein Urteil über die heiligen drei Könige von Meister Wilhelm zu hören. Es ist gewissermaßen sein Eintritt in den Tempel der Kunst. „Ein unaussprechlich schönes Gemälde!“ — so beginnt er — „die Jungfrau voll Milde und Bescheidenheit und doch so würdig und hehr! Auf ihrer Stirn und ihren niedergeschlagenen Augen liegt eine Welt von milder Lieblichkeit, von sanfter Seelenanmut, die aber immer zu scherzhafter Näherung, zu tändelnder Liebe den Mut gibt. Der eine König links, hochbejahrt, hat ein europäisches Gesicht mit starker Nase, er sieht meiner Großmutter, geborenen Gadebusch, sprechend ähnlich. Der zweite rechts, im Mannesalter, mit starkem Bart, hat ein ganz russisches Gesicht, auch sein Anzug gleicht der Nationaltracht der Russen. Hat der Meister auf hanseatischen Handelswegen die Moskowiter gesehen, die damals so fern, so außerhalb der mittelalterlichen Völkerwelt waren, daß der ferne König wohl von daher kommen konnte? Der dritte Magier ist ein schwarzfarbiger, brauner Judenkopf, sein Gefolge hat das Haar und fast die Farbe der Aethiopier; der eigentümliche Typus jener Rasse ist erkennbar, und dennoch sind es schöne Idealphysiognomieen — eine wundervoll meisterhafte Verschmelzung. Alle Gesichter kommen mir so bekannt vor, als wären sie mir schon oft begegnet: ich glaube, das beweist, wie sehr sie der Natur entnommen sind. Auf dem linken Flügel die heilige Ursula mit ihren Jungfrauen, lauter liebliche, einander ähnliche

Gesichter. So lieblich, so sanft — wie rührten sie mein Herz. Ich bin zu weich und schlaff für das rechte Flügelbild mit seinen stahlfesten Rittern. Nur morgens zuweilen, wenn ich bei blauem Himmel gesund und gestärkt das seltene und kurze Gefühl männlicher Kraft und welteroberungslustiger Kühnheit in mir trage, möchte ich vor dem heiligen Gereon stehen, ohne verletzt und hart berührt zu werden."

Man sieht, das alles ist höchst subjektiv. Aber zugleich wie anschaulich und lebendig, vor allem aber, wie ehrlich empfunden, ohne jede Spur von krittelndem Dilettantismus. Urteile über Technik der Malerei, über Komposition, Farbeneffekte hat Hehn sich erst erlaubt, nachdem ein ernstes Studium und reiche Anschauung auch solche Urteile als einen natürlichen Ausdruck seiner Empfindung erscheinen ließen.

Von Köln aus ging Hehn nach Hagen, wo er seinen Sitz nahm, um von dort aus die Umgegend zu durchwandern. In seinem Tagebuche finden wir die poetische Schilderung von vier Burgen, die er damals erstiegen hat: Schloß Limburg, Schloß Hohensiburg — wo er Wittekinds und der Zeiten gedenkt, da Hünengräber und Opfermesser, Keulen und Tierfelle und Schlachtgeheul zur Signatur der Zeit gehörten — eine Zeit, die ihn fremd dünkt, mit der kein Band der Sympathie ihn verbindet, und die doch bestimmt war, mehr als andre zum Mittelpunkt seiner Studien zu werden. Dann besteigt er den Drachenfels und endlich Landcron. Am 18. Oktober finden wir ihn im Rheingau, am 25. in Frankfurt. „Auf der Maininsel stand ich, und der Fluß war ein stiller Spiegel. Ungewiß schimmerten die Sterne, die Lichter der Mainbrücke strahlten in heller Reihe aus dem Wasser, ein stilles Gebüsch umfing mich, lau wehte die Luft des Oktoberabends. Aber so still die Natur war, so laut, so hell war das Fest des Herbstes und der Weinlese. Die Glocken läuteten, die Trommeln wirbelten aus der Ferne. Aus allen Gärten schossen Raketen, wie glühende Pfeile, in den Himmel und verwandelten sich in blaue, lieblich glänzende, schnell verschwundene Leuchtkugeln. Ununterbrochen knallten die Böller, die Büchsen von allen Seiten durch die Nacht, Feuer-

räder sprühten, zuckende Scheine flogen über den Himmel und den Spiegel des Flusses — es war wie ein blutiges Treffen und als würde Frankfurt belagert.“ Eine Stunde darauf saß Hehn im Eilwagen, der ihn über Eisenach nach Gotha, endlich nach Leipzig führte. Er durfte nicht säumen, um noch rechtzeitig zum Beginn des Semesters in Berlin einzutreffen.

Die Berliner Hochschule bot einer nach Erkenntnis dürstenden Seele, wie Viktor Hehn sie mitbrachte, gerade damals nach allen Richtungen hin mächtigste Anregung. Die Hegelsche Philosophie beherrschte den ganzen Umkreis der Wissenschaften und gab ihren Jüngern eine innere Zuversicht, auf welche man heute, fast möchte man sagen, nicht ohne Neid zurückblicken kann. Der begeisternde Glaube, daß nunmehr der Weisheit letzter Schluß wirklich gefunden und jedem zugänglich sei, der nur mit offenen Sinnen und redlichem Bemühen an die neue Offenbarung herantrete, hatte für die Adepten der Schule etwas ungemein Beglückendes. Es war wie ein Rausch, der sie über die Schranken menschlicher Erbärmlichkeit hinaushob, und der radikalen Geistesrichtung Hehns mußte die Philosophie des jungen Deutschland sich geradezu wie eine Erlösung darstellen. Was er in sich getragen und vorempfunden hatte, trat ihm hier als geschlossenes, alles umfassendes System entgegen, verklärt durch den Namen des Meisters, vor dem sich alles beugte und den man erst jetzt völlig zu verstehen meinte.

Aus einem Briefe, den er am 16. Februar 1839 — also nachdem er bereits ein Vierteljahr die Berliner Eindrücke auf sich hatte wirken lassen — dem Bruder Julius schrieb, wird es lohnen, einige Stellen herzusetzen, um so mehr, als es fast das Einzige ist, was sich aus dieser Zeit erhalten hat.

„Die ersten Wochen meines hiesigen Aufenthalts vergingen unter skythisch-hochasiatischen Studien (dieselbe Arbeit, die ihn von Dorpat her durch seine Hauslehrerjahre begleitet hatte), die ich aber bald fortwarf, eine neue Anknüpfung für spätere, ruhigere Zeiten vorbehaltend. Seitdem habe ich mich ganz der Philosophie in die Arme geworfen. Abends, wenn ich mit gedankenbeschwertem Kopfe nach Hause wanke, wenn ich die heim-

gebrachte Last vor mich hinwerfe, dann bin ich glücklich, ich fühle mich frei; welche Lust gewährt das Bewußtsein der Kraftentwickelung, des geförderten Lebens! Du glaubst nicht, welche feierliche Würde der Stimmung diese Beschäftigung mit göttlichen Dingen gibt. Denke Dir, Du drängest in einem Urwalde immer weiter vor, hinter Dir liegen in unermeßlicher Ferne alle Vorstellungen und Anschauungen, immer schattenhafter und wesenloser werden die Dinge, Dein eigener Atem wird Dir fremd, alle farbige Mannigfaltigkeit der Welt, zum Schein herabgesetzt, fließt in die große, dunkle Nacht der Substanz zusammen, die unter Deinen Füßen, über und neben Dir, mit unsichtbarer Strömung rauscht — denke Dich einsam um Mitternacht an Deinem Tische, nur zwei Sterne im erloschenen Universum: Dein eigenes Bewußtsein und die Kerze vor Dir! Denke Dich in einer Gesellschaft von Heroen, wo Thales und Pythagoras, Baco und Cartesius wie Göttergestalten sitzen und Du Dich zitternd Deiner Niedrigkeit enthoben fühlst — da ist Leben und Freiheit, aber auch tiefes Unglück. Es gibt eine Tiefe, sagt Goethe, wo keine Harmonie und also kein Glück mehr möglich. Und Schiller: Wer erfreute sich des Lebens, der in seine Tiefen blickt! Spinozas Bildnis, das sich erhalten hat, zeigt einen finsteren Ausdruck; die Frommen deuten dies auf sein böses Bewußtsein, Hegel aber sagte: es ist die Düsterkeit des tiefen Denkers. Der freie Gedanke macht düster. Die Einsamkeit war allen Priestern des Gedankens lieb. Die Welt der Erscheinungen, das Dasein in Gefühl und Vorstellung ist unfrei, nimmt den Menschen gefangen, entzieht ihn sich selbst, und diesen Zustand flohen sie, er war ihnen unheimlich und drückend. Wie Spinoza und Cartesius hat auch Kant sein Leben in Abgeschiedenheit verbracht, Spinoza hat nie gelacht, und welch einen Brief schrieb Heraklit an den Perserkönig. In ernsten, schwer schlagenden Worten, fast zürnend und strafend, wies er das Anerbieten ab, an den Hof zu kommen; sein Brief ist trüb und düster, voll der Würde des Denkers, in dessen Seele das Unendliche mit erhabenem Antlitz hinabschaut. Und sieh dagegen alle Pfaffen, alle Heiligen, die chinesischen und

indischen, die mohammedanischen und afrikanischen, die katholischen und protestantischen Muftis — welche Herde voll der niedrigsten Triebe, voll Haß und Bosheit, voll Heuchelei und Wollust! hier demütig und dumm, dort schlau und falsch! Glaube nicht, daß das abgezogene Denken die Phantasie ertöte. Kant bemerkt, zum Philosophen gehöre in gleichem Maße sinnliche Vorstellungskraft; ich möchte sagen, es gehört sogar ein feiner Geruch dazu. Auch Hegel besaß trotz seiner trockenen Logik rednerische Macht der Phantasie, wie selten einer; noch neulich las ich eine Stelle seiner Geschichte der Philosophie, wo er Voltaire und die französische Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts in Schutz nimmt. Diese drei Seiten allein reichten hin, ihn unsterblich zu machen; es ist ein Dithyrambus der Freiheit, und wie eine Schar von Adlern fallen seine Worte zerhackend über das Gewürm der Frommgläubigen her. Ich bin gerade zu einer Zeit hier, wo der Kampf heftig ist. Die Hegelsche Schule hat sich gespalten, ein sicheres Zeichen, daß sie die Siegerin geworden war[1]). Auf welcher Seite die Kraft vorwiegt und welche mit dem Zuge der Zeit geht, kann keinem verborgen sein. Du weißt, daß man der Hegelschen Schule den Vorwurf der Gottesleugnung, der Leugnung der Unsterblichkeit, der Vergöttlichung des Ich und der Gleichgültigkeit gegen gut und böse macht. Das alles ist in gewisser Hinsicht wahr. Der Gott, wie ihn das gemeine Bewußtsein besitzt, geht in Rauch auf. Gott ist nichts andres, als die Geistesbewegung, die mit der Vorstellung beginnt und mit dem Begriffe endigt; er ist der Begriff, der sich aus sich entwickelt, und indem er immerfort setzt und aufhebt, indem er durch eigene Lebensthätigkeit in seinem Innern immer zugleich bei sich und in sich zurückgekehrt ist, gelangt er zu jener Stufe, wo er sich selbst weiß, wo er der sich denkende Gedanke ist. So kommt Gott erst durch den denkenden Menschen sich zum Bewußtsein, oder dieses Denken ist vielmehr Gott. Und glaube nicht, daß dieser

[1]) Bekanntlich ein Wort von Michelet, das aber hier ins Vernünftige gemildert erscheint. Vergl. Treitschke, Deutsche Geschichte, IV, 484.

sich entwickelnde Begriff nur das allgemeine Gesetz, daß die Gedankenbestimmungen nur die Formen wären, unter denen ein wirklicher Inhalt nur denkbar wäre — im Gegenteil, das Denken ist nicht ein Denken über Gott, sondern es ist Gott, es ist nicht die Form eines Inhalts, sondern Inhalt und Form, Sein und Denken sind dasselbe; außer dem Denken ist nichts wirklich, und ohne Philosophie folglich kein Gott, oder nur als Keim, auf der untersten Stufe eines sich selbst unbekannten, unmittelbaren Daseins. Was bleibt also noch? Statt einer göttlichen Person haben wir einen Gedankenprozeß, dieser ist Gott, und sonst ist nichts. Du siehst leicht, daß von Unsterblichkeit nicht die Rede sein kann; jeder Mensch ist zwar Moment des Prozesses, aber ein verschwindendes, ein aufgehobenes in der doppelten Bedeutung dieses Wortes, d. h. ein vernichtetes und aufbewahrtes zugleich, gerade wie im Manne der Knabe, im Tier die Pflanze aufgehoben ist. Ebensowenig ist eigentlich ein Unterschied zwischen Bösem und Gutem. Das erstere ist mir der Gegensatz des letzteren und als solcher notwendig und göttlich; es ist eben auch nur verschwindendes Moment, das ein bloßes Scheindasein hat. Der Kampf, der sich gegen diese Grundgedanken der neuesten Philosophie erhoben hat, trägt nur dazu bei, sie immer weiter zu tragen. Ihr Einfluß auf alle Wissenschaften ist ungeheuer, die Theologie hat wie ein schwaches Rohr vor ihr ohnmächtig geschwankt (Strauß), die Rechtswissenschaft ist am Vorabend eines großen Prinzipienwechsels (Gans), die Aesthetik nicht minder (Vischer), sogar die Mathematik, diese regelmäßige Festung, sogar die Naturwissenschaft, diese Feindin des Geistes, widerstehen ihr nur mit Mühe. Schelling, den die Hegelsche Schule zwar auch verehrt, ungefähr wie die Mohammedaner Christus, fühlt das Schwinden seiner Macht und wütet gegen Hegel. Es gehört zu den sinnvollsten Thaten der Geschichte, daß sie Schelling und Hegel, die beiden Heroen, in der Jugend als Freunde eine Stube bewohnen ließ, gleichwie Goethe und Schiller im späteren Lebensalter Freunde wurden; die beiden letzteren flossen wie Euphrat und Tigris zusammen, jene entsprangen an einem Berge wie Rhein und Rhone, um nach

Süd und Nord in zwei entlegene Meere zu fallen. Ich hielt sonst die Hegelsche Philosophie für kirchlich und servil, wofür sie eine Zeitlang galt, und verschloß mich in Verstockung ihrem Evangelium. Aber im Gegenteil — sie ist die Philosophie des Wissens, also eine echte Blüte unsrer Zeit, wie Lord Byron der Dichter unsres Jahrhunderts. Atheismus — diese Scheuche soll mich nicht schrecken! wenn es sein sollte — desto schlimmer, ich kann auch das ertragen. Uebrigens sind alle Philosophen des Atheismus beschuldigt worden. Anaxagoras wurde von den athenischen Philosophen deshalb aus Athen verjagt, Christus von den jüdischen deshalb gekreuzigt, Giordano Bruno und Vanini deshalb verbrannt, Thomasius aus Leipzig, Wolff aus Halle, Oken und Fichte aus Jena vertrieben."

So unbedingt, wie es aus diesem Briefe uns entgegentönt, hat Viktor Hehn nun keineswegs auf dem Boden der Jung-Hegelianer gestanden. Das Korrektiv lag für ihn darin, daß er mit der Energie eines kritischen Geistes die Philosophie des Wissens suchte und zuletzt doch immer zur exakten Wissenschaft zurückkehrte. Schon das Urteil, welches er über seine Lehrer fällt, zeigt uns, daß er ihnen keineswegs als blinder Anbeter gegenüberstand. „Ich höre" — schreibt er dem Bruder — „regelmäßig bei Werder (Logik, Geschichte der Philosophie), ein junger, feuriger Redner, in fließender Bildersprache, mit schönem Organ, doch ohne Verstandesschärfe. Er ist sonst Dichter gewesen, und seine Vorträge sind unter den philosophischen die am meisten beliebten; bei Gans (Naturrecht, neuere Geschichte), witzig, pikant, liberal — eine ungewöhnliche Erscheinung; bei Michelet (Geschichte der Philosophie), etwas theatralischer Vortrag, aber freisinnig und darum, wie Gans, mein Liebling; bei Benius Logik, Nicht-Hegelianer, feiner Psycholog. Unregelmäßig bei Ritter (etwas breit); Steffens (ein Greis voll mystisch-christlicher Liebes- und Naturphilosophie, sich oft verwirrend und verwickelnd und wie eine Schnecke streichend, plötzlich aber wieder sich wie ein Seher erhebend; in solchen Augenblicken öffnen sich seine Arme, seine Augen glühen, seine kraftlose Stimme wird mächtig und erfüllt den Saal; er bewies in seiner

Anthropologie zum Beispiel, daß der Kern der Erde metallisch sei!); bei Böckh (ein Genie erster Größe, für den ich unbedingte Bewunderung hege) u. s. w." Also die unbedingte Bewunderung doch nur für Böckh, den Führer der „Sachphilologen"; von ihm hat er gelernt, und ebenso von Lachmann und Bopp, die er dem Bruder gegenüber damals nicht einmal erwähnt. Wir wissen aber aus einem Stundenplan Hehns, der sich glücklich erhalten hat, daß er bei beiden hörte, dazu bei Erman Physik, bei Hotho Kunstgeschichte, bei Henning über Goethes Farbenlehre, bei Gerhard Kunstgeschichte, bei Schöll Mythologie, bei Stuhr Religionsgeschichte, bei Heyse Catull. Im ganzen sind es, mit Ausnahme des Sonnabends, acht bis neun Stunden täglich, wobei er dann wegen der kollidierenden Fächer genötigt war, einzelne Vorlesungen nur gelegentlich zu besuchen. So lasen in gleichen Stunden Lachmann und Zumpt, Henning, Erman und Böckh, Werder und Raumer, Michelet, Steffens und Ritter. Von Hehns Kollegienheften hat sich leider nur ein Blatt erhalten, Nachschriften, die er bei Ritter, Steffens, Erman geführt, im ganzen wenig charakteristisch. Dagegen wissen wir, daß er das Glück hatte, in seinem Landsmanne Georg Berkholz, der wegen eines Duells Dorpat hatte verlassen müssen, eine gleichgestimmte, wissenschaftlich und geistig durchaus ebenbürtige Natur zu finden. Der um vier Jahre jüngere Mann machte gleich bei der ersten Bekanntschaft einen tiefen Eindruck auf Hehn. „Erstaunlich war schon damals, in so jugendlichem Alter, die Tiefe und Weite seiner Bildung, so daß ich mich lebhaft von ihm angezogen, belehrt und gefördert fühlte . . . Berkholz studierte, wie er selbst vorgab, Mathematik und mag auch hin und wieder in einem mathematischen Kollegium sich eingestellt haben, im Grunde aber trieben wir beide alles Mögliche, mit Vorliebe vergleichende Sprachwissenschaft, am meisten und eifrigsten aber Hegelsche Philosophie . . . Gestritten wurde mächtig fast bei jeder Zusammenkunft, doch rückten wir einander immer näher. In der Neujahrsnacht auf 1839, die wir bei Jäger Unter den Linden verbrachten, verwandelte sich das bisherige Sie in das Du."

Die hier geschlossene Freundschaft, die mehr auf gleichen wissenschaftlichen Idealismus als auf Kongenialität des Empfindens zurückging, hat sich dann durch das Leben beider Männer zu gegenseitiger Förderung bis ans Ende gezogen. Ob aber Hehn seiner ganzen Natur nach einem Manne wie Georg Berkholz ganz gerecht werden konnte, ist fraglich. Ein volles Urteil wird sich erst gewinnen lassen, wenn einmal die Korrespondenz beider Männer zugänglich wird. Für unsre Lebensskizze hat sie nicht benutzt werden können.

Neben den wissenschaftlichen Studien und dem Verkehr mit gleichgestimmten Studiengenossen — es waren meist Liv-, Esth- und Kurländer — gehörten die freien Abende, soviel es gerade möglich war, dem Theater. „An größeren Kunstwerken — schreibt Hehn — habe ich Hamlet, Tasso, Wallenstein, Don Carlos, Iphigenie, Emilia Galotti, Ludwig II. von Delavigne, Clavigo gesehen. Seydelmann ist gewiß ein großer Künstler, immer aber durchkreuzt er meine Empfindung. Er hat etwas Dämonisches, Schauerliches, Unbegreifliches; immer erkenne ich eine Macht in ihm an, immer eine feindliche, unheimliche; er zerstört mir jeden Genuß der Schönheit, er trübt mir jede Klarheit. Goethes Tasso, dieses einige, helle Kunstwerk, warf er völlig um, und ich brachte nichts als eine unruhig schwankende Empfindung heim — so große Gewalt hat dieser Mann über die feste Gestalt des großen Dichters. Er benutzt jede leise Schwäche eines Charakters und zieht ihn an dieser Handhabe ins Teuflische; über jede Menschlichkeit wirft er die düstersten Farben, und seine größten Rollen sind darum Franz Moor, Shylock und Mephisto. Ich staune ihn an, aber ich kann nicht mit ihm fühlen. Mad. Crelinger — hohe Königin, süßes, liebendes Weib, jedes deiner Worte ist Musik, deine Leidenschaft ist eine sprühende Fackel, deine Seele hell und klangvoll wie Krystall, du beherrschest das Leben in seiner Weite und das Gemüt in seiner Tiefe; nie berührt die Lüge die Grenzen dieser Herrschaft, und Goethes himmlische Verse gehen aus deinem Munde wie ein goldener Regen, wie eine Saat von Perlen über die Zuhörer. Lieber Julius, die Crelinger ist die Inkarnation theatralischer Kunst,

sie und G. Sand sind die größten Frauen, die jetzt leben. In ihrer Jugend ist sie leichtfertig gewesen, sie hat viel geliebt — so gesund, so echt menschlich war ihre Natur organisiert. Ihre Deklamation ist unübertrefflich, und wenn man die Mars hören muß, um zu wissen, wie Französisch klingt, wenn ein non aus ihrem Munde einen unbegreiflichen Zauber hat, so klingt das Deutsche im Munde der Crelinger wie die Sprache der Engel. Wie üppig ist sie als Eboli, als Orsina! Schulz (ein in Berlin studierender Livländer) hielt sie in der That für ein sinnenglühendes Weib von fünfundzwanzig Jahren [1]). Ihre Töchter sind allerliebste Dinger (Bertha und Klara Stich) und spielen vortrefflich; die jüngere, als hübscher, hat mehr Anhänger, die ältere ist seelenvoller, weicher und mehr ein Abbild der Mutter. Wallenstein fiel ganz durch, Iphigenia eine herrliche Darstellung."

Glückliche Zeit hingebender Schwärmerei, himmelstürmender Philosophie, ernster Arbeit und junger Herzensfreundschaft; glückliche fünfundzwanzig Jahre! glücklich zumal für Viktor Hehn, dem diese Berliner Zeit nur als Vorhalle dienen sollte zum Eintritt in das Heiligtum seiner Sehnsucht. Sobald die Pforten der Universität sich schlossen, mit dem jungen Mai, wollte er die Reise nach Italien antreten. Aber er dachte in späteren Jahren immer in Dankbarkeit an diese Berliner Zeit zurück. Als er im Juni 1839, in einem Münchner Panorama, den Gensdarmenmarkt in Berlin dargestellt findet, schreibt er: „Nichts erfüllte mich mit solcher Rührung, als der Anblick Berlins, wo ich einen so schönen Winter zugebracht. Ich weiß nicht, welche Vorliebe ich für diese Stadt habe. Mit dem größten Vorurteil dagegen kam ich hin und mit wehmütiger Freude denk' ich an Berlin zurück. War es die tägliche Gesellschaft lieber und geisterregter Landsleute, war es der sichtliche Zuwachs an Ideen aller Art, die mein Geist erfuhr, oder die vielen und leicht zugänglichen litterarischen Hilfsmittel, der Ueberfluß an Zeitungen, Zeitschriften und Büchern aller Art, oder das Theater und die Musik oder

---

[1]) Auguste Crelinger ist 1795 geboren, sie war also damals vierundvierzig Jahre alt.

die Bildung, die Verwaltung, der allgemeine Geist Preußens — ich weiß nicht, aber das weiß ich, daß uns dort am wohlsten ist, wo wir selbst uns in angemessener Thätigkeit, in steter Förderung der Kräfte fühlen.“ Es hielt ihn trotzdem nicht länger. Er riß sich von den Freunden, die ihn zurückhalten wollten, los, und frischen Mutes trat er die Wanderung an, die ihn, soweit möglich zu Fuß, nach Italien führen sollte. Auch für diese Fußreise liegen seine Tagebücher zum größten Teil vor. Das stolze „E pur si muove!“ das er dem ersten vorgesetzt hat, gibt gewissermaßen die Quintessenz dessen, was er sich als Summe seiner Berliner Bestrebungen auf den Weg nimmt, die Zuversicht, daß Wahrheit und Wissenschaft den Sieg behalten müssen! Sein Optimismus wies ihn auf die Zukunft.

Die Reiseblätter selbst sollen nicht hergesetzt werden. Es mag genügen, wenn wir den Weg des Wandrers verfolgen und hie und da mit ihm stehen bleiben, wo Umgebung oder Erlebnisse ihn zu allgemeinen Betrachtungen anregen.

Die erste Eintragung gilt Dresden, an dem er wenig Reiz zu finden weiß. Er bewundert die Kunstschätze, die hier aufgehäuft sind, er rühmt das gefällige, zuvorkommend höfliche Wesen der Bewohner. Aber er vermißt Kraft, schöpferische Leidenschaft, Thatendrang. „Dresden ist von jeher die Mutterstadt jener ästhetischen Theelitteratur, jener faden Belletristik und der Novelle gewesen, gleich wie es im Materiellen Gold und Silber verarbeitet und Edelsteine zierlich faßt. Mir fällt kein großer Mann ein, der in Dresden gebürtig gewesen wäre.“ Er hielt sich nicht lange auf und zu Fuß ging es weiter, in weißer Bluse, den Wanderstab in der Hand immer die Elbe hinauf nach Aussig und über den Schreckenstein, am Schlachtfelde von Culm vorbei nach Teplitz. Hier weilte er etwas länger, um die Umgegend kennen zu lernen, Schloß Dux und Kloster Ossik zumal, am 25. Mai aber finden wir ihn bereits in Prag. Der Eindruck, den ihm die böhmische Hauptstadt machte, war geringer, als er erwartet hatte. „Prag mag bei schönem Wetter dem Reisenden mehr gefallen: ich wußte nach Besichtigung der Merkwürdigkeiten eigentlich nichts anzufangen. Das Geistesleben

ist an der Stelle zurückgeblieben, wo ich Oesterreichs Grenze überschritt, oder es müßte sich von der Oberfläche in innere Tiefen zurückgezogen haben. Nicht einmal Zeitungen: eine Stadt von mehr als hunderttausend Einwohnern, wie Prag — und in dem besuchtesten Kaffeehause sind nur einige Theaterzeitungen, Modeblätter, die Wiener Journale, die sehr harmlos sind u. s. w." Dagegen finden wir sehr eingehende Betrachtungen über die Geschichte des Landes, über seine Sprache, über slavisches und deutsches Wesen. Er kommt auf die Gedanken, welche sich ihm dabei aufdrängen, immer wieder zurück. Da er von Karlsbad aus, das nun sein nächstes Ziel wurde, den Hirschensprung besucht, von dem aus sich die Ebene übersehen läßt, in welche das Thal der Tepl sich öffnet, schreibt er: „Jene Ebene ist von der Eger durchflossen und ist ein Bild Böhmens im kleinen. Kein Land ist von der Natur deutlicher begrenzt, keinem hat sie Mittelpunkt und Umfang so verständlich vorgeschrieben, als Böhmen. Eine Hochebene rings von Gebirgen umzogen, dazu von einem Volksstamme bewohnt, der sich gern der Einheit dienend zuneigte, mußte Böhmen ein besonderes, unzweifelhaft geschlossenes Königreich bilden. Nur dort, wo der deutsche Stamm an einem Saume Böhmens noch haften geblieben war, im Norden und Nordwesten, entzog sich das Land jener Schwerkraft, die die Slaven zur Einheit trieb. Die nördlichen Thäler Böhmens gingen unentschieden von einer Hand in die andere und oft herrschten die weißrussischen Fürsten über jene Schlösser, die in den böhmischen Gebirgen liegen. So viel Unterschied brachte das verschiedene Blut! Aber ich wollte sagen, daß im kleinen sich die große Naturbildung, die man Böhmen nennt, in den böhmischen Gebirgen häufig wiederholt. Jene Ebenen, in vierfachen Zügen von Bergen eingeschlossen, sind Absiegelungen des großen Ganzen, sie sind ein Erzeugnis desselben Bildungstriebes. Jedes Teilchen des Organismus ist wieder ein Organismus, den dasselbe Prinzip beseelt." Und an anderer Stelle: „Sowie man das deutsche Böhmen verläßt, geht das Betteln an und immer dürftiger werden die Bauernwohnungen. Hinter Prag mag dies in steigendem Maße zunehmen und wirklich soll

beides in Mähren abschreckend sein. Beide Teile Böhmens haben von jeher derselben Regierung gehorcht, sie sind demselben geschichtlichen Schicksal unterworfen gewesen, auch die Natur hat sie in gleicher Weise bedacht, begünstigt und vernachlässigt — und dennoch solcher Unterschied! Also sind die Völker dennoch, durch tiefe Vorherbestimmung, in der ersten Wurzel ihrer Anlagen, zu dem einen oder dem andern berufen?

Heute habe ich einige ungarische Bauern (Ruthenen) gesehen. Ihre Sprache ist der böhmischen ähnlich, so daß man sich beiderseitig versteht und sie ziehen gleich den russischen Obrokbauern (Zinsbauern) in großer Anzahl hierher, um sich zur Arbeit zu verdingen. Es ist dies ein slavischer Volkszug, während die Deutschen schwer und ungern von Haus und Familie scheiden . . . Schon ursprünglich waren die Slaven ein zwischen seßhaftem und nomadischem Leben mitteninne stehendes Volk, das gleichsam einen wandernden Ackerbau trieb. Deutschland, das Land des Ackerbaus, auf der einen, die asiatischen Nomadensteppen auf der andern Seite, bildete das slavische Osteuropa den Uebergang beider Gesittungsformen. Die Slaven waren von dem Prinzip der Individualität weit weniger durchdrungen, als die Germanen. Sie häuften sich leichter zu einem Ganzen zusammen und dienten immer einer festen Einheit."

Das waren Gedanken, auf welche Hehn durch seinen Lebensgang und durch seine Studien noch oft zurückgeführt werden sollte. Er ließ sie langsam reifen, aber höchst merkwürdig ist es doch, daß schon im Kreise dieser Reisegedanken sich die Ansätze zur Lösung der wichtigsten ethnographischen und sprachwissenschaftlichen Probleme finden. In einer Aufzeichnung vom 3. Mai 1839, die er in einer stillen Sommernacht zu Bayreuth eingetragen hat, heißt es: „Bei jüdischen Namen findet man oft solche, wie Mendelsohn, Mayersohn u. s. w. Es ist dies noch morgenländisch, wo der Vater und die Vaterstadt dem Menschen, wie seinem Namen anhängen. In der Bibel herrscht nicht bloß Vorliebe für Verhältnisse der Abstammung, sondern der Name des Vaters dient zu stehender Bezeichnung. Das ganze Volk nennt sich Kinder Israels; es heißt Ruben der Sohn

Jakob, David der Sohn Isai u. s. w. Griechenland, diese edelste Blüte des Morgenlandes, hing in seiner Wurzel genau mit ihm zusammen und jedermann weiß, wie sehr der Vatername bei ihnen gebräuchlich war. In Rom herrschte schon mehr die Familie, immer aber blieben die eigentlich individuellen Namen von beschränkter Zahl. Erst unter den neuen Völkern wird die Verschiedenheit der Namen eine unendliche, das Prinzip individueller Freiheit war in höherem Grade herrschend geworden. Im Morgenlande, wo wir nur den Naturmenschen finden, war jeder mit seiner Vaterstadt, seinen Eltern, dem Stamme, in dem er geboren ward, innig verwachsen, er hatte sich noch nicht gelöst von dem Schoße, der ihn erzeugt. Darum zählt der Mensch nicht als ein Ganzes, als eine eigene selbstberechtigte Welt, sondern zu ihm gehört sein Vater und sein Geburtsort, erst dadurch ist der Schlüssel zu seinem Wesen vollständig gegeben. Jetzt, wo wir frei sind, wo die Bildung alle Natureinflüsse aufhebt, ist es einerlei, ob dieser oder jener große Mann in Thorn oder in Pisa geboren ist und wer sein Vater gewesen. Aber noch in Griechenland sagt man: Σωκράτης ὁ Σοφρονίσκου ὁ Ἀθηναῖος. In Rom galt die Vaterstadt nicht mehr, nur noch der Familienname, welches schon sittlicher, schon weniger natürlich ist. Aber der Namen des Individuums waren noch wenige, die gens galt als die Substanz und das Individuum nur als in ihr erhalten. In Rußland, jenem noch halb asiatischen Lande, ist die Benennung nach dem Vater die diesem Volke eigentümliche und ursprüngliche, welches neben vielem andern die Natürlichkeit darthut, auf welcher die Russen noch stehen.

Es kommt häufig vor, daß nach einem Landesheiligen oder nach einem Königsnamen diese oder jene Taufbenennung die vorherrschende wird, so fand ich in Böhmen fortwährend die Namen Wenzel, Franz, Joseph, Vincenz. In Rußland hießen bis 1825 alle Kinder Alexander, jetzt Nikolaus. Das beweist von wenig freier Individualität, von einem übergewaltigen äußeren Einfluß. Betrachten wir die Familiennamen der neueren Völker, so fällt uns zuerst auf, daß die Namen der slavischen Völker

alle adjektivisch sind, ein neuer Beweis von der Abhängigkeit, deren Gefühl ein Grundzug der Slaven ist. Der einzelne fühlte sich als ein Eigentum des Berges oder Flusses, an dem er wohnte, oder er benannte sich nach seinem Gewerbe, nach irgend einem Stoffe, oder einer Erscheinung der Natur, oder sogar nach irgend einem abstrakten Begriffe, dem er sich wie einem günstigen Herrn unterwarf; immer aber galt er nur als accidentel oder adjektivisch einer Substanz angehörend. Wenn der Deutsche sich Herr von Schwarzenfels, von Stein, von Berg, von Falkenburg u. s. w. oder Müller, Schmidt u. s. w. nannte, so war es im ersten Fall die Herrschaft über ein Ding, im zweiten Er als dieser oder jener Kunst Meister, was er ausdrücken wollte, nie aber fühlte er sich als dazu gehörend, von dem getragen, in dem enthalten. Die langen spanischen Namen gleichen dem Stolze des Spaniers, der gleichsam einem langen Zuge unterworfener Größen pomphaft voranzieht." Hehn setzt in Klammer hinzu: „ist weiter auszuführen", und in der That finden sich unter seinen Kollektaneen zahlreiche Aufzeichnungen, welche diese interessante Frage betreffen. Zur Ausführung einer zusammenhängenden Arbeit ist er damit nicht gediehen und das mag entschuldigen, daß die erste Skizze, die uns gewissermaßen die Disposition einer Zukunftsarbeit gibt, hergesetzt wurde.

Hehn war glücklich, als er in Bayreuth wieder deutschen Boden betrat. Das slavische Wesen widerstrebte seiner Natur. Und eben damals trug er sich mit dem Plan, den Quellen seines eigenen Geschlechtes nachzugehen, das auf altfränkischem Boden heimisch war. Wir haben gesehen, wie er von Bamberg aus sein Ziel erreichte und wie er sich freute, ein echter und rechter Nachkomme deutscher Bauern zu sein und einem Boden zu entstammen, den nie fremde Rassen, weder Kelten noch Slaven eingenommen hatten. Kerndeutsch! das war sein höchster Stolz bis ins Greisenalter hinein. Und noch eines steigerte seine Freude: er durfte sich nun als engeren Landsmann Goethes fühlen, der ihm das Ideal deutscher Natur und deutschen Geistes war, und als er die schöne Einleitung zu seinen Gedanken über Goethe schrieb, da hat ihm die Erinnerung an seine Wanderung

nach Königsberg und Römershofen ohne jeden Zweifel vorgeschwebt.

Von Bamberg fuhr Hehn nach Nürnberg, wo er Kirchen und Architektur eingehend studierte und sich Spekulationen über Entstehung und tiefere Bedeutung der verschiedenen Stilarten hingab, darauf über Regensburg, dessen Dom ihm die höchste Bewunderung einflößte, über Freising nach München, wo er am 13. Juni anlangte und bis zum 22. blieb. Er wollte sich Zeit gönnen, die Kunstschätze der Glyptothek zu studieren und es wäre wohl noch heute von Interesse, aus seinem Munde sich den Eindruck des Ganzen wie des Einzelnen wieder gegenständlich zu machen. Ebenso reizvoll ist seine Schilderung der Kirchen und Kapellen. Er hat sich nichts entgehen lassen und überall in seiner Weise an die Anschauung Betrachtungen geknüpft, die ihn zum Allgemeinen zurückführten. Mögen es nun die Corneliusschen Fresken, die altdeutschen und italienischen Meister, die Bibliothek, das Odeon oder das Volkstheater sein, das Sonnenmikroskop oder ein Panorama, die Beziehung zu seiner Gedankenwelt findet sich stets, es ist, als ob die Erscheinungen um ihn her nur da wären, um ihm den Anstoß zu geben zu der Erforschung des großen Problems vom Zusammenhang des Göttlichen und Menschlichen, vom Geheimnis der Vorsehung in der Geschichte zurückzukehren. Sein letzter Besuch in München galt der berühmten Erzgießerei von Tiglmayer, wo eben damals Thorwaldsens Reiterstatue des Kurfürsten Max I. der Vollendung harrte. Mit ihm war im Atelier ein Engländer, dessen rücksichtsloses Benehmen Hehn innerlich empörte, dessen zwei liebliche Töchter, mit den dunkeln, schwärmerischen Augen, der zarten Haut und dem anmutigen Lächeln aber auf ihn einen tiefen Eindruck machten. Sein Herz erschloß sich solchen Regungen leicht und riß sich stets nur schmerzlich von ihnen los. Er hat nach jenem gemeinsamen Besuch noch in der Au das Volkstheater, das von acht bis zehn spielte, erreicht und ein Stück von Raimund aufführen sehen. „Der Rückgang nach Hause führte mich durch eine köstliche Nacht. Aus Schwarz und Hell war der Himmel, wie große Stücke Marmors, gemischt, die

Wolken, dunkel in ihrer Mitte, hatten monderhellte Ränder, in unaufhörlichen Blitzen zuckte das Wetterleuchten und wild führte die Isar ihre rauschenden Gebirgswasser dahin. Wie kühl wehte nach langer Zeit die Luft! Ach, bei solchen Nächten denk' ich immer an Lord Byron, den Unvergeßlichen, dessen Worte unauslöschlich in mir hallen. Die Blitze in der Nacht, sagt er, sind wie der Lichtstrahl im schwarzen Auge des Weibes. Ja, in dem Auge jener englischen Töchter, die ich heute gesehen! Ach, wär' ich auch in Schottlands Bergen geboren, hätten die Felsennatur, die Seen, die Höhlenspaltung in Sturm und Nebel meine junge, noch bildsame Seele erzogen und genährt, vielleicht wär' ich auch ein Dichter geworden! Jetzt fühl' ich nur den sehnsüchtigen Zug der Verwandtschaft, ich fühle das gleiche königliche Blut in mir, aber König sein und herrschen und meine Abkunft durch Glanz und Thaten darthun, dazu bin ich zu schwach, zu arm und in zu tiefem Gefängnis."

Solchen Gedanken begegnen wir oft in den Aufzeichnungen des jungen Hehn. Es war nicht nur Byron, es war auch Ossian, der aus ihm redete. „Da stand ich — schreibt er an der Schwelle Böhmens — wie ein Schatten aus Ossians Gesängen auf der Kuppe von Basalt, den gestaltlosen Nebel mit schauriger Phantasie durchdringend." Die Schranken, welche Geburt und Armut ihm auflegten, hat er noch lange schmerzlich empfunden. Vielleicht über Gebühr. Dem eigentlichen Grundton seiner Seele aber entsprachen solche Empfindungen nicht, sie kamen und schwanden wie die Wolken am Himmel, sie kamen mit bösem Wetter und vergingen, wenn die Sonne hell strahlte. Denn er war ein Sonnensohn, der Wärme und des Lichtes bedürftig, wenn er sich ganz geben sollte und eben deshalb zog es ihn so unwiderstehlich nach Italien, wo er alles zu finden hoffte, was Leib und Seele verlangte: Italia, Italia. Er stand nunmehr an der Schwelle des gelobten Landes.

Drittes Kapitel.

Italien, Frankreich und die Heimkehr.

Wir wollen hier nicht den ganzen Verlauf von Hehns italienischer Reise erzählen. Sie ist kürzlich in Buchform jedermann zugänglich geworden und es wird daher genügen, den Verlauf derselben in raschen Zügen zu skizzieren. Vom Comersee aus zog es ihn zunächst nach Venedig, wo er nur kurze Zeit verweilte.

Dann ging es nach Florenz, dessen Kunstschätze ihn lockten. Sie sind ihm für die Ausbildung seines Kunsturteils eine Schule geworden, in welcher er schnell zum Meister emporwuchs. Auch darin ging er mit erstaunlicher Selbständigkeit vor. Zwar hatte Hehn fleißig Kunstgeschichte und speziell italienische Kunst studiert, z. B. Larzis Geschichte der italienischen Malerei und die Schriften von J. G. von Quandt, um als ein Wissender den Eindrücken entgegenzutreten, die ihn erwarteten; er hatte auf seinen Reisen durch Deutschland sein Auge geschult und mit einem fast untrüglichen Gedächtnis das Gesehene festgehalten, aber er trat völlig unbefangen dem einzelnen Kunstwerk gegenüber und hatte immer den Mut, sich selbst seine abweichende Meinung zu gestehen. Die in den „Reisebildern“ mitgeteilten Notizen über die Gemälde im Palazzo Pitto geben eine Probe seines künstlerischen Empfindens. Er hat aber ganz ebenso über die andern Museen und Privatgalerien Buch geführt, die ihm zugänglich waren. „In der Tribuna zu Florenz,“ schreibt er einmal, „hängen zwei Madonnen von Rafael, die eine rechts, die andre links von dem Johannes desselben Meisters. Die erste ist aus der zweiten Periode Rafaels, die andre aus seiner dritten. Letzteres Gemälde, sagt mein Catalogue raisonné, ist lebendiger, zeugt von mehr Studium, hat aber weniger reizende Anmut. Wie falsch! Gerade anmutiger, freier, menschlicher ist es. Die Anmut ist die ewige Gefährtin der Seelenfreiheit und in jenem früheren Bilde ist alles noch geschlossen, obgleich schon

ein unendlicher Reichtum daraus herausstrebt. Es ist ein Bild voll Heiligkeit, Pietro Perugino und die ganze altitalische Kunst schweben noch wie eine Erinnerung um des Künstlers Blick. Es ist eine noch nicht aufgebrochene Knospe, die sich zwar schon längst zur vollen Blume entfaltet hätte, wenn nicht ein rosenroter Papierstreifen, wie man bei jungen Rosen thut, die Blätter zusammengedrängt hätte." Oder ein andermal: „Die berühmte ‚Madonna del trono' von Raffael im Palast Pitti hat mich weniger angezogen, als ich von dem Bilde erwartete. Kenner mögen darüber entzückt sein, aber daß es andern schon wie mir gegangen, beweist der Umstand, daß man in Paris, wo das Bild, ich glaube in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, sich befand, damit nichts Wertvolles zu besitzen glaubte und es leichten Kaufes fortgab. Die Mutter mit dem Kinde auf dem Thron unter einem Baldachin sitzen lassen, widerspricht dem menschlichen Verhältnis der Mutterliebe, gibt ihr keinen freien Ausdruck, verschließt sie unter dem steifen Zwang der Hoheit. Die Madonna als Königin des Himmels, wie die sixtinische, ist schon ein glücklicherer Gedanke, dort kann sie strahlend und siegend, oder sehnsüchtig aufwärts verlangend, oder glückselig nach erfülltem Verlangen, nach überwundenem Schmerz, einen Strom Gefühle in mein Herz senden; auf dem Throne aber ist sie nur eine Bildsäule, hingestellt zur Verehrung, sie ist nicht frei. Wie reizend ist die ‚bella gardiniera' oder die ‚Madonna della seggiola', reizend eben durch Weiblichkeit, Bewegung, Grazie, menschlich uns nahe durch gleiches Gefühl. In der ‚Madonna del trono' herrscht Architektonik, Symmetrie, statuarische Ruhe, starre Majestät; selbst das Christkind und die Engel sind nicht von Rafaels reiner Schönheit und die Farbengebung ohne Intensität und gleichsam verwaschen." Man mag nun Hehns Urteile billigen oder bekämpfen, sie sind uns wichtig als eines seiner geistigen Entwickelungsstadien, ein treuer Ausdruck dessen, wie er unter allen Verhältnissen das höchste Ideal in dem rein Menschlichen fand und jede Verzerrung desselben nach oben hinauf, wie in das Niedrige hinab als einen Mißton schmerzlich fühlte. Die Hauptbeschäftigung Hehns in seinen

florentinischen Mußestunden, wie die heiße Zeit und die späteren Abendstunden sie boten, aber war das Studium von Michelets Geschichte Frankreichs, von welcher er einen wahrhaft bewunderungswürdigen Auszug angefertigt hat, der keineswegs sklavisch an die Vorlage gebunden, sie überall mit seinem eigenen Wissen bereichert und dem Ganzen eine stärkere Wendung nach Italien hin gibt.

Vierzehn Tage war er in Florenz geblieben. Da duldete es ihn nicht länger. Sein nächstes Ziel war Rom. Am 31. August traf er in der ewigen Stadt ein. Ueber den Ponte Molle hinweg an der Piazza del popolo hielt sein Gefährt. Er nahm sich eine Wohnung in der Via Sistina hoch oben auf dem Monte Pincio gegenüber dem St. Peter und lebte in den ersten Tagen in stiller Schwermut für sich allein, ganz überwältigt von der Macht historischer Erinnerungen, die bei jedem Blick, auf Schritt und Tritt sich ihm aufdrängten. „Wenn man in Rom ist, denkt man der Weltgeschichte nach. Wo wäre man mehr in ihrem Heiligtum, tiefer von ihren Schauern durchweht und Gott näher?" Er suchte nach der vorherbestimmten Notwendigkeit im Gange der Geschichte und nach dem Verhältnis, in dem die Freiheit, an der er festhielt, mit dieser Notwendigkeit steht. Die Identität von Geschichte und Vernunft, als Philosophie der Geschichte bot ihm Trost und Beruhigung. „Eine Vernunft, und zwar dieselbe, die in mir erkennt und sittliche Forderungen an mich stellt, eine Weisheit, eine Vorsehung hat alle Weltbegebenheiten erwirkt: die Kette der Ereignisse ist nichts als die in der Zeit entfaltete Vernunft, die sich in sich selbst bewegt: die Geschichte ist ein Organismus, die zeitliche Entwickelung dessen, was in der Idee enthalten ist, vom Niedrigsten, d. h. worin die letztere sich selbst am meisten entäußert hat, bis zum Höchsten, wo sie in sich selbst zurückkehrt. Die Geschichte also ist die Selbstentwickelung Gottes in der Zeit. Sie ist ein ewiger Fortschritt. Alles, was in ihr geschieht, ist weise, d. h. auf ein unendliches Ziel gerichtet. Nichts in ihr ist verloren, nichts verkehrt noch unnütz oder beklagenswert. Diese Gedanken muß ich mir vorhalten, wenn ich auf den Trümmern einer untergegangenen

schönen Welt stehe, wenn ich des alten Roms und Griechenlands gedenke und mein Haupt an einer daliegenden geborstenen Säule zerschellen möchte mit dem Ausruf: Unvernunft und Blindheit und Bosheit, Wahnsinn und Grausamkeit sind die Mächte, die über die Welt herrschen.“ Dies ist die Gedankenrichtung und Stimmung, aus der seine Betrachtungen über die Perfektibilität (siehe Reisebilder Seite 84 f.) hervorgegangen sind. Es hat ihn immer wieder gedrängt, darauf zurückzukommen, und zahlreiche Stellen des Tagebuches zeigen, wie sehr es ihm Ernst darum war. Auch finden wir aus der Zeit seines römischen Aufenthalts keinerlei Beschreibung Roms. Hie und da Aufzeichnungen über einen Spaziergang, ein Urteil über ein Gemälde, das ihn besonders anzieht, kurze Notizen über die Galerie Borghese, Meditationen über Architektur, die sich zu einer Philosophie der Baukunst erweitern, über italienische Musik und dergleichen. Daneben politische Betrachtungen, die fast wie Streitreden klingen und uns zeigen, daß er auch hier den politischen Ereignissen zumal in Deutschland mit lebendigem Anteil folgte. Auch der Natur rings umher und den geologischen Verhältnissen wendet sich seine Aufmerksamkeit zu. Es ist ihm Bedürfnis, zu erkennen, wie Natur und Menschenhand an der Entstehung der Siebenhügelstadt geschaffen haben. „Drei aufeinander folgende Naturereignisse,“ so schreibt er, „sind in ihren Erzeugnissen und Wirkungen an jenem Punkte der Erde über- und nebeneinander gelegt. Es war eine Zeit, wo das Meer hier flutete und seine Bildungen und Tierorganisationen hier absetzte. Aus jener Zeit, wo die See bis an den Fuß der Albaner- und Sabinerberge ging, stammen die Hügel auf der rechten Seite der Tiber Janiculus und Vatikan. Auf dem linken Ufer, wo die eigentlichen sieben Hügel liegen, wurden vulkanische Kräfte thätig, hoben, klüfteten und zerrißen den Boden der eigentlichen späteren Stadt und hinterließen die geschmolzenen Lagerungen ihrer feurigen Werkstatt. Das Meer hatte sich zurückgezogen, die vulkanische Thätigkeit erlosch und als jüngste Bildung folgte ein Niederschlag aus süßem Wasser. Rom war damals ein Landsee, durch die zurückgefallene Tiber gebildet, bis auch dieser

Fluß seinen Abzug gewann und nun die Geburtsstätte so großer Dinge vollendet war und frei lag. Die letzte Hand legte der Mensch selbst an. Die Thäler zwischen Roms Hügeln waren immer noch stehende Teiche oder tiefe Sümpfe; da wölbte das älteste Heldengeschlecht zu einer Zeit, wo nur sagenhafte Dämmerung herrscht, jene ungeheuren Kloaken, eines der mächtigsten Werke, die je ausgeführt wurden, und leitete die Gewässer in den Tiberstrom, der selbst durch Uferdämme in seinen Schranken gehalten ward.

Auf dem rechten Ufer der Tiber ist der Abfall der Hügel steil, auf dem linken läßt der Höhenzug eine Thalebene frei.

Der Apennin ist ein mächtiges Kalksteingebirge, das mit der Juraformation verwandt ist und dessen Hauptmasse und Schwerpunkt sich nach der östlichen Seite neigt. Dort überlagert er überall das Vorgebirge, so daß es unsichtbar ist, während es auf der westlichen Seite der Halbinsel an vielen Stellen in deutlichen Spuren hervortritt. Parallel dem Apenninenzuge sowie der Meeresküste läuft ebenfalls auf der westlichen Seite eine Kette von Vulkanen von Toskana bis an die Südspitze, zu welcher Kette die sieben Hügel gehören und die nur noch in einem, aber dem größten ihrer Glieder, dem Vesuv, thätig ist. Italiens Westhälfte ist von der entgegengesetzten Hälfte, die am adriatischen Meere liegt, so sehr verschieden; auch geschichtlich ist sie es; sie ist die bedeutendere, merkwürdigere, herrschende." So nahm er mit durstendem Sinn auf, was Kunst, Natur, Geschichte und das Leben um ihn her bot, um es dann in der stillen Einsamkeit seines Heims in das Gesamtbild seiner Weltanschauung mit immer frischen Farben einzutragen. Der Reiz dieser neuen Welt, die doch zugleich die Welt seiner Studien und seiner Sehnsucht war, bestrickte ihn vollkommen. „Wenn ich daran denke, daß ich Italien verlassen muß," schreibt er am 8. Oktober, seinem Geburtstage, „so seufze ich mit Achilles: ach, lieber wollte ich Tagelöhner droben an der Oberwelt sein, als hier der Schatten eines Königs." Nur vorübergehend schloß er sich an andre; etwa wenn sich ihm Gelegenheit bot, in Gesellschaft billigeren Zutritt zu den Museen zu finden, oder einen Aus-

flug im Wagen gemeinsam und dadurch mit geringeren Kosten zu unternehmen. Denn er mußte sparsam sein, um möglichst lange zu reichen, und die erhaltenen Tagesrechnungen zeigen, wie streng er in dieser Hinsicht gegen sich war. Am Morgen für 6 1/2 Centesimi Kaffee, für 2 Centesimi Trauben oder sonst Früchte. Mittag 1 Lire 4 Centesimi. Abends im Café wieder 6 1/2 Centesimi. Größere gelegentliche Ausgaben ergeben sich aus der Besichtigung der Galerieen und sonstigen Sehenswürdigkeiten. Er besteigt die Peterskuppel, die Fahrt nach Tivoli kostet 10 Lire, noch mehr die Fahrt in die Latiner und Volsker Berge. Hie und da geht er ins Theater, wo der Platz 3 Lire kommt, oder er muß eine neue Aufenthaltskarte kaufen, eine Tabaksdose, oder seine Toilette in Ordnung bringen oder endlich das Abonnement in der Leihbibliothek erneuern. Auch in der Vatikanischen Bibliothek hatte er Zugang gefunden und dort Possevins berühmten Commentarius Livoniae Gregorio XIII. P. M scriptus entdeckt und abgeschrieben. Von seinen Arbeiten wissen wir jedoch nur wenig. Er hat wie immer viel gelesen. Leos Geschichte Italiens, Niebuhrs römische Geschichte, die griechischen und römischen Schriftsteller, Dichter, Geschichtschreiber und Redner, dazu Lord Byron, der nächst Goethe immer noch sein Liebling war. Aber er las auch fleißig italienisch und war in dieser Sprache schon so weit gefördert, daß er Petrarka, Dante, Boccaccio mit Genuß und Verständnis studieren konnte.

Unangenehm waren ihm, wo immer er sie traf, die reisenden Engländer, und sein Tagebuch ist voller Spitzen gegen sie. Dagegen fühlte er sich im Kreise der deutschen Maler wohl, die er gelegentlich aufsuchte, ohne doch zu einem festen Umgang zu gelangen; nur in der letzten Zeit seines römischen Aufenthaltes spricht er von „Freunden". Im November zog er nach Neapel, besuchte Pompeji, Amalfi, Salerno, Paestum, Capri — die köstlichen Schilderungen, die er uns in den Reisebildern hinterlassen hat, geben ein lebhaftes Bild seiner Eindrücke —, im Dezember endlich kehrte er wieder nach Rom zurück. Aus der letzten römischen Zeit fehlt fast jede Nachricht. Er verließ die Stadt am 16. März. „Wie ein übergroßes Unglück stumpfsinnig macht, betrieb ich fast

gleichgültig die Reisevorbereitungen, und erst nachdem ich mehrere Stunden durch die nach Norden besonders öde und leblose Campagna gefahren, überfiel mich plötzlich Verzweiflung, als wollt es mir plötzlich das Herz sprengen.“ Auch hat er diesen Schmerz nie recht verwinden können. Mit jedem Monat waren ihm Menschen, Sprache, Natur und Sitten vertrauter geworden. Er hatte die Geschichte noch nach allen Richtungen hin an der Hand der ersten Quellen studiert, und die lebendigen Spuren des Altertums in Sitte und Gebräuchen des gegenwärtigen Geschlechts wiederzufinden verstanden. „Ueberall in Italien,“ schreibt er einmal, „sind Hökertische mit alten Büchern an den Straßenecken aufgestellt; das muß schon im alten Rom so gewesen sein. Horaz sagt: „Nulla taberna meos habeat neque pila libellos.“ Die Grotten und Felsklüfte an Capris und Misenos Küste, wie sie die schäumenden Wasser einschlürfen und wieder von sich geben, rufen ihm die Skylla ins Gedächtnis, denn wie in die Gegenwart hinein, so schaut er zugleich zurück und zahlreiche Eintragungen weisen darauf hin, wie lebhaft sein Geist schon damals danach trachtete, in das Geheimnis der Kultur der Urzeit einzudringen. Er sammelt Notizen der Alten über die klimatischen Verhältnisse der früheren vorchristlichen Jahrhunderte und gelangt zum Schluß, daß das Klima Italiens im Lauf der Zeit milder geworden sei; sorgfältig zeichnet er alles auf, was ihm über die Kulturpflanzen und Haustiere des alten wie des neuen Italien in Anschauung und Lektüre entgegentritt, einzelne der damals rasch hingeworfenen Beobachtungen finden sich, durch neues Material bereichert, in seinen späteren Arbeiten wieder. Man hat den Eindruck, als ob der Gedanke an eine Geschichte der Kultur Italiens sich je länger, je mehr in ihm festsetzt.

Hie und da ist auch ein Ansatz zu abgerundeter Darstellung gemacht, die dann einen andern Charakter trägt als die reflektierenden oder beschreibenden Ausführungen seiner Reisebilder. So finden wir mitten unter den archäologischen und historischen Notizen, zu welchen Neapel und Pompeji ihn anregen, einen „zoologisch-monographischen Versuch“ über den „Esel“.

„Die Tiere haben ein Temperament, wie die Menschen, heißeres oder kühleres Blut, Leidenschaften, die sie beherrschen, edlere oder gemeinere Sinnesart. Und warum nicht? Das Gefühl, die blinde Neigung, alle dunklen Wallungen des Herzens teilen wir mit dem Tiere, der Gedanke, der Wille ist unser Gattungszeichen.

„Kein Mensch ist so die verkörperte Geduld als der Esel. Er besteht ganz aus Leidsamkeit, seine Kraft ist die Widerstandskraft der Trägheit. Damit scheint nichts Neues gesagt zu sein; aber man muß den Esel so vielfach und bei so vielfachen Gelegenheiten beobachtet haben, um die ganze Bedeutung dieser Bemerkung zu würdigen. Die Größe der Geduld eines Esels ist nicht zu berechnen; nicht zu beschreiben ist, wie schon jede Faser in ihm von leidender Trägheit durchdrungen ist. Versuche es, reitend ihn fortzubewegen, ohne den Treiber hinter ihm! Und selbst dieser muß ihn mit den Händen fortschieben, muß immer mit eigentümlichem Ton schnalzen und stöhnen, widrigenfalls alles ins Stocken gerät. Kommt ein Abweg, so ergreift der Treiber das Tier mit beiden Händen und dreht es nach der Seite, wo es hinsoll. Schläge wirken nur mechanisch: erfolgt ein Hieb auf die rechte Seite, so wird der Leib links getrieben, wie bei einem toten Körper. Erschrecken, aufregen, reizen kann diese ruhige Seele kein Sturz, kein Knall, kein Naturereignis. Trotzdem ist das Innere des Esels wach, wie seine Ohren zeigen, die alles hören. Bald aufgerichtet, bald gesenkt, bald zur Seite gekehrt, sind sie voll Bedeutung wie die Wimpelsprache auf den Flotten: wenn das eine sich senkt und das andre erhoben ist, lese ich eine Telegraphenschrift, die mir tausend kleine Gemütsbewegungen verkündet. Einst stand mein Esel auf einem hohen Bergpfade still: will er die Aussicht bewundern, fragte ich mich, da ich keine Ursache einsah. Es war aber der Treiber auf einen Augenblick beiseite getreten, was keiner merkte als mein aufmerksamer Esel, dem vom leisesten Vorgang hinter ihm nichts entgeht. Machen wir Halt, so kehrt er sich in seiner Bescheidenheit regelmäßig der Wand zu; dort steht er gesenkten Hauptes, und nimmer wird er in der Mitte der Landstraße harren. So

sicher als er geht kein andres lebendes Wesen von allen, die gehen können: so viel macht Kaltblütigkeit aus. Viel Schläge, geringes Futter — das ist das Los des Armen, und hat er hinten durch lange Leiden endlich eine wunde Stelle bekommen, dann wählen sich die Treiber diesen seinen blutigen Fleck für die Rutenhiebe, das einzige, was ihn in Leidenschaft, d. h. in Trab zu versetzen vermag. Ja, sind die Rufe des Treibers recht laut und so stöhnend wie bei dem, der eine schwere Last zu heben hat, und trifft er mit wiederholten Schlägen die offene Wunde, die der ewig bewegte kleine Schwanz kaum vor den Fliegen schützen kann, dann ereignet sich bisweilen jener Fall, von dem Boileau spricht: ‚Galoppa, dit l'histoire, une fois dans sa vie.'"

Auch eine Novelle „Priscilla" ist ihm in Erinnerung an ein römisches Erlebnis entstanden, ein Stück italienischer Liebesleidenschaft, nicht ohne Dolch und Blut, in Hehns Darstellung schließlich glücklich ausmündend, in Wirklichkeit mit tragischem Schluß. Es gehört ganz in den Gedankenkreis, der ihn damals bewegte, daß er an die Erzählung einer Hinrichtung, der er beiwohnte, eine Philippika gegen die Todesstrafe knüpft: „Der eben noch lebende Körper, ein wundersames, ewig vernunftvolles organisches Naturgebilde, in dem unbegreifliche Kräfte in Thätigkeit und Bewegung harmonische Wege durchliefen, dieses köstliche, leicht verletzliche Kunstwerk war nun durch einen grausamen Streich vernichtet, und was im vorigen Augenblicke meine anbetende Bewunderung forderte, das ist im nächsten auf immer, auf ewig dahin. Ihr habt diesen Leib zerstört. Ihr habt (was mehr ist) über ein Bewußtsein, über ein Ich, dieses noch wundersamere und unbegreiflichere Etwas, eine plötzliche Nacht gezogen und eine himmlische Flamme ausgeblasen. Ihr habt zerstört, was ihr nicht wiederherstellen könnt.

Ist es recht, ist es erlaubt? Nein und abermals nein. Mein Gefühl sagt es mir. Es sträubt sich empört gegen eure That. Beweist mir, soviel ihr mögt, mit noch stärkeren Gründen, mit noch dickeren Büchern, daß ihr das Recht habt, es kann nicht sein. Ich bin ein Mensch und fühle menschlich, und längst

ist in mir entschieden, was ihr zu rechtfertigen zu spät kommt.“ Er erzählt darauf die Geschichte einer Römerin, die in Verbindung mit ihrem Geliebten ihren schlafenden Gemahl ermordet. Der Liebhaber entflieht, sie wird in den Kerker geworfen und acht Jahre lang in der Ungewißheit erhalten, ob sie Gnade und Freiheit oder den Tod finden werde. Der ferne Liebhaber setzt alle Hebel an, sie zu befreien, aber die Gerichte nehmen zwar gierig seine Bestechungsgelder hin, verzögern aber die Entscheidung immer aufs neue, bis ein neuer Gattenmord in Rom die Veranlassung wird, daß der Papst das Todesurteil unterschreibt und ihr Haupt auf offenem Markte fällt.

Hehn knüpft daran die folgende Betrachtung:

„Jener Künstler, der sich in das Marmorbild, das seine Hand gefertigt, verliebte, ach, tausendmal unglücklicher war er als jene Liebenden, denen das böse Schicksal oder böse Menschen den Besitz des Geliebten versagten. Denn der Marmor war nur Marmor, kein Gott konnte seine Sehnsucht erfüllen, die ewige Natur der Dinge lief seiner Neigung entgegen. So geht es auch mir mit der Traumwelt, nach der ich verlange. Wenn der Bettler den goldnen Ueberfluß des reichen Magnaten beneidet, so ist es möglich, daß das Glück ihn hebt und ausstattet, so daß er jenem gleich wird: mir aber kann nie sich erfüllen, was ich begehre, denn wenn es sich erfüllte, so wäre das Begehren längst darüber hinaus. Ein Freund zerschlug dem Künstler seine Statue, und er war geheilt.

Das Alter wird mich heilen, und wenn das Alter nicht, der Tod. Aber welche Heilung! nicht durch Gewährung erreicht, sondern durch Vernichtung.“

Es kann nicht zweifelhaft sein, was der junge Hehn begehrte: vor allem Wissen, Erkenntnis und dann Ruhm! Er wollte nicht nur in sich aufnehmen, was Gegenwart und Vergangenheit, Natur und Kunst und Geschichte an Erkenntnisstoff boten, er wollte auch selbst schaffend auftreten, um etwas Bleibendes, Unsterbliches, ein Zeugnis seines Geistes der Nachwelt zu hinterlassen. Aber eben seine Wißbegier, die umfassende Richtung seiner Studien, die immer den letzten Gründen nach-

strebten, entfernten ihm das Ziel, je mehr er bemüht war, sich ihm zu nähern, und je weiter er in seinen Studien fortschritt, um so unvollkommener erschien ihm das, was bereits sein eigen war. Niemand konnte über das von ihm Geleistete schärfer zu Gericht sitzen als er selbst, und so hat er auch seine italienischen Studien und Erfahrungen, seine Aufzeichnungen von ihnen und die Gedanken, die sich ihm daran knüpften, ruhen lassen und sie vor jedermann geheim gehalten. Denn auch ihm „konnte kein Gott die Sehnsucht erfüllen“. Er hatte, als er Rom verließ, keineswegs das Bewußtsein, daß ihm sein Aufenthalt Erfüllung der Jugendträume gebracht habe. Alle Anschauung und alles Wissen, das er mit durstiger Seele in sich aufgenommen hatte, steigerte sein Verlangen, und auch die Nachlese, die er auf der Reise von Rom nach Genua und Nizza hielt, trug nur dazu bei, diese Empfindung zu steigern. Spoleto, Perugia, Florenz, Pisa, Genua gewährten ihm zwar hohen Genuß, aber sie täuschten ihn nicht über das hinweg, was er aufgegeben hatte. Er hatte das richtige Gefühl, daß er mit gleicher Empfänglichkeit auf diesem Boden nie wieder stehen werde, und als er 38 Jahre später, schon als hoher Sechziger, in seinem schönen Buch über Italien seinen Lesern „Einige Ratschläge, die nicht im Bädeker stehen“, erteilte, da hat er es für nötig gehalten, als Zeitpunkt für eine erste italienische Reise gerade das Lebensalter zu setzen, in welchem er zum erstenmal die heilige Roma schaute. „Der nordische Fremdling,“ schreibt er, „darf nicht zu alt sein, wenn Italien zu einem wesentlichen Moment seiner Bildung werden soll. Hat sein Inneres schon Gestalt gewonnen und sein Verhältnis zur Welt sich befestigt, dann wird er das Ungewohnte, das ihm hier entgegentritt, als abzuwehrende, unwillkommene Störung, vielleicht gar als ungereimt, als recht- und vernunftlos empfinden. Nur wer noch in den Jahren steht, wo uns ein allmächtiges Verlangen nach Erfüllung mit fremdem Stoffe beherrscht, der dann zum Aufbau der werdenden Individualität verwandt wird — nur ein solcher wird als Wiedergeborener heimkehren, der diese neue Welt erst geahnt, dann gesehen, dann in sein eigenes Gefühl aufgenommen hat.“

Am 10. April 1840 hat Hehn den Var überschritten und damit den Boden Frankreichs betreten, nachdem er volle neun Monate in Italien geweilt hatte. Das Tagebuch über diese französische Reise erweckt einen trügerischen Eindruck. So frisch die Schilderungen hingeworfen sind, in denen er uns über Toulon nach Marseille und Lyon und endlich nach Paris führt, und so sehr er bemüht ist, dem französischen Wesen die beste Seite abzugewinnen, im Grunde ist es ihm wenig sympathisch, und innerlich erwärmt fühlt er sich nur da, wo er die Spuren verfolgt, an denen sich in Geschichte und Kultur das Zusammentreffen der alt keltischen Kultur mit jener der Griechen und Römer verfolgen läßt. „Der erste Versuch des Weltgeistes mit griechischem Blut" an diesen fernen nordwestlichen Küsten zu wirken, das erste Hervortreten der Naturgesetze des Westens, während bis dahin der Kreis der alten Welt sich auf Griechenland und Italien beschränkte. Das ist es, was ihn fesselt. Als er in Marseille weilte, reizte es ihn, Cäsars Bücher wieder in die Hand zu nehmen. Mit „gesteigertem Anteil" las er die Geschichte der Belagerung von Massilia. Er hat dann den Verlauf dieser Belagerung in seinem Tagebuch wieder erzählt, ein erster Versuch auf dem Felde historischer Darstellung, der wie alles, was aus seiner Feder geflossen ist, den Eindruck gewissenhaften Studiums und originellen Denkens verbindet. Wenn wir diese Darstellung ebensowenig wie die Lyoner und Pariser Reise im Drucke [1]) hersetzen, so mag zur Entschuldigung dienen, daß der Stoff zu umfangreich und der Einfluß Frankreichs auf Hehn doch ein verhältnismäßig geringer war. Ihn zog zunächst der landschaftliche Kontrast zwischen Italien und Frankreich an, die mitteleuropäische Vegetation in ihrem bezaubernden Frühlings- und Sommergewande:

„Luna bricht durch Busch und Eichen,
Zephyr meldet ihren Lauf
Und die Bäume streun mit Neigen
Ihren schönsten Weihrauch auf."

---

[1]) Zum großen Teil gedruckt in den „Reisebildern".

„Ach, das junge Grün des Frühlings ist doch noch anders als jenes stille, schwarze und schwermütige des immergrünen Winterlaubes in den römischen Villen, es ist so voll Hoffnung, voll Sehnsucht und dennoch voller Erfüllung. Ich habe dieses Jahr keinen Winter gehabt, und doch ist es, als lebte ich wieder auf, und ich weiß nicht, wie mir geschieht.“ „Ein herrliches Land dieses Frankreich! Lachend, wie seine Bewohner! Wie ernst ist dagegen Italien, wie marmorn, felsig und gleichgültig! Dort ist kein Seelengrün, keine Wiese, keine Baumpflanzung an Stegen und Wegen; der Wein so schlecht oder gut, als ihn die Natur bringt, die Blumen nicht geliebt, an Früchte nicht gedacht, als wie sie der Himmel gerade gedeihen läßt. Starre Zypressen, schwarze Stecheichen, struppige Myrten an brennenden Felswänden, schwermütiges graues Gebirg und Mauerwerk, nachlässige, ungerührte Menschenseelen mit plastischer Kälte gegen landschaftliche Natur, und der Himmel so klar, so still, wie der Augenspiegel einer antiken Minervenbüste.“

Das zweite aber war die Bewunderung für den französischen Konstitutionalismus, der noch nicht verblaßte Ruhm des Julikönigtums, der, trotz allem, demokratische Anstrich der Gesellschaft, der Nachhall jener égalité von 1789, für welche Viktor Hehn schwärmte, wie alles, was damals in Deutschland jung und liberal war, lauter Dinge, über welche er in späteren Jahren vornehm hinwegsah. In den sechziger und siebziger Jahren, als ihn der Gedanke einer großen ethnographischen Arbeit lebhaft beschäftigte, dieselbe, von der unter dem Titel „De moribus Ruthenorum“ ein Teil der auf Rußland bezüglichen Kollektionen 1892 aus seinem Nachlaß erschienen ist[2]), sammelte er auch über die „Mores Francorum“. Diese Bemerkungen sind so fein, daß wir uns nicht versagen können, wenigstens einige von ihnen herzusetzen:

---

[1]) De moribus Ruthenorum. Zur Charakteristik der russischen Volksseele. Tagebuchblätter aus den Jahren 1857—1873 von Viktor Hehn. Herausgegeben von Theodor Schiemann. Stuttgart 1892. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. 8⁰. S. 251.

Von Frankreich nach Italien — aus dem Lande der Mathematik in das des Gewährenlassens. Man fühlt sich befreit, man atmet auf. In Frankreich auf jedem Schritt ein Verbot, eine Anordnung, eine unverbrüchliche Einrichtung. Alles oft zweckmäßig, aber immer lästig. In allen Denkmälern wiederholt sich der Eindruck, daß die Franzosen mehr für das Zierliche und Geschmückte als für Einfalt und Größe Sinn haben. Darin sind die Italiener antiker, die Franzosen Erben des römischen Kaiserreiches.

Die Franzosen sind unglaublich fest in ihren Sitten, die zuweilen keinen universalen, sondern national-partikularen Charakter haben und dann dem Fremden unbequem fallen.

Alles Takt und Höflichkeit, kein menschliches Sichgehenlassen, Sichhingeben wie man ist. Schon der Satiriker Falk in Weimar hatte die Franzosen die Weiber Europas genannt.

Sie sind alle nur Redner und Sachwalter, und es kommt ihnen nicht auf Ermittelung der Wahrheit an, als auf Ueberredung, auf den zu weckenden Entschluß. Man sehe, wie z. B. die Zeitungen ihre Berichte aus fremden Hauptstädten zusammenstellen: sie nehmen von der dort erscheinenden Zeitungslitteratur nur diejenigen Blätter zur Quelle, die, sei es ihren Schwärmereien, sei es ihrer Bosheit, zusagen. So kommt es, daß sie selbst und dann ihr Leserkreis und endlich die ganze Nation nur ein Bild erhalten, wie es ihnen schmeichelt, und die verkehrtesten Urteile oder auch vollständige Ignoranz über den Stand der Dinge außerhalb Frankreichs herrschend werden.

Alle Rhetorik (die Franzosen sind Rhetoren, ihre Bildung eine bloß formale) entfernt von der Wirklichkeit, der Rhetor lebt von Worten, nährt sich von Worten und kann auch seinem Nebenmenschen nichts andres spenden. Die Welt muß sich dem rednerischen Wohlklang beugen und wird zu einer konventionellen, dogmatisch postulierten, lügenhaften, die sich in der

Vorstellung so unerschütterlich festsetzt, daß Schmach und Verfolgung jeden Andersmeinenden trifft.

Das allgemeine Stimmrecht — ein seltsames Geschöpf! es gehorcht auf Kommando; vor zehn Jahren that es wie Rouher wollte, heute wie Gambetta will.

Mit Schauder gemieden ist s'afficher; ça ne se dit pas, ne se fait pas; man muß ja nicht se distinguer; la convenance ist der herrschende Götze; man thut nicht ce qui est mal vu. Daher fühlt sich der Germane unfrei, von Fesseln umstrickt, wenn er nach Frankreich kommt.

Der Franzose ist religiös, weil das Gegenteil geschmacklos, mauvais goût, wäre. Pratiquer heißt zur Messe, zur Kirche gehen.

„Verfinsterung des Urteils am hellen Mittag," sagt Goethe von den Emigrierten, die das sahen und glaubten, was sie wünschten.

Daß von Anfang des Jahrhunderts bis etwa 1848 und noch länger das politische Interesse in Deutschland gänzlich schlief, war auf der andern Seite für die ästhetische, philosophische, religiöse, historische Bildung vorteilhaft. Die neuen, mehr organischen Ansichten im Gegensatz zu der bloß verständigen Auffassung des 18. Jahrhunderts hatten Zeit, sich durchzusetzen und in die Tiefe und Breite des Volkes zu dringen. Jenseits des Rheins las während derselben Zeit alles Zeitungen, und die geistige Form der Wissenschaft blieb unangerührt und unangefochten dieselbe. Es war die hartnäckige, im Grunde höchst beschränkte Fixierung von Verstandesgegensätzen, wie sie

im 18. Jahrhundert herrschte; diese Bildung war keine andre als die von den Jesuitenschulen überkommene, eine scheinbar scharfe und klare Sonderung abstrakter Kategorien; die Jesuitenbildung war wieder nur die im Mittelalter in den Schulen fortgepflanzte, mit scholastischen Begriffen, geteilt in Trivien und Quadrivien; letztere stammte von den Kirchenvätern, deren Denken, nur mit dem neuen Aberglauben versetzt, dem Altertum entnommen war. So herrscht noch im neuen Frankreich in allen Grundzügen eine Art Philosophie, wie bei Cicero, Seneka und Boëthius. Einige Beispiele: Kein Franzose kann sich die unabsichtliche Entstehung eines epischen Gedichtes, einer Religion oder eines Systems von Mythen, oder herrschender Gesetze denken. Ueber die „Hypothese" von dem objektiven Werden — ohne verständigen Vorsatz — der homerischen Gedichte lachen sie wie über ein deutsches Hirngespinst. In die Ansicht über Entstehung der Tellsage können sie sich nicht finden, ebensowenig in die über den mythischen Charakter des Alten Testaments oder gar des Neuen. Ja, sie haben den Begriff des Mythus überhaupt noch nicht gefaßt. Dunkles Handeln der Gesamtheit ist ihnen unbegreiflich, daher auch Entstehung des Staates auf diesem Wege nicht faßlich. In der Geschichte herrscht bei ihnen der Ueberlieferung gegenüber Kritiklosigkeit. Die Quelle zu untersuchen, Echtheit und Unechtheit einer Schrift festzustellen, scheint ihnen ein vergebliches, meist nur lächerliches Bemühen [1]). In der Polemik herrscht die Autorität, d. h. Berufung auf die oder jene Stelle eines Kirchenvaters, womit die Sache und der Streit abgemacht ist. Die Geschichte, d. h. der Rückblick ist ihnen im Grunde gleichgültig, oder vielmehr die wissenschaftliche Wahrheit gilt nicht für sich, d. h. als Befriedigung des Erkenntnistriebes, sondern nur zur Unterstützung oder Widerlegung gegenwärtiger Streitpunkte. Daher die Historie in Frankreich auch fast nur Hof- und Revolutions-

[1]) Ein Irrtum Hehns, der die neue historische Litteratur der Franzosen nicht genügend kannte. Doch schätzte er Taine. Sein Urteil gilt für die Masse und für die Aelteren, nicht für die heutige kritisch-historische Schule Frankreichs.

geschichte, dann die römische Kaiserzeit behandelt. Das echte, wahre, vorimperatorische Altertum ist ihnen verschlossen und für sie gleichsam nicht vorhanden. Die griechische Mythologie wird in oberflächlich-konventioneller Weise in den Schulen gelehrt und gelernt, zum Gebrauch für Redewendungen und Gedichte, mit Anwendung der Parallelisierung griechischer und römischer Götter und Namen, z. B. von Hera wissen sie gar nichts, nur von „Junon“. Bei Assyrien reizt sie nur das romantische Dunkel, ebenso bei den Pfahl- und Höhlenbewohnern. Kein Begriff von Urzeit. Die Einnahme von Paris machte auf die Franzosen und im Grunde auch auf die andern Völker den Eindruck, wie auf die antike Welt der Sturm und die Plünderung Roms durch die Goten unter Alarich und die Vandalen unter Geiserich. Daher auch der böse Nebenbegriff, den das Gotische oder Vandalische fortan erhält; es bezeichnet Wildheit, Barbarei überhaupt.

Antik ist es auch, daß alle Wechsel in ihrer Geschichte eine dramatische Gestalt annehmen, sich lokal und sittlich vollziehen, sich zu Scenen zuspitzen. Die Phantasie aller Völker folgt mit Spannung und erhält in jedem Moment ein bestimmtes Bild. Allgemeine Entwickelungen, langsame unsichtbare Strömungen brechen hier in begrenzten individuellen Katastrophen zu Tage. Der Sturz des zweiten Kaiserreiches — wie ergreifend! Ein Maler könnte ihn auf die Leinwand werfen: eine ganz lokale, in den Raum einer oder zweier Stunden zusammengedrängte, ganz nach außen getretene, in Gebärden, Gesichtern, Stellungen greifbare Scene. Der Tumult in der Straße oder die Flucht der unglücklichen Kaiserin aus dem Palaste, an dessen Schwelle noch kurz vorher Millionen andächtig sich beugten, der Einbruch in den gesetzgebenden Körper, das Auftreten der ehrgeizigen Advokaten von der Linken, der Zug ins Stadthaus, die Ausrufung der Republik daselbst — wie viel Stoff für Pinsel und Meißel sogar! Dazu das Talent, in kurzen Schlagworten, in prächtigen Sentenzen, in haarscharfen Formeln, fest bestimmten Losungen dem jedesmaligen dramatischen Moment sein leicht zu

wiederholendes, leicht zu fassendes Zeichen zu geben! Die Proklamationen, die Programme, die erkennbaren Farben, Fahnen und Kostüme! In Frankreich entstand die rechte und die linke Seite und das Centrum, der Berg, das weiße und das rote und das dreifarbige Banner, der 14. Juli und die Julitage, die Juliregierung und die Februarrevolution u. s. w. Lauter sinnliche Dinge für abstrakte Prinzipien und vage Zustände, und dem Halbgebildeten weit und breit verständlich. Alles wie im alten Griechenland und Rom! Dazu kommt — was gleichfalls antik, südlich ist —, daß die That immer bereit ist, dem Wort zu folgen, die leidenschaftliche Energie, der brennende Ehrgeiz, die Bereitschaft ans Ruder zu treten, das Erfülltsein von der Parteiidee bis in die Haarspitzen, die immer von elektrischen Funken sprühen! Daher auch keine ruhigen Beratungen in den Versammlungen. Die eine Partei kann gar nicht anhören, was ein Redner der andern vorbringt, sie muß ihn unterbrechen, ihn niederschreien, ihm glühende, beleidigende Einwürfe mitten in die Rede schleudern. Thiers war darin ein antik-französischer Redekünstler, daß er es verstand, durch feine Umwege, durch beigemischte Schmeicheleien, durch gleichzeitiges Anschlagen sympathetischer Töne sich Gehör zu schaffen und die Arznei einzugeben. Dennoch gelang es ihm nicht immer. Kurz vor dem Kriege wurde ihm mit dem Strang gedroht, schon damals wäre beinahe Feuer an sein Haus gelegt worden — was erst die Kommune ausführte, ganz wie Ciceros Haus zerstört wurde, als er in die Verbannung mußte. Geht einmal eine Beratung ruhig und sachlich vor sich, so ist sie langweilig — wo die Leidenschaft nicht erregt, das dramatische Interesse nicht geweckt ist, da überläßt dies Volk die Anordnung gern der höheren Regierungsgewalt, und da beklagt sich niemand, daß ihm die Freiheit genommen, mitzusprechen.

Alles ist römisch. Sie sagen: Wartet nur; auf Ariovist folgte Cäsar, auf Varus Germanicus.

Fein ist die Beobachtung von L. Bamberger, die Franzosen seien die Edelleute Europas, die Deutschen der dritte Stand, das Bürgertum der jetzigen civilisierten Menschheit — mit den Fehlern und Vorzügen dieser beiden Klassen der Gesellschaft. In der That, der Stolz auf eine alte Kultur, die Erinnerung so vieles Vollbrachten und Erfahrenen, die Durchdringung mit den Resultaten einer so langen Bildungsgeschichte, die Humanität und Anmut, die zur andern Natur geworden ist, die leichte Verwandlung der innersten Empfindung in Wort und Bild, das fließende, mühelose Hervortreten zu Formen, die Mäßigung in Ausdruck und Benehmen, die Läuterung in Gesichtsbildung und Stimmklang, der Takt und die Sicherheit im geselligen Verkehr ohne Grobheit und Verlegenheit — dies alles zeichnet die Glieder eines alten Hauses, wie die dieser Edelmannsnation, aus. Aber ebenso die Verachtung solider Eigenschaften ohne Glanz der Erscheinung, die windige Ignoranz, die eitle Selbstgefälligkeit, die Sorge mit Anstand zu unterliegen, das ewig gereizte Ehrgefühl und die stete Bereitschaft zu Ehrenhändeln, die Unfähigkeit, in andern Nationen, besonders in den Deutschen, ein gleiches Subjekt mit gleichen Ehransprüchen anzuerkennen (so wenig wie der Edelmann seinem Schuster Satisfaktion geben kann), die Kunst des front d'airain und der bouche riante, die edelmännische Unverschämtheit und Sicherheit im Unrecht, die Lüge und Beschönigung, der Leichtsinn in Liebeshändeln, die gewissenlose Frivolität in den Beziehungen von einem Geschlecht zum andern, die Freude an Wortspielen, schlüpferigen Anekdoten, an Diners, an Raufen und Prahlerei, die Ansprüche auf servile Bescheidenheit von seiten des schüchternen Bürgers, die Protektorzuneigung zu den Bauern (d. h. den halbwilden, sich erst civilisierenden Völkern und Völkchen), die Naivetät, von andern Unterwerfung zu verlangen — das alles sind Zeugen im Charakterbilde des Standes und der Nation. Das Gleiche ließe sich am deutschen Naturell aufzeigen, auch da stimmt alles mit der Physiognomie des tiers-état zusammen.

Feurigkeit, Jugend, ganze, nicht unterhöhlte Menschen. Man muß sie erst reflektiert machen, sie wandeln wie Jünglinge, wie Blinde umher. Das Blut wallt mächtig, die Phantasie ist geschäftig, die unüberlegte That springt unvermittelt, wie mit einem Satz in die Wirklichkeit, der Entschluß nur zu leicht. Da ist nichts von Hamlet, von kränkelnder Gedankenblässe, von seniler Erschlaffung. Erziehung, Selbsterkenntnis, Reflexion, Weltkenntnis fehlt — Ansturm auf das abstrakte Ideal, das im Moment, wo man es zu ergreifen wähnt, zerfließt.

In den Augen des Franzosen sind Engländer und Deutsche alle ein wenig übergeschnappt (toqués), weil sie dem eigenen Sinne, nicht der Konvenienz folgen. Individuelle Meinungen und Schritte sind excentricités. (Hillebrand.)

Der Ehrenkodex wird ebenso respektiert, als die Staatsgesetze mißachtet werden. Der erstere ist eine wahre tyrannische Polizei. Die Sprache ist so ausgebildet, daß man alles, auch das Ehrenrührigste, sagen kann, ohne die Ehre zu verletzen. Eine Linie darüber, und es kommt zum Duell. Der Franzose setzt den point d'honneur über die Ehre, das Ansehen über die Würde. Aeußerste Empfindlichkeit für die Verletzung des amour propre. Dies Ehrgefühl wird schon den Kindern künstlich anerzogen, die Furcht vor Lächerlichkeit mehr als der Abscheu vor dem Schlechten gepredigt. Nicht dadurch, daß man unehrenhaft handelt, sondern daß man unehrenhafter Handlung geziehen wird, wäre es auch unverdienterweise, geht in Frankreich die Ehre verloren. (Parzival.)

Mut im Kriege — aber es müssen Zuschauer dabei sein, Ritterlichkeit, Opfermut — aber beides darf nicht im Verborgenen bleiben.

In Deutschland überall Becherklang, in Frankreich Galanterie.

Voltaire schrieb im Jahre 1766 an D'Alembert: „Ich begreife nicht, wie denkende Menschen in einem Lande von Affen bleiben mögen, die so oft zu Tigern werden."

Und Mirabeau an Sieyès am 11. Juni 1790: „Notre nation de singes à larynx de perroquets.“ (Mit Bezug auf die elenden Reden und unbedachten Beschlüsse der konstituierenden Versammlung, die bloßen Wallungen nachgab und bald unter das Joch des Pöbels geriet.)

Mirabeau sagte damals noch: „Voilà bien nos Français, ils sont un mois entier à discuter sur des syllabes, et dans une nuit ils renversent tout l'ancien ordre de la monarchie!“ Und Taine setzt hinzu: „A dire vrai, ce sont des femmes nerveuses.“

Justi, Winkelmann, 2, 2, S. 41: „Der Franzose erschien in Rom, zwischen solcher Vergangenheit, und selbst neben dem Italiener, ungleich deplazierter als in den deutschen Residenzen, wo er wirklich eine Zeitlang als civilisierende Potenz auftrat. Dem Italiener mißfiel das gallische Flackerfeuer, der Mangel an Ruhe (flemma), ihr unbesonnenes Gebaren, dreist bei Frauen, verwegen bei Männern, ihre gesellschaftlich unerträgliche Sucht, überall die Herren zu spielen, das Wort zu führen, alles an Paris zu messen, ihre Keckheit, über alles abzuurteilen. Lalande hatte aus einer viermonatlichen italienischen Reise acht Bände gemacht, worin er Künste, Politik, Sitten, Verwaltung, Geographie und Naturgeschichte ergründete: „Il n'y a qu'à un Français que Dieu puisse accorder de ces faveurs-là.“ Gleichwohl war die französische Bildung in wachsender Ausbreitung begriffen. Das epochemachende Werk Beccarias (1765) war das erste auffallende Beispiel ganz französischen Stils mit italienischen Worten, wie es schon längst englische Musterschriftsteller gab, die französisch mit englischen Vokabeln schrieben.“ (Die Petersburger Deutschen sprechen russisch mit deutschen Vokabeln.) Heute (Oktober 1873) verlangte ein Franzose in einem Gasthofe unter den Linden einen Droschkenkutscher, der französisch spreche, und war sehr überrascht und unwillig, daß ein solcher nicht zu finden sei. Quel pays barbare!

In Frankreich ist alles Regie wie der Tabak, alle sind so gleich, einer wie der andre, geschult und geprägt unter der

strengen Herrschaft der Höflichkeitsformen. Das napoleonische Avertissement an die Zeitungen war eine echt französische Erfindung. Wer sich gehen läßt, wird gepackt oder doch bitter streng auf den rechten Weg gewiesen. Die Regel ist nicht bloß Charakteristikum der alten französischen Tragödie, sie erscheint auch in Polizei, Finanz, Sprache, Leben und Sitte. Man darf nicht inconvenant sein, sonst ist man verloren, kein geniales Individuum, sonst ist man lächerlich, étrange, bizarre. Die Konvenienz herrscht mit eisernem Scepter, die Mode ist die Landesgöttin. L'ordre ist Anfang und Ende von allem.

Die Franzosen sind so an Regel und Ordnung gebunden, daß sogar die Garçons in den Kaffeehäusern ihre kleine Polizei üben. Als ich, die Suppe essend, die Serviette etwas länger neben mir auf dem Tische hatte liegen lassen, sagte mir der Garçon: „Mais, Monsieur, on met la serviette sur les genoux, pour ne pas se salir;“ ein andermal, als ich das Empfangene sogleich bezahlen wollte: „Mais on paie après.“ So ein Kaffeehaus ist ein Polizeistaat im kleinen, und etwas Ungewöhnliches, und wäre es das Einfachste, eine Forderung zu ungewöhnlicher Stunde kostet viel Umstände und Ueberredung.

Regeln der französischen Grammatik: Polizeivorschriften, Warnungstafeln, Küchenrezepte. Gar kein Sinn für Unterschiede des realen Daseins, alles Universalismus, auf das vorliegende Material kommt ihnen nichts an.

Tyrannei der Sitte, sie sitzt ihnen in Fleisch und Blut. Alles, was sie produzieren, ist elegant, geschmackvoll, nichts einfältig und von genialer Größe. Sie ziehen alles zum Schmuck herab. Alle ihre Feste sind voll konventioneller dignité, unnatürlich und bloß drapiert. Ueberkultur.

C'est étrange — ein schwerer Vorwurf, ebenso originalité.

Die Keime dieser Anschauungen finden sich bei aufmerksamer Prüfung schon in den Tagebüchern von 1840 und es ist bezeichnend, daß während es Hehn immer wieder nach Italien zog, er nur noch einmal, und zwar zur Pariser Weltausstellung von 1867, nach Frankreich gereist ist und damals nur wenig befriedigt heimkehrte. Sein Radikalismus ist eben darin so weit vom französischen Geist entfernt, daß es ihm ganz unmöglich war, sich einer Schablone politischer Meinungen anzuschließen ohne sie vorher geprüft zu haben, und daß er sich rücksichtslos von ihr abwendet, wo sie diese Prüfung nicht besteht. So war er vor allem deutsch in der gründlichen Unbefangenheit seines Geistes und er liebte es auch seinen Freiheitsdrang sich als eine spezifisch germanische Eigentümlichkeit darzustellen: daß er dabei in seinen letzten Wünschen die Menschheit als solche ins Auge faßte, erklärt sich aber aus dem Widerspruch, in welchem das reale Deutschland, wie die traurige Wirklichkeit von 1840 es zeigte, zu jenem allgemeinen Ideal stand, das ihm vorschwebte. Vielleicht spielt auch das baltische Blut dabei mit, das bei aller Wertschätzung und trotz seines hartnäckigen Festhaltens an deutscher Art, doch durch die besondere Natur seiner Verhältnisse, durch die stets aristokratische Richtung kolonialer Gründungen, auf kritischen Eklektismus hinwies. Hehn hat es immer als einen Nachteil schmerzlich empfunden, daß er in dieser aristokratischen Gemeinschaft nicht dem Kreise der Geburtsaristokratie angehörte. „O, es ist hart — schreibt er noch im Juli 1843 — nicht auch ein Edelmann und vornehm und reich zu sein! . . . Nicht des Sinnengenusses wegen, sondern des reellen Wertes wegen, den ich dadurch mehr hätte! Nicht weil ich mehr gälte, sondern weil ich mehr wäre, die den Adel schmähen, haben keinen Sinn für das Edle." [1]) Die Brücke zwischen diesen Anschauungen und dem damaligen Liberalismus war nicht zu schlagen und deshalb

[1]) Daneben muß aber hervorgehoben werden, daß Hehn den Adelstitel, der ihm 1869 erblich verliehen wurde, nie gebraucht hat, auch nie von dem Titel Excellenz Gebrauch machte, der mit seiner Ernennung zum Wirklichen Staatsrat verbunden war. Sein deutsches Bürgertum galt ihm mehr, als der russische Adel.

ist die Freiheit, die er meint, eine andre als die der deutschen Liberalen. Und auch sein deutscher Patriotismus ging andre Wege. Als Hehn Ende Juli 1840 über Belgien, wo ihn Kunst, Industrie und Natur gleich entzückten, nach Deutschland zurückkehrte, zeigte sich an seiner Beurteilung des französischen Kriegslärms, wie ihn das Ministerium Thiers erregt hatte, der klaffende Gegensatz zwischen seiner Anschauung und der allgemeinen in Deutschland. Er war fest davon überzeugt, daß es ein großer politischer Fehler gewesen sei, daß Deutschland mitgeholfen habe, den Franzosen die Wahrung ihrer Interessen im Orient zu verlegen. Er gab nicht zu, daß der Quadrupelvertrag deutsche Interessen fördere, sondern war überzeugt, daß er im letzten Grunde russischen und englischen diene. England aber sowohl wie Rußland waren ihm, wenngleich in verschiedener Weise, als Vertreter des Despotismus verhaßt. Das eine, indem es durch seinen Anspruch auf Alleinherrschaft zur See, sich der Entwicklung der übrigen entgegenstemmte, das andre, als die Verkörperung freiheitfeindlichen Zwanges überhaupt. Die Kombination beider und der Anschluß der beiden deutschen Mächte (den sehr realen Interessenkonflikt Oesterreichs hat er dabei nicht genügend beachtet) an diese Kombination aber bedeutete ihm den Tod der Freiheit. „Und das ist es — so schreibt er im September 1840 in stürmischer Leidenschaftlichkeit zu Frankfurt in sein Tagebuch — das ist es, was der deutsche Liberalismus in seinem politischen Stumpfsinn nicht einsah, daß es sich eben nicht um Verteidigung, um gefährdete Ehre des Vaterlandes handelte, sondern um den Gedanken der Völkerfreiheit, daß die Quadrupelallianz nicht zu Deutschlands Vorteil und Heil, sondern zu der freien Verfassungen allmählicher Vernichtung und Tilgung geschlossen war. Er sah nicht, daß, wenn zu wählen ist zwischen einer friedlichen Haltung gegen einen revolutionären Staat, verbunden mit der Stärkung Deutschlands, oder einer feindseligen Stellung gegen denselben revolutionären Staat, verbunden mit der Schwächung Deutschlands, immer das letztere gewählt worden ist.“ Hehn exemplifiziert dabei an der Haltung Deutschlands gegen Belgien und Polen, und meint, es hätte

im deutschen Interesse gelegen, alles zu thun, um Belgien an sich zu ziehen, zu fördern und zu pflegen. Er erklärt es für unsittlich, wenn ein Volk sich zur Erreichung böser Zwecke in den Krieg treiben lasse. „Wenn Herzog Alba euch gegen die Freiheit der Niederlande, wenn ein Xerxes euch gegen Hellas führte, ihr folgtet? Wenn ihr nun sagt, daß der Einzelne nicht befugt ist, über Recht oder Unrecht des in seinem Lande begonnenen Krieges zu urteilen, weil solche Befugnis zur Auflösung führen würde, wenn ihr mir ferner sagt, daß solcher Auflösung vorzubeugen, das Volk dem Kriegsruf seiner Regierung folgen muß, selbst wenn der Krieg unnütz oder unrecht wäre: so erwidere ich: Warum laßt ihr zu, daß die Regierung nicht der Ausdruck eures Willens, das Werkzeug eurer aufgeklärten Einsicht ist? ... Ihr seid innerlich unfrei, darum schwebt ihr nach außen zwischen der furchtbaren Alternative, Verräter am Vaterland zu sein, oder in ungerechtem Kampf die göttlichen Gesetze zu übertreten. Jene erste Sünde ist die Mutter dieser zweiten ..."

Hehn glaubte — was damals entschuldbar war — am Vorabend eines englisch-französischen Krieges zu stehen, der ihm mit dem Niedergang des Konstitutionalismus identisch schien. Den Sieg der Freiheit aber erwartete er von einem Kriege des Abendlandes gegen den Orient. „Ja, ein Koalitionskrieg, ein Prinzipienkampf des Ostens mit dem Westen, eine allgemeine, große Waffenentscheidung — ich würde sie nicht fürchten. Ich habe sie für unvermeidlich gehalten, für früher oder später eintreffend, und von so schauerlicher Größe der Gedanke war, so wenig fürchtete ich für den Sieg des Lichtes und der Freiheit, der sich dann schnell und vollständig entscheiden mußte. Darum trug ich das Provisorium mit Geduld und freute mich der schönen Segnungen des Friedens. ... Jetzt ist auch diese Voraussetzung nichtig geworden und die Hoffnung zerflossen, die sich an sie knüpfte: Der große Entscheidungskampf ist nicht mehr notwendig. England und Frankreich übernahmen die Mühe, sich selbst gegenseitig zu vernichten und der Absolutismus sieht dem Kampfe ruhig zu und erbt den Preis des Sieges." Hehns politische

Betrachtungen über diese ihn tief erregende Frage gehen noch lange weiter und wieder verstößt er durchaus gegen die liberale Schablone, wenn er in eine Apotheose des Krieges ausmündet. Andrerseits aber wendet er sich gegen Heinrich Leo, von dessen Weltgeschichte die ersten Bände vor ihm lagen, um zu beweisen, daß Leo wahre Freiheit überhaupt nie verstanden habe. Doch, wir brechen ab. Worauf es ankam, war zu zeigen, wie selbständig und entschlossen Hehn auch in politischer Hinsicht dachte. Seine Irrtümer sind im wesentlichen perspektivische. Er hatte ganz recht, wenn er in der Quadrupelallianz eine Steigerung der Macht des Absolutismus erblickte, und auch darin recht, wenn er von einem Kriege des Westens gegen den Osten — wie es der Krimkrieg war — den Zusammenbruch des absolutistischen Systems erwartete. Nur sollte bis dahin noch viel Wasser den Rhein hinabfließen, und Hehn am eigenen Leibe Erfahrungen über das Wesen des Absolutismus machen, die für ihn so sehr schmerzlich aber auch sehr lehrreich waren.

Hehns Rückreise war aus Belgien nach Köln gegangen, wo eine Ausstellung des kölnischen Kunstvereins ihn anlockte, dann über Mainz nach Frankfurt, Heidelberg, Baden-Baden, Karlsruhe, Stuttgart wieder nach Frankfurt zurück und endlich wieder nach Berlin, wo er Mitte Oktober eintraf. In Tübingen hatte er David Friedrich Strauß aufgesucht, in Stuttgart Vischer zu finden gehofft. Die Eintragungen Hehns sind leider gerade hier sehr dürftig: Ich habe, schreibt er, Vischer nicht gefunden, und bin unnütz, denn er war doch der eigentliche Zweck, nach Schwaben gereist. Der Glückliche ist jetzt in Wien, in München; ich gehe nach Nordosten zurück, fern von der Geistesbewegung, und mir ist zu Mute, wie einem jungen Kriegsmann, der aus der Ferne den Donner der Schlacht und das Wirbeln der Trommeln vernimmt und sich hineinstürzen kann in das Getümmel der für eine heilige Sache Kämpfenden, Sterbenden, Siegenden.

„Er hat eine schöne Gabe der Anschauung," sagte mir Strauß von ihm; ja, fügte ich hinzu, und nicht das allein, er reflektiert sie auch, er formuliert sie, bringt sie unter die logischen Kategorien und gibt ihr die gedankenmäßige Bestimmung.

Und führt ihr jene zu dieser, so belebt sich ihm eben so oft auch diese zu jener. Ja, beide sind eins und gleichzeitig, die Empfindung und der Gedanke, Anschauung und Begriff, das Einzelne und das Allgemeine. Das ist die Gabe des Genius, und daran war Schwaben immer reich. Je nachdem auf diese oder jene Seite der Ton fiel, brachte es uns Dichter wie Schiller oder Denker wie Schelling: immer aber beruhte die Größe dieser Geister auf der glücklichen Identität einer vollen Menschennatur, in der nichts zerfällt, wie bei uns übrigen."

Ueber Hehns zweiten Berliner Aufenthalt wissen wir so gut wie nichts. Er hat sehr eingehende Aufzeichnungen über die damalige Berliner Kunstausstellung (20. Oktober), über die Wagnerschen Sammlungen und über die Raczynskische Galerie hinterlassen, die ein glänzendes Zeugnis für sein am Studium der großen Italiener und Niederländer gereiftes Kunsturteil ablegen. Dann hat er, wie immer viel gelesen: Hoffmann: die Iberer im Westen und Osten und eine Reihe von Werken über die Skythenfrage, an die er nun wieder herantrat; zahlreiche Excerpte beweisen, daß er seinen Goethe fleißig traktierte und in bunter Folge finden sich Aufzeichnungen über historische, theologische, philosophische Fragen. Sie mögen zum Teil der Anregung, die er im Verkehr mit Georg Berkholz fand, der eifrig studierend in Berlin geblieben war und noch ein Jahr oder darüber dort weilte, ihren Ursprung danken. Das in jener Sylvesternacht des Jahres 1839 geknüpfte Freundschaftsbündnis war zu gegenseitiger Förderung neu gefestigt worden und das Zimmer, welches Hehn sich an der Ecke der Friedrichs- und Dorotheenstraße gemietet hatte, wurde, wie vor Jahresfrist, die Stätte lebhafter wissenschaftlicher und philosophischer Diskurse. Als besonders interessant möchte aus dieser zweiten Berliner Episode hervorzuheben sein, daß Hehn sich eingehend mit Humboldts Pflanzenphysiognomie beschäftigte und hier wohl die erste Anregung zu seinem berühmten Werk über die Wanderung der Kulturpflanzen und Haustiere fand. Es ist auch nicht eigentlich wie sonst ein Auszug, den Hehn sich in seinen Notizen angefertigt hat, sondern in Anpassung an Humboldts Gesichts-

punkte, die Festlegung der Eindrücke, die er sich aus eigener Anschauung in Italien, Frankreich, Deutschland und in seiner keltischen Heimat erworben hat. Auch Ritters Hellas wird herangezogen, um weitere Belege zu geben. Das zweite ist eine Inhaltsangabe und zugleich eine Kritik von Puschkins Eugen Onägin. Da diese Hehnsche Studie in sich völlig abgeschlossen ist und nach allen Seiten hin einen Einblick in seine Geistes- und Studienrichtung bietet, wäre es schade, sie der Vergessenheit anheimfallen zu lassen.

Hehn schreibt: „Heute (Oktober oder Anfang November 1840) lese ich Puschkins Eugenius Onägin und bin überrascht über die Treue des Abdrucks, mit der der Dichter hier die russische Volkstümlichkeit zeichnet, eine Treue, die nur derjenige ganz empfindet, der in Rußland selbst gewesen. Uebrigens ist das Gedicht in Form und Haltung so offenbar und ungescheut von Lord Byron eingegeben, daß diese Nachbildung sich mit keiner andern in der neueren Geschichte der Poesie vergleichen läßt: ja, ich glaube, die griechischen Vorbilder des Horaz und Virgil standen auch in der Form der römischen Nachahmung nicht so nahe als Onägin dem Child Harald. Auch Eugenius ist ein Held, der das Leben reichlich gekostet und hinter dessen Hüllen das düstere starre Antlitz gesehen, von dessen Blicke er nicht mehr genesen kann, auch in Eugenius' Brust ist Gleichgültigkeit als der irdene Bodensatz des Kampfes der Wünsche und der Schmerzen zurückgeblieben; ideales Streben belächelt er, wenn er es auch beneidet, jeder Sinnengenuß ist längst reizlos geworden, wenn er auch darin das einzig Wirkliche sieht; auch in Eugenius Onägin ist die Darstellung eine ganz subjektive, der Dichter selbst spricht mit, er malt in Bezug auf eigenes Erlebnis, auf eigene Gegenwart, Reflexionen unterbrechen die Erzählung; im Wogenspiel des schaukelnden Gefühles seiner Teilnahme zittern die zerrissenen Umrisse der Geschichte, von der er uns berichtet. Wie bei Byron birgt das dunkle Colorit zugleich lichtere Stellen des Spottes und satyrischer Lust, die das Düstere des Grundtones nur noch steigern; auch hier zerfällt das Gedicht in Gesänge, diese in Stanzen; daß aber der schottische Lord an poetischer Kraft, an

Gewaltigkeit der Anschauung und des himmelstürmenden Gedankens von dem russischen Dichter nicht erreicht wird, wird jedem glaublich sein, der auch den letzteren nicht gelesen.

Fast noch mehr aber als für den nach poetischem Genuß Verlangenden wird Eugenius Onägin demjenigen anziehend sein, der daraus geheime Züge russischer Volkstümlichkeit erlauschen mag, und dazu werden ihm nicht nur die Schilderungen der Sitten und der nordischen Natur dienen, die der Dichter mit Bewußtsein entwirft, sondern noch weit mehr die durch die Dichtung selbst kund werdende Denk- und Gefühlsweise überhaupt, in der Puschkin selbst befangen ist und die er mit seinem Volke teilt.

Von den drei Hauptgestalten des russischen Lebens, Petersburg, der Landadel und Moskau, fehlt keine in dem Gedichte. Die doppelte Natur Rußlands als eines Uebergangslandes von Europa nach Asien, hat sich in dem Gegensatz von Petersburg und Moskau äußerlich verkörpert. Ist jenes der nach Europa weisende, durch das Meer damit verbundene, westliche Sitz ausländischer Sitten, so ist Moskau das halb asiatische, echt nationale Centrum des russischen Volkes in seiner Besonderheit. Wir finden Eugenius Onägin zunächst in Petersburg. Der Strudel geselliger Genüsse dreht ihn um: erst um Mittag erhebt er sich aus weichen Kissen, die Toilette kostet drei Stunden, beim französischen Restaurant springen Champagnerpfropfen, von dort eilt der junge Held ins Ballett, vom Theater auf den Ball, vom Ball gegen Morgen ins Bette, ein Kreis wechselnder Genüsse, den er Tag für Tag durchläuft. Wer Petersburg kennt, wird die Treue der Schilderung schlagend finden. Ja, so sind die Russen. Nirgends kann man den merkwürdigen Kontakt so nahe beobachten, in den die Barbarei mit einer schon vorhandenen Civilisation gerät. Schon einmal, nämlich damals, als die Franken oder Goten in die Länder römischer Gesittung drangen, hat die Weltgeschichte dies Schauspiel geboten. Und wie benahmen sich die Barbaren damals? Mit der vollen Wildheit der Natur stürzten sie sich selbstlos in die weichen Sinneslüste eines milderen Himmels und milderer Sitte; sie

gingen um so fürchterlicher zu Grunde, je mehr Kraft sie zu vergeuden hatten. Die Gallier entnervte Wein und Wollust des griechischen Delphi; die merovingischen Könige Galliens ergreift frühzeitiges Siechtum, sie werden bleich und geistesstumpf, sie sterben als Jünglinge, fast keiner erreicht das dreißigste Jahr, sie werden zuletzt sogar zur Zeugung unkräftig. Mit derselben blinden Brunst wirft sich der Russe Petersburgs auf das von der westlichen Civilisation gereichte Objekt; er braucht um so stärkere Dosen, je schwerer die felsenharte innere Roheit aufzulösen ist. Eben wegen der Barbarennatur, die die Mutter der größten Monstruositäten ist, wird man unter allen Hauptstädten Europas die empörendsten Sinnesausschweifungen in Petersburg finden, aus demselben Grunde in London mehr als in Paris. In Paris hat alle Lockerheit, die man dieser Hauptstadt nachsagt, einen sittlicheren Charakter, sie ist die Folge der durch die Bildung gereizteren, erregteren, empfänglich zitternden Nerven; sie wird das Maß schöner Menschlichkeit viel seltener übersteigen und bei aller Herrschaft sinnlicher Triebe wird ein Rest innerer Freiheit übrig bleiben.

Eugenius hat sein Vermögen verschwendet. Gläubiger bedrängen ihn, da wird sein reicher Oheim krank. In der Hoffnung, ihn zu beerben, reist er auf dessen Landgut und gibt den Krankenwärter ab. Hier wird die Vorstellung, mit der der junge Wüstling Liebe heuchelt und den Ueberdruß des Pflegewerkes verbirgt, vom Dichter zu komischen Wirkungen benutzt und gewiß wird jeder Russe bei dieser Stelle herzinnigliche Lust empfinden. Ein Deutscher sicherlich nicht. Es gibt keinen sichereren Maßstab für den Menschen als den Scherz, als das, was ihm komisch oder spaßhaft vorkommt. Sage mir, worüber du lachst, und ich werde dir sagen, aus wie feinem oder grobem Stoffe deine Seele ursprünglich gebildet ist. Man beobachte ein Lustspiel, wie verschieden die Stellen, bei denen das Parterre oder die Galerie jauchzend aufwiehert, von denen sind, die die zarter fühlende Logenreihe zum Lachen bringen. Alle Völker lachen über etwas andres, je nachdem sie sich von der Stufe der Brutalität mehr oder minder erhoben haben. Die

mit unvertilgbarer Roheit behafteten Engländer kitzelt ein Matrosenspaß, dessen Gemeinheit auf dem Kontinent jeder Gebildete abstoßen würde, am gründlichsten der gemeinste Bauer in Italien, wie überhaupt unter den Romanen. Der gemeinste Lumpenträger jener Völker würde bei einer Scene, bei der der Russe der höchsten Stände vor Lachen bersten möchte, entweder als etwas Naturgemäßem völlig gleichgültig bleiben oder sich unwillig als von etwas Rohem davon abwenden. Wir Deutsche sind ihnen gegenüber auch im Punkte des Scherzes Barbaren, noch mehr aber sind es die Russen. Es ist ein merkwürdiger Umstand, wie der russische Spaß sich häufig gegen heilig menschliche Verhältnisse, gegen die sittliche Substanz des Lebens richtet und dagegen eine kalt verständige Weltpraxis geltend macht. Gerade das Edelste und Tiefste liebt er häufig als in Widersprüchen und Verkehrtheiten befangen, sowie mit äußerlichem Nachteil verknüpft, darzustellen. Die endliche nächste Reflexion ist in russischer Komik immer die Siegerin, die unendliche Idee immer die Verfolgte, in sich Widersprechende. Daher ist es z. B. in Gribojedows, auch bei uns bekannten und in Rußland sehr populären Lustspiel: Unglück und Verstand, ganz wie der Titel sagt, die Geistesbildung, die zur Quelle der Verlegenheit wird. Ein Russe kann darüber lachen, wenn ein Neffe, um des Eigennutzes der Erbschaft willen, an dem Sterbebette des Oheims Besorgnis und Zärtlichkeit heuchelt: bei uns würde der komische Widerspruch vor dem moralschen Zorn nicht aufkommen können. Wir werden ebensowenig jemals darauf geraten, an des Geistes Bildung als solcher auf ihre Uebelstände zu reflektieren, sie ist uns zu heilig, zu absolut vortrefflich, und nur da werden wir über sie lachen, wo sie unter besonderen Umständen, z. B. in zu geringem Stande, bei widersprechender Beschäftigung, als unpassend eben diesen Charakter verloren hat. In Frankreich hat sich die Satire auch häufig gegen ein scheinbar Sittliches gewandt, aber immer nur dann, wenn dieses durch ein nächsthöheres Sittliches und noch tieferes Bewußtsein dialektisch schon verdrängt war, äußerlich aber noch Anspruch auf Existenz machte. Dem russischen Volke fehlt, von welcher Seite man es auch ansehen mag, die

geistige Vertiefung, die unendliche Fülle göttlichen Inhalts, der die Menschenbrust adelt; die bisherige Bildung und ihre sittlichen und rechtlichen Begriffe bedecken diese Leere nur äußerlich; auf der Oberfläche der sinnlichen Welt ist es zu Hause und von dort belacht es in echt nationalen Späßen die Idee, wie das Recht, die Wissenschaft wie die Liebe. Die unwahre endliche Erscheinung ist ihr überall wahr und einzig berechtigt, und es ist belehrend, zu sehen, wie die Russen, wenn sie sich einmal gegen diese endliche Welt kehren, nur das ganz Aeußerliche und Beziehungslose zur Zielscheibe des Witzes machen, z. B. die Namen der Menschen, oder deren Körpergestalt, dicke Nase, starkes Schwitzen, zu große Beleibtheit u. s. w. Auch von dieser letzten Art des Humors kommt in Eugenius Onägin später ein Beispiel vor.

Der Oheim ist gestorben, Onägin im Besitz eines großen Vermögens und Bewohner des einsamen Landgutes. Hier sind die Schilderungen der russischen Natur vortrefflich; der erwachende stürmende Frühling, die schwarzen Fichtenwälder, der aufgehäufte Schnee, die gefrorenen Fenster, das knarrende Eis, Schlitten und Theemaschine, lange Nächte und wilde Volkssagen. Düster, düster ist diese Natur, hyperboräisch und barbarisch, dämonisch und elementarisch. Die lichten Formen, Symbole milder Geister, der Lebenszauber der goldenen Sonne, der Gesang sternheller Sommernächte, die Gestalt und die Farbe, die Plastik und der Dienst der schönen Madonna, der liebreichen Mutter Christi — ach, wir seufzen oft bei uns danach und beneiden die harmonische Selbstgenügsamkeit der glücklichen Kinder klassischer Länder; aber man versetze sich nach Rußland, und wir sind dagegen selber noch in einem sittlich milden Lande und voll in sich befriedigter Menschlichkeit. Wie schauerlich weht der Sturm Berge lockeren Schnees um den Fuß der Föhren zusammen! wie lang und undurchdringlich lagert die Gespensternacht des Winters draußen, wenn wir aus dem erleuchteten Fenster des hölzernes Palastes hinausblicken! Durch öde Einsamkeit fahren wir, in Tierfelle verhüllt, lange, unendliche Strecken, ehe der Schlitten wieder vor einer menschlichen Wohnung hält, deren Inhaber wir unsern

Nachbar nennen! Und diese Tierfelle, diese Pelze selbst, sie erinnern an die rohen Urzeiten, da hier tierähnliche Geschöpfe durch die Wälder jagend schweiften und den behaarten Balg des erlegten Raubtieres anlegten. Hierher, in diese nordische Gegend, verlegte die Sage sittlicherer Völker alles Naturgrauen, hier schaute ihre Phantasie den Sitz des Rohen, blind Natürlichen, Elementarischen, blutig Dämonischen. Hier wohnten die Kinder der Erde, die Jöten der nordischen Lieder, die Riesen, die Wolfsmenschen. Die Sage vom Wolf ist hier heimisch, jener Wolf, in den sich der Mensch verwandelt und dessen Schrecken alle südlichen und westlichen Völker durchzuckt, von den Griechen bis zu den Germanen und Kelten, von den arkadischen Lykanthropen bis zu den deutschen Werwölfen und dem skandinavischen Fenner. Von hier drang der hunnische Attila nach Westeuropa, den das ganze Mittelalter als Symbol und Verkörperung alles Ungeheuerlichen und Naturwilden anschaute. Sind unsre deutschen Volkssagen im Vergleich mit den romanischen schauerlich und mitternächtig, sind die ionischen Göttermythen des Homer lachend gegen die isländischen der Edda, so zeichnet sich in dem slavischen Volksglauben eine wilde, blutige und von Grauen starrende Anschauung. Harmlos ist die von den ältesten Zeiten bis auf den heutigen Tag in Italien einheimische Fascination, verglichen mit dem Vampyrismus, dieser echt slavischen Ausgeburt! Man lese den Traum der Johanna, den Puschkin in ganz nationalem Geist erfunden hat, und man wird gewahr, zu welchen Gedanken diese russische Natur die entfesselt spielende Seele verführt. Johanna lebt auf einem benachbarten Gute, faßt zu Onägin eine heftige Leidenschaft, gesteht sie ihm in einem Briefe; er aber, der kalte, längst keiner Thorheit mehr fähige Mensch, hält ihr das Unpassende, das Vergängliche ihres Gefühls vor, und sie findet für ihr verzweifelndes Herz nur eine verständige Predigt. Ihre Schwester ist die liebende Braut des jungen Lansky, der, frisch aus Deutschland gekommen, das Gegenteil Onägins bildet; so verödeten Herzens dieser, so schwärmerisch, hoffnungsreich und idealistisch ist jener. Gerade diese entgegengesetzten Eigenschaften machen beide zu Freunden, aber wie endet die Freundschaft?

Onägin bemüht sich auf einem Ball mehr, als er sollte, um Lanskys schöne Braut, erregt dadurch dessen Eifersucht, wird von ihm gefordert und schießt ihn tot. Jetzt, da der Leichnam des Jünglings entseelt auf dem Rasen liegt, verläßt Onägin die unglückliche Gegend, und die Scene versetzt sich nach Moskau.

Es ist bezeichnend, daß der Dichter das jungfräuliche Gemüt Lanskys als in Deutschland erworben darstellt, denn in Rußland selbst und dem russischen Volksgeiste gemäß gibt es nur zwei Stufen des Bewußtseins: die unmittelbar bloß natürliche, unfrei bestimmte und, als Ergebnis des Bildungsprozesses, die zersplitterte, kalt verachtende, auf endlich selbstsüchtige Zwecke der Erscheinungswelt verständig berechnende. Wollte ich diese Wahrheit schroff aussprechen, so würde ich sagen, in Rußland gibt es nur Barbaren oder Spitzbuben.

Der ganze Hergang mit Lansky, dessen Eifersucht und Tod ist nur schwach national, und man weiß nicht, was man dazu sagen soll. Warum quält Onägin die, die ihn liebt? Warum sucht er, ohne irgend einen Herzensantrieb, seines Freundes Eifersucht zu erwecken? Warum nimmt er des Gereizten Ausforderung an, ohne einen Versuch der Aufklärung zu machen, da die Sache doch nur auf einem Mißverständnis beruht? Und er schießt sein Pistol nicht in die Luft, sondern dem Gegner in die Brust! Und dieser Gegner ist sein teuerster Freund. Und ihn zwingt nicht etwa das Ehrgefühl, denn es ist keine Beleidigung erfolgt, die Blut verlangte, ihn treibt nicht die dem Mann natürliche Kampfeslust, ihn beherrscht keine gereizte Stimmung — im Gegenteil, Onägin ist ganz gleichgültig bei der Sache. Man muß gestehen, Onägin benimmt sich mit dem rohesten Leichtsinn, mit der gemeinsten Frivolität. Lord Byrons Helden sind mit der Welt zerfallen, ihre Seele ist düster und öde, ihr Glaube ist hin; kein süßes Lächeln der Hoffnung, kein glänzendes hochherziges Phantom täuscht sie mehr — aber nie werden sie schlecht oder gemein sein oder uns sittlich empören. Werfen sie ein Sittliches fort, so ist es, weil sie auf einem noch stärkeren Gefühl fußen: Ver-

achten sie die Liebe, so kocht in ihrem markigen Innern der Haß. Puschkin wollte eine gleiche Darstellung liefern, und wenn in seine Schilderung ein Zug rohen Leichtsinns mit eingeht, so ist das nicht seine Schuld, sondern die Schuld des Volkes, unter dem er geboren ward. Kein Russe wird die Gemeinheit empfinden, die an Onägins Gemüte haftet, jeder wird den Charakter harmlos aufnehmen. Onägin ist der Russe selbst. Er fährt gleichgültig, von keinem inneren Gewichte in substantielle Tiefen gezogen, über göttliche Wahrzeichen weg. Er ist gesinnungslos, ihm fehlt die konkrete, geistig erfüllte Subjektivität. Damit stehen wir an dem Punkte, den wir schon oben berührt. An einer Stelle des Gedichts sagt Puschkin, nachdem er von zerflossenen Jugendillusionen gesprochen, in russischem Sinne als liebenswürdiger, blasierter Roué: ich schlafe viel. Schwerlich wird bei uns die fashionable Blasiertheit dasselbe von sich rühmen; sie wird sich indifferent, müde, enttäuscht stellen, aber nie den Schein einer verletzten Geisteswürde, auch im Scherze nicht, auf sich nehmen."

Man könnte aus dieser Puschkinstudie ein Programm der späteren geistigen Arbeitsthätigkeit Hehns herausschälen: ästhetische, philosophische, kulturhistorische, ethnographische Fragen werden hier gestreift. Das Problem von der Urgeschichte der Völker wie von der Bildungsgeschichte der Erde wird berührt — das Ganze in dem hohen sittlichen Pathos, das der Jugend eignet und das er in späteren Jahren eher zurückhielt, als daß er es abgestreift hätte. Sein Urteil über die Russen aber ist genau dasselbe, das er später mit so rücksichtsloser Schärfe in den Mores Ruthenorum niedergelegt hat.

So gingen unter Arbeit und in geselligem Verkehr die Berliner Tage rasch hin. Hehn mußte abbrechen, weil er mit seinen Mitteln zu Ende war und gleichzeitig die Aussicht sich zu bieten schien, in Livland „Amt und Brot" zu finden. Nur sehr schweren Herzens schied er von Deutschland, ihm war, als gehe es nicht in die Heimat, sondern in die Verbannung. Wußte er doch, daß er in Deutschland nicht nur viel zu lernen, sondern auch viel zu sagen hatte. Er hörte „den

Donner der Schlacht und das Wirbeln der Trommeln“ und durfte sich nicht „hinein stürzen in das Getümmel“, obgleich er doch meinte, ein Rufer im Streite zu sein! Ihm war innerlich weh — das Vaterland, das leibliche wie das geistige, ließ er zurück.

Wahrscheinlich Mitte November ist Hehn von Berlin aufgebrochen. Er mußte den Landweg wählen, da die Jahreszeit die Seefahrt verbot. Es hat sich eine kurze, charakteristische Aufzeichnung über diese Reise erhalten:

„Ost- und Westpreußen führt in die sarmatische Barbarei. Ueberall Uebergänge dorthin. Ich fühle die Nähe Livlands. Oede Flächen, entlaubte Bäume, seltene Städte, der Sturm kalt und heftig wie immer im Südwesten. Ich sah die Weichsel, den Strom des Barbarenlandes, der größer ist als Cephissus und Ilissus, als Tiber und Seine. Mit trüben, gelben Wogen drängt er sich längs unbestimmt wechselnden Ufern, hier überschwemmend, dort Moräste bildend, im Frühling mit der blinden Wucht schwimmender Eisblöcke die hölzernen Brücken zertrümmernd. Das Holz wird hier schon reichlich. Man sieht Bretterdächer und Zäune von hölzernen Pfählen. Die Bauart der Häuser hört auf, deutsch zu sein: es ist nicht mehr zweistöckiges Fachwerk, sondern das Haus besteht fast ganz aus einem großen schrägen Dache, das sich über ein niedriges Stockwerk baut und fast die Erde berührt: eine Form, die mit der primitiven Kegelform der Nomaden und Erdbewohner nahe zusammenhängt. Der kleine nordische Pferdeschlag, der sich ursprünglich an die finnischen Völker gebunden, vom Weißen Meer durch den ganzen Norden Europas bis zu den Hebriden und Irland fortzieht, tritt hier wieder auf; die Form der Wagen, des Hausgerätes, die Wahl und Zubereitung der Speisen ist in tausend Zügen die vaterländische. Man sagt Weißbrot und nicht Semmel, man sagt Schmand und nicht Sahne, man sagt Franzbrot und Kringel. Eine von alters ganz zusammenhängende Geschichte, derselbe Volksstamm, denn auch hier lebten die Litauer, deren Bestandteil keineswegs untergegangen, wenn auch von der deutschen Sprache verhüllt ist, dieselben allgemeinen klimatischen und be-

sonders lokalen Verhältnisse, dieselbe Naturbestimmtheit als Uferland der Ostsee — und wir sind getrennt.“

Getrennt! Er sollte die Scheidung von dem geistigen Vaterlande je länger, je mehr empfinden.

Viertes Kapitel.

Pernauer Lehrjahre.

Ende 1840 ist Viktor Hehn in Dorpat eingetroffen. Das nächste war das Wiedersehen mit der Mutter, zu der er, wie ihre Briefe zeigen, in besonders innigem Verhältnis gestanden hat. Eine kluge Frau, mit auffallend treffendem Urteil, voll praktischen Sinnes, fleißig und sparsam. Ihre Hauptsorge war die Erziehung ihres zweiten Sohnes Richard, eines ebenfalls hochbegabten jungen Mannes, der aber der Mutter viel Not machte, weil er ganz im studentischen Treiben aufging und noch kein Ende mit seinen Studien finden konnte, wohl auch über die sehr bescheidenen Mittel hinaus lebte, über welche die Mutter gebot.

Diese sehr drückenden pekuniären Verhältnisse werden auch Viktor Hehn veranlaßt haben, zuzugreifen, als sich ihm die Aussicht bot, in Pernau eine Lehrerstellung zu finden. Der Magistrat der kleinen Stadt hatte ihn zum wissenschaftlichen Lehrer an der höheren Kreisschule gewählt und nachdem Hehn noch rasch das Examen „für die Stelle eines Oberlehrers der alten Sprachen“ bestanden hatte, wurde er am 25. Februar 1841 vom Kurator des Dorpater Lehrbezirkes in diesem Amte bestätigt. Er mußte dabei die Verpflichtung übernehmen, seine neue Stellung sofort anzutreten, und so verließ er ohne jede Zögerung Dorpat. Es mag ihm schwer genug gefallen sein. Wie viel lieber wäre er in Dorpat geblieben, wo er nicht nur Mutter und Bruder und alte Freundschaftsbeziehungen vorfand, sondern auch in der Universität Anregung und an der immerhin gut dotierten Univer-

sitätsbibliothek — Bücher, deren er zur Ausführung der wissenschaftlichen Arbeitspläne, welche sich in seinem Geiste drängten, vor allem bedurfte. Was konnte ihm dagegen Pernau bieten, die kleine, von aller Verbindung mit der gelehrten Welt abgeschnittene baltische Handelsstadt?

Hehn selbst hat uns in einem geistvollen Aufsatze, den er 1846 im Inland, einer damals in Livland sehr angesehenen Zeitschrift, veröffentlichte, ein Bild der Stadt, ihres materiellen Lebens und ihres historischen Fundamentes entworfen [1]).

„Von der Mündung der Schelde bis zur Narva," schreibt er, „längs den Küsten der Nord- und Ostsee, durch einen weiten Bogen flacher Niederungen, läuft eine Kette von See- und Handelsstädten, alle erbaut und bewohnt von einem germanischen Stamm, der, wenn auch in Glieder geschieden, doch in allem Wesentlichen derselbe ist. Einst war die größere östliche Hälfte dieser Städte auch äußerlich zu einem Ganzen verbunden, dem Hansabunde, der sein äußerstes Glied bis ins russische Binnenland vorschob. Wer aus dem Innern Livlands kommt und durch Tannenwälder sich Pernau nähert, der wird an dem Punkt, wo der Wald sich öffnet und die See und die Stadt zugleich sichtbar werden, gewiß lebhaft an die niederdeutschen Städte erinnert werden, und wird geneigt sein, auch die kleine Handelsstadt am Pernauflusse als ein Glied in jene große Reihe einzuordnen [2]). Eine weite Fläche, Heide und Sumpf, alter Meeresboden, jenseit derselben spitze Türme, wie Nadeln in die Ebene gesteckt; lange horizontale Linien; das Meer ohne bestimmten Ufersaum in die Niederung verfließend; kein Baum, nur längs der Fahrstraße schiefe, verkrüppelte und vereinzelte Birken, denn das Meer und sein gewaltiger Atem, seine elementarische Monotonie duldet organisches Leben nicht; zur Rechten hat es Dünen aufgehäuft, wandelbar und nutzlos; der Kirchhof bleibt ebenfalls zur Rechten

---

[1]) Hier nach Hehns Konzept wiedergegeben, da mir der Druck im Inland nicht zugänglich war.

[2]) Es steht über allen Zweifel fest, daß Pernau wirklich Glied der Hansa war.

liegen; man fährt durch die Vorstadt; Alleen, eine Art Park, beide noch sehr jung; hinter grünen Wällen drängt sich die eigentliche Stadt mit roten Dächern zusammen. Betritt man über doppelte Brücken durch das Festungsthor die Stadt, so findet man gegen die Erwartung statt spitzer Giebel, enger Gassen und altertümlicher Steinbauten gerade, offene Straßen. Eins der jenseitigen Thore, das zum Flusse und zur Schiffbrücke führt, versetzt aber wieder in die Lokalität jener Städte, wo niederdeutscher Handelsgeist und die Sittlichkeit des Bürgerlebens jahrhundertelang ihre Heimat gehabt. Der Pernaufluß hat sich hier in einem erweiterten Becken zum Spiegel eines mächtigen Stromes ausgedehnt und täuscht das Auge über die Kleinheit seines Ursprungs und seine geringe Tiefe. Wer sich auf die Floßbrücke stellt, der hat ganz jene Wasserlandschaft vor sich, deren allgemeine Züge auf jedem Bilde der niederländischen Schule wiederkehren. Träge ziehen die Wassermassen an runden Schiffsbäuchen vorüber; Windmühlen nah und fern; Warenspeicher, mit ihrer Rückseite dem Flusse zugekehrt; Wimpel und Schifferzeichen; nach Westen verliert sich der Fluß in die See, in welche jeden Abend die Sonne scheidend sinkt — ein in horizontalen Linien sich weit öffnendes, idyllisches Wasserbild, über welches die parallelen Streifen der ins Meer sinkenden Abendsonne laufen, oder das der Wolkenhimmel in nordischer Färbung flach überdeckt.

Jeder Reisende sucht sich, in einer fremden Stadt angelangt, alsbald einen erhöhten Punkt, um, wenn er die Umrisse im großen seiner Vorstellung eingeprägt, jedes einzelne, das er kennen lernen sollte, richtig einzuordnen. Zu diesem Zwecke dient in Pernau ein Spaziergang um die hohen Wälle der Stadt. Ihre Hauptstraßen liegen in ihrer ganzen Länge, von Thor zu Thor, dem Blicke offen und schneiden sich unter rechtem Winkel genau nach den vier Weltgegenden, welche nautisch-astronomische Einrichtung der Handelsstadt wohl ansteht und zugleich beweist, daß sie nicht durch einen blinden historischen Prozeß, sondern durch Absicht entstanden. Denn Pernau ist an seiner jetzigen Stelle eine neue Gründung: die ältere Gründung

lag auf dem entgegengesetzten Ufer auf der Landspitze zwischen dem Meer, dem Flusse und einem Bache, der kurz vor dem Ausfluß in denselben mündet. Kriegsnot und Ueberflutung bewog die Bürger im sechzehnten Jahrhundert, Neu-Pernau anzulegen. Von der hanseatischen Bauart hat die jetzige Stadt wenig, sie ist weitläufig gebaut, und die spitzen Giebel Bremens, Danzigs, Revals sind nur noch in einzelnen Spuren zu entdecken. Auch das jetzige Pernau läßt sich in eine Alt- und Neustadt teilen: jene bildet den nordöstlichen Teil, und dort liegen die Stadtkirche, die Schule, die Wage, das Rathaus, der Markt etwas gedrängt beisammen. Auch die großen Speicher liegen in jener Gegend, vielleicht weil sie dort dem Thor, den Plätzen der Verladung näher sind. Die Türme protestantischer Kirchen steigen herrschend über die Dächer empor, zwischen denen die Türmchen der orthodoxen (d. h. russischen) Kirche, aus der Ferne gesehen, sich unscheinbar verlieren: innerhalb der Stadt selbst freilich stellt die letztere Kirche, an einem großen freien Platze gelegen, fast gebietend die beiden andern in Schatten.

Zwischen der Stadt und dem Meere liegt eine weite, wohl eine Viertelstunde lange Ebene, kaum mit Rasen bekleidet, der Kampfplatz zwischen Land und See. Das Meer hat hier eine ungewisse Grenze; je nach der Richtung des Windes und dem Barometerstande tritt es hervor, oder zieht es sich zurück. Es rollt seine Nebel, es weht seinen Wasserstaub über dies Gefilde; von heftigen Herbststürmen aufgejagt, schieben seine Wellen sich nahe bis an den Stadtgraben. Die Kultur ist in den letzten Jahren von der Stadt aus dem Meere nähergerückt; man hat Gärten und Grasplätze abgesteckt und mit Hecken umgeben, ja in größerer Nähe der See sogar Baumpflanzungen versucht, die die Seebadeanstalt als eine Art Park umgeben sollen. Jenen verkümmerten Bäumchen wird es schwer, gegen die Ungunst des Bodens und gegen das doppelte Element zu ringen; dennoch können sie einst bei vorgeschrittenem Wachstum der Stadt als Schutz von Wichtigkeit werden[1]). Auf der dem Meer entgegen-

---

[1]) Heute ein schöner, schattiger Park.

gesetzten Seite, das linke Ufer des Flusses begleitend, gruppierten sich die Villen der Kaufleute, die Häuser, Bäume, Gärten der Vorstadt, von der Stadt durch das offene Glacis geschieden. Eine andre Vorstadt, ärmlicher, einst nur aus hölzernen Hütten bestehend und größtenteils von Russen und der niedersten Volksklasse bewohnt, die sogenannte Slobode, liegt nach Süden, eine dritte, die sogenannte Bremer Seite, jenseit des Flusses, wo an einem querlaufenden Bache die Werft und das Winterlager der Schiffe sich befinden und die Schiffer wohnen. Hart vor der Brücke des südlichen Thores endlich, hinter der Doppelallee des Fahrweges, wo vor kurzem noch ein wüster, sumpfiger Anger die Unreinigkeiten der Stadt aufnahm, führen durch die jungen Bäumchen des Parks, der von Jahr zu Jahr der Stadt lieber werden wird, gekrümmte Pfade zu einem hölzernen Säulengebäude, dem Badesalon."

Es wird genügen, diese plastische Schilderung der nunmehr zur Heimat Hehns gewordenen kleinen Stadt zu lesen, um sich ein Bild von der äußeren Umgebung zu machen, in die er nun versetzt war. Alles, was zu den Gebildeten und Halbgebildeten der Stadt gehörte, war deutsch. Die Honoratioren: Kaufleute, meist Flachshändler, die ihre Schiffe, mit livländischem Flachs beladen, nach England, Deutschland, Holland schickten; dann kamen Pastor, Gerichtsbeamte, Advokaten, der Rektor und die Lehrer der höheren Kreisschule, an der auch Hehn angestellt war. Endlich die adligen Besitzer der umliegenden Güter, die in der Kreisstadt eine Art Mittelpunkt fanden, teils zu gelegentlichen geselligen Vergnügungen, teils um sich mit den Luxusbedürfnissen zu versehen, die ihnen hier geboten werden konnten. Alles in allem ein Menschenschlag, mit dem sich gut leben ließ. Viel Geselligkeit, zumal im Sommer, wenn die Badesaison Gäste heranzog, viel Gastfreundschaft, aber doch auch geistige Isoliertheit, die, wie nicht anders möglich, den Horizont einengte und geistige Bestrebungen, wie sie der junge Gelehrte heimgebracht hatte, zu teilen oder gar zu fördern wenig angethan war. Dazu kam, daß der bibelfeste Pietismus von Stadt und Land ihm wenig behagte. „In den langen Wintern und auf den ein-

samen Landsitzen" — klagt er — „entzieht sich dem Geiste leicht die Wirklichkeit und ihr unendlicher Reichtum; er wird fremd in dieser seiner Heimat, die ihn tragen, ernähren und beglücken sollte; alle Verrichtungen des täglichen Lebens, Geschäft und Beruf, gesellige Freude, Kunst, Poesie und Theater, Wissenschaft und Politik sind ihm, statt für heilig zu gelten, teils leer, teils feindlich — an die Stelle jenes allein natürlichen Rapports mit der Welt tritt beim Pietisten Kampf gegen die positiven Mächte in der Außenwelt und in der eigenen Brust, theologische Kontroverse, verdammender Haß gegen weltliche Gesinnung. . . ." Nun tröstete sich Hehn freilich damit, daß ein so unabhängiger und kirchlich freier Geist, wie Karl Gustav Jochmann, der Freund Zschokes, aus Pernau hervorgegangen sei, und schließlich fanden sich doch auch unter den Edelleuten, die er in seinem Thule kennen lernte, Männer wie der später so berühmt gewordene Naturforscher Middendorf, der sich seinen Bildungs- und Gesinnungsgenossen nannte und ihm bald innig befreundet wurde, wie der feinsinnige und hochgebildete Bernhard von Uexküll auf Keblas, „ein Kunstfreund, der in Rom seinen Geschmack gebildet hatte", und der zu Hehns großer Freude (wahrscheinlich 1842) Georg Berkholz als Hauslehrer zu sich nahm, so daß die in Berlin angeknüpften Fäden hier wieder aufgenommen werden konnten. Berkholz besuchte ihn ab und zu in Pernau, und Hehn ist auch einmal bei ihm in Keblas gewesen; das alles aber vermochte ihm doch nicht die Freiheit der Studien zu ersetzen, nach der er verlangte, und einem Beruf Reiz zu verleihen, der ihm innerlich verhaßt war. Dazu kam die lästige Notwendigkeit, an die kleinen Bedürfnisse des Lebens zu denken, ein einsamer Hausstand, wenig befriedigende Wohnungsverhältnisse, der ihm besonders empfindliche Mangel an Büchern und eine zarte Gesundheit, die Rücksichten forderte und jede Vernachlässigung strafte. Die Briefe der Mutter, die einzigen, die aus diesen Pernauer Jahren erhalten sind, suchen ihn aus seiner trüben Stimmung zu erheben, warnen vor hypochondrischen Anwandlungen und vor dem Hang zur Einsamkeit, der ihn noch ganz menschenscheu machen werde. Mit dem Bruder Julius brach der briefliche

Verkehr auf lange Jahre ganz ab, und das innige Verhältnis zum jüngeren Bruder Richard bestand damals noch nicht. Auch eine unglückliche Liebe verbitterte ihm die Freude an der Geselligkeit. Das Mädchen seiner Wahl, ein Fräulein Struve, reichte ihre Hand einem andern — kurz, äußere und innere Verhältnisse waren nicht dazu angethan, ihm die neue Heimat lieb zu machen. So zog er sich denn auf sich selbst zurück. Das erste war die Umarbeitung seiner Reisetagbücher zu jener lebendigen Darstellung, die wir kennen gelernt haben. Er dachte wohl vorübergehend daran, sie als Buch zu veröffentlichen, ließ sie dann aber liegen, um die gewonnenen Eindrücke in andrer Form zu verarbeiten.

Dagegen ließ er rasch nacheinander zwei Programme drucken, 1843: „Zur Charakteristik der Römer" und 1844: „Ueber die Physiognomie der italienischen Landschaft", welche durch den Geist und die Tiefe der Auffassung, sowie durch die Schönheit der Darstellung sofort großes Aufsehen in der kleinen baltischen Welt erregten. Der Kurator Crafftström schrieb ihm in seinem barbarischen Deutsch: „Ich zähle dieses Programm (Römer) zu den besten, die ich zur Ansicht für die Schulen während meiner Verwaltung im allgemeinen geschrieben sind." Es schienen sich Aussichten zu einer Versetzung erst nach Riga zu bieten, wo die Domschule zu einem Gymnasium erweitert werden sollte, dann nach Petersburg, doch ist nicht recht klar, welche Stellung sich ihm in der russischen Residenz zu erschließen schien. Jedenfalls kam ihm die Angelegenheit so wichtig vor, daß er sich im Juli 1843 zur Reise nach Petersburg entschloß. Auch ein Tagebuch, oder vielmehr die Notizen zu einem Tagebuch, haben sich über diese Reise erhalten. Er nahm seinen Weg durch Harrien und geriet in Entzücken, als er das hochgiebelige, altertümliche Reval erreichte:

„O Reval! Alte Mauern mit hohen Rundtürmen und engen Thoren. Welch alte Eindrücke erwachen bei dieser spitzgiebeligen, hochsteigenden Bauart der Häuser! Wie seltsam, wie phantasiereich, mittelalterlich. Die Straßen steigend und sich senkend, das Pflaster furchtbar, nur zum Reiten, wie ja auch

die Ritter und Fräulein nur thaten. Herrliche alte, dreifach gereifte Hausthüren, wie aus schwarzem Eisen. An die Ringmauer innerhalb geklebte elende Holzbuden, die Wohnung der Aermsten, voll Schmutz und Entwürdigung. Das alte Rathaus grob gezähnt, mit überschmalem Turm an einer Seite, das Ganze dem Brüsseler Rathaus und dem Palazzo Vecchio in Florenz ähnlich. Das Schwarzenhäupterhaus mit ritterlichen Skulpturen, die Durchgänge, die Märkte, die Brunnen. Und in dieser alten Reichsstadt (ein Irrtum Hehns, Reval ist nie Reichsstadt gewesen — vielleicht hat er nur an die frühere Zugehörigkeit zum Reich gedacht) mit dem bürgerlichen, altfränkischen Familienglück, mit der stillen Sittlichkeit ererbter Zustände, meist von den Frauen bewahrt — in solcher Stadt aller Hauptstädte moderner Prunk mit Wagen, Kleidung und Bewohnern. Da rollt ein glänzender Vierspänner mit rotgalonnierten Bedienten durch die krummen Gassen der ehrsamen Bürger. Katharinenthal (der Park mit Badeanstalt) ist reizend. Voll vornehmer Damen, zarte Toilette, Seide und Flor, Blumen und Mantillen. Elegants flattern umher: sie haben in ihrer gewählten Kleidung doch etwas Adeliges, Feines, Höheres. Ich kam mir roh, schmutzig und pöbelhaft dagegen vor und fühlte mich mit Schmerzen gedemütigt.“ Es war eine vorübergehende Stimmung, aber sie ist doch nicht unwichtig zur Charakteristik der Persönlichkeit. Hehn litt unter dem Widersatz seiner beschränkten Mittel, seiner geringen äußeren Stellung und seiner geistigen Bildung, und war sein Leben lang trotz all seines Radikalismus im Grunde konservativer Aristokrat. In Petersburg kam ihm auch bald das Selbstvertrauen wieder. Er fühlte sich hier als Europäer gegenüber der orientalischen Wirtschaft, die ihm durch die abendländischen Tünche überall entgegenblickte. Seine sehr umfangreichen, aber ganz aphoristischen Aufzeichnungen, die vom 3. Juli bis zum 15. August reichen, zeigen uns, wie er in den ersten Tagen sich rasch davon überzeugte, daß die Hoffnung auf Anstellung, mit der er sich getragen hatte, eitel sei, und wie er dann seine Zeit teils der öffentlichen Bibliothek, teils dem Studium der reichen Kunstsammlungen

Petersburgs widmete, ganz besonders aber, wie er darauf bedacht war, die Stadt und das Volk kennen zu lernen. Es ist kaum glaublich, was er in jenen anderthalb Monaten alles gesehen und gehört hat. Die Aufzeichnungen sind voller Anekdoten über das Treiben am Hof und an der Universität, in den hohen und niederen Beamtenkreisen, und zeigen im wesentlichen bereits genau jene Beurteilung der russischen Zustände, die uns so drastisch in den Mores Ruthenorum entgegentritt. Er blickte mit Ekel und Hohn auf das Treiben ringsumher und war schließlich froh, als er nach Pernau wieder heimkehren konnte. In jener Petersburger Zeit aber hat er drei Arbeitspläne teils weiter ausgeführt, teils in Angriff genommen. Er vervollständigte seine Arbeit über die Skythen, vollendete im Entwurf einen Aufsatz „Ueber das Lateinschreiben der heutigen Philologen", der in Pernau seine letzte Feile erhielt, aber nie gedruckt worden ist, und sammelte endlich zu einer erst in den sechziger Jahren abgeschlossenen Abhandlung über die italienischen Humanisten. Beide Arbeiten haben sich in sauberer Reinschrift erhalten. Die Studie über die Humanisten, von der wir noch reden werden, mit vielen Bogen Nachträgen. Sie gehört ohne Zweifel zu dem geistvollsten, was Hehn geschrieben hat.

In Pernau ging dann das alte Leben wieder an. Er bewältigte eine wahrhaft ungeheure Litteratur, philologische, ethnographische, religionsphilosophische Fragen beschäftigten ihn, dazu alles, was ihm irgend an historischen Werken, in deutscher, französischer, englischer Sprache zugänglich war. Die Mutter mußte ihn daran erinnern, daß er doch nicht mehr kaufen solle (offenbar an Büchern), als er erschwingen könne. „Es gibt Bedürfnisse, die nicht entbehrt werden können." Er solle nicht allen menschlichen Umgang aufgeben. Aber er stand nun einmal im Bann eines Wissensdurstes, der ihn so sehr beherrschte, daß ihm sogar das Produzieren dadurch verleidet ward. Er glaubte sich selbst nicht genug thun zu können und strebte danach, sein Urteil auf erschöpfend vollständiges Material zu gründen. So ist ihm nur eine Arbeit — abgesehen von dem Programm über „Die italienische Landschaft" — zum Abschluß gediehen,

und auch die hat er liegen lassen, offenbar weil die ebenfalls für ein Programm bestimmte Abhandlung fertig wurde, als er im April 1846 die Aufforderung erhielt, als Lektor der deutschen Sprache an die Universität Dorpat zu ziehen, und damit der äußere Anlaß zur Veröffentlichung als Gymnasialprogramm wegfiel. Jene nun zurückgestellte Arbeit, die ganz fertig ist, betrifft die „Authenticität der Reden des Thukydides“. Er war froh, sie für sich behalten zu können.

Fünftes Kapitel.

Hehn als Lektor der deutschen Sprache in Dorpat.

Erst zu Ende des Jahres 1846 siedelte Hehn nach Dorpat über. Er fand dort Mutter und Bruder, einen sich bald erweiternden Umgangskreis, bequemere Lebensverhältnisse, eine verhältnismäßig reiche Bibliothek, die ihm leicht zugänglich war, und vor allem einen Beruf, in dem er sich wohl fühlte und der ihm gestattete, sich ganz seinem Lieblingsfelde, der deutschen Litteratur und linguistischen Studien zuzuwenden. So wenig über sein äußeres Leben an Nachrichten gerettet ist, so reichlich fließt das Material über seine wissenschaftliche Thätigkeit, da seine Kollegienhefte mit verhältnismäßig geringen Lücken erhalten sind. Er pflegte sie Wort für Wort auszuarbeiten und buchstäblich zu lesen, was, da die Schrift voller Abkürzungen und fast mikroskopisch klein ist, jedenfalls dafür zeugt, daß er gute Augen hatte. Sie sind ihm bis zuletzt treu geblieben. Er las so vortrefflich, als ob er frei redete und noch heute lebende ehemalige Zuhörer sind voll des Eindruckes, den der feurige, mit ganz neuen Anschauungen auftretende junge Dozent machte.

Das Verzeichnis seiner Vorlesungen von 1847—1851 gibt uns ein Bild seiner Lehrthätigkeit [1]).

---

[1]) Vergl. Schrader, Viktor Hehn. Berlin 1891, Calvary. S. 22.

I. Sem. 1847. Erklärung des Ulfilas.
Geschichte der deutschen poetischen Litteratur (nach Gervinus).

II. Sem. 1847. Ulfilas Fortsetzung.
Deutsche Grammatik (nach Grimm).

I. Sem. 1848. Goethe und Schiller als Lyriker.
Syntax der deutschen Sprache (nach Grimms Grammatik IV).

II. Sem. 1848. Erklärung von Schillers lyrischen Gedichten.
Uebungen im deutschen Stil.

I. Sem. 1849. Formenlehre der deutschen Sprache.
Geschichte der deutschen Litteratur in der zweiten Hälfte des Mittelalters.

II. Sem. 1849. Auseinandersetzung der Regeln des deutschen Vokalismus (Grimms deutsche Grammatik I. 5. Aufl.).
Erläuterung von Schillers Jungfrau von Orleans; ein mittelhochdeutscher Text.

I. Sem. 1850. Nibelungenlied.
Uebungen im deutschen Stil.

II. Sem. 1850. Geschichte der deutschen Litteratur zur Zeit der sogenannten ersten schlesischen Schule (Gervinus).
Deutsche Grammatik.

I. Sem. 1851. Goethes Hermann und Dorothea.
Deutsche Grammatik.

II. Sem. 1851 (angekündigt). Geschichte der deutschen Litteratur seit dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts (nach Gervinus und Hillebrand).
Ulfilas.
Uebungen im deutschen Stil.

Die Angabe der Bücher, nach welchen Hehn las, zum Beispiel „nach Gervinus", darf an der Selbständigkeit dieser Vorlesungen nicht irre machen. Die Professoren an allen russischen Universitäten waren zu Zeiten des Kaisers Nikolaus verpflichtet, ein von der Zensur genehmigtes Buch anzugeben, an das sie

sich zu halten hatten, und mußten außerdem noch eine Disposition ihrer Vorträge einreichen. Sie war natürlich so beschaffen, daß die hohe Obrigkeit keinen Anstoß an der Tendenz der Vorlesung nehmen konnte. Dieser Form wurde genügt, aber in Dorpat speziell kehrte man sich nicht an die Petersburger Beschränkungen, sondern jeder Professor las nach eigenem Wissen und Gewissen. Nun können wir an der Hand der Hehnschen Kollektaneen nachweisen, wie sorgfältig er die Litteratur durchackerte, über welche er zu reden hatte. Es ist bei der Selbständigkeit seines Geistes ganz ausgeschlossen, daß er fremde Gedanken wiedergekäut hätte, und zudem durch den erhaltenen Text der Vorlesungen genugsam erwiesen, daß er durchaus auf eigenen Füßen stand und aus dem Born seiner eigenen weiten Gelehrsamkeit schöpfte. Wir gewinnen den richtigen Standpunkt zur Erkenntnis des Geistes, in dem er auf seine Zuhörer einzuwirken suchte, wenn wir das Urteil hören, das er in der ersten seiner Vorlesungen über deutsche Litteraturgeschichte über die Litterarhistoriker jener Zeit fällte.

Er sagt: „Trotz der immer mächtiger werdenden Gewalt, mit der die Philosophie seit dem Ende des dritten Decenniums unseres Jahrhunderts ihr Reich ausbreitete und Vernunft und Freiheit aus der Mißachtung der litterarischen Reaktion zur Geltung emporrief, trotz der Aufstandsversuche einzelner geistreicher und witziger Schriftsteller, ist dennoch der romantische Ton in den meisten Litteraturgeschichten bis auf den heutigen Tag herrschend geblieben, so daß wir uns also zu hüten haben, unser unbefangenes Urteil durch sie verwirren zu lassen. Ein gepriesenes und verbreitetes Buch der Art ist Die Geschichte der deutschen Nationallitteratur von A. F. C. Vilmar, die in einer zweiten Auflage jetzt eben erscheint. Marburg und Leipzig 1847. Erste Lieferung. Hier ist das Mittelalter und dessen Litteratur mit ausführlicher Vorliebe geschildert, während die neuere Litteraturepoche nur kärglich bedacht ist. Der Standpunkt ist der germanisch-religiös-romantische, und so sehr das Buch wegen der Lebendigkeit der Darstellung, die nirgends an gelehrter Trockenheit leidet, zu rühmen ist, so ist doch in der

Auffassung und in dem ganzen Ton die einfache Wahrheit und unbefangene Würdigung durch jene mittelalterliche Romantik vielfach gehindert. Vilmar schüttet die Redeformen und Redeblumen des modernen Romantikers in Fülle auf das deutsche litterarische Altertum aus und indem er sich ganz in Geist und Anschauung jener alten Zeit zu versetzen scheint, breitet er doch nur die Phantasien, die treusinnig gemütlichen Stimmungen vor uns aus, in die das Mittelalter im Kopfe der Romantiker sich spiegelt. So warm und nah daher Vilmar den innersten Atem der altdeutschen Poesie aufzufangen scheint, so muß man ihn doch der phantasierenden Fälschung und Verschönerung anklagen." Die nachfolgenden Exemplifikationen, welche dieses Urteil begründen, können wohl übergangen werden. Sie dürften heute uneingeschränkte Anerkennung finden. Ueber W. Menzels deutsche Litteraturgeschichte heißt es dann: „Menzel ist ein Zögling der romantischen Schule, spricht in deren Tönen und teilt Liebe und Haß mit ihr. Zu der mittelalterlichen Romantik und deren halb ungeschlachtem, halb frommgemütlichem Deutschtum, zu dem Haß gegen die Welschen gesellen sich aber bei Menzel einige neue Elemente, die wir bei den Vätern der romantischen Generation nicht antreffen; erstlich der strenge altkirchliche Protestantismus und theologische Zelotismus, dann die abstrakte negative Moral, die puritanische Sittenstrenge, endlich eine Art politischer Liberalismus, den sich Menzel aus der nächsten Gegenwart angeeignet. Indem nun von diesen ganz disparaten Elementen nach Zufall und Laune bald das eine, bald das andre zu Wort kommt, indem bald romantische Mystik und der Tieckische Zauber und Märchensang, bald die asketische Moral und harter Rigorismus, dann wieder das lutherische Dogma oder die Opposition politischer Freisinnigkeit als Maßstab an die Dichter und deren Werke gelegt werden, ist das ganze Buch nichts als eine Sammlung grundloser Machtsprüche, vorgetragen mit Anmaßung und Dreistigkeit, ohne das Band der Konsequenz, ohne Eingehen auf die Eigentümlichkeit des besprochenen Gegenstandes. So gern auch Menzel den dämmernden Irrgängen romantischer Phantastik folgt, so fehlt es ihm dennoch an dem Sinn und Organ

für Poesie, die wahrhaft poetischen Schöpfungen unsrer klassischen Epoche konnte er nie recht nachempfinden . . .“

Weit günstiger lautet dann das Urteil über Gervinus, dem er sich jedoch keineswegs unbedingt anschließt. Unbefriedigt läßt ihn der Mangel an tieferer philosophischer Bildung, die dahin führe, daß seine Raisonnements und die Deduktionen trivial erschienen. Auch sei es Gervinus nicht überall gelungen, das gelehrte Handwerk zu der Schönheit eines historischen Kunstwerkes zu erheben: „Er erzählt, wie einer, der sich eben durch verworrenes Gestrüpp durchgearbeitet hat, mit noch verwildertem Haar und atemlos.“ Endlich sei er mehr Geschichtschreiber als ästhetischer Kritiker. „Mehr als das einzelne Buch interessiert ihn der ganze Autor und dieser wieder nicht als poetischer Charakter, als eigentümliche Persönlichkeit, nicht als individuelle Welt für sich, sondern insofern er geistig und sittlich ein Produkt der Zeit, ein sprechendes Zeichen derselben ist und insofern von ihm der Anstoß neuer Entwickelung ausging.“ „Auch in dieser neuen Behandlung unsrer Litteratur,“ bemerkt Hehn weiter, „zeigt sich der Umschwung, den das allgemeine Bewußtsein in Deutschland in den beiden letzten Decennien zu nehmen begonnen hat, der Uebergang nämlich von der ausschließlichen Herrschaft des ästhetischen zu dem politischen Gesichtspunkt . . . Was nun den Wert der einen und der andern Art der Litteraturgeschichte betrifft, so muß man sagen, daß der Gegensatz kein primitiver und unauflöslicher ist, daß jede beider Seiten im Grunde eine Abstraktion und eine Unwahrheit ist und gar nicht in dieser Abstraktion streng durchgeführt werden kann. Die ästhetische und die historische Ansicht werden, wenn beide richtig sind, im wesentlichen zusammentreffen: das Ergebnis ist dasselbe, nur durch verschiedene Anschauung gewonnen; der Geist kann ja über das von ihm selbst Gesetzte nicht mit sich selbst in Widerspruch geraten. Wir werden gegen diejenigen Aesthetiker mißtrauisch sein dürfen, deren Resultate, deren Schematismus mit der Litteraturgeschichte und deren Gang in offenem Widerspruch steht: das kunstphilosophische Denken und die Kategorien, die Momente der Idee des Schönen, die es ergibt, streiten nicht mit dem realen Leben dieser Idee,

mit der objektiven Wirklichkeit derselben in der Geschichte der Poesie und Kunst. Die Aesthetik soll eine angewandte Litteraturgeschichte sein und die wahrhafte Litteraturgeschichte wird immer auch eine angewandte Aesthetik sein. Jedes Kunstwerk muß zugleich historisch genossen werden und jede historisch wichtige Dichtung wird auch dem ästhetischen Urteil als solchem bedeutend erscheinen."

Wir haben in diesen Schlußsätzen den Standpunkt, von dem aus Hehn an die Litteraturgeschichte herantrat, ein Standpunkt, dem seiner Meinung nach Joseph Hillebrand in seiner Geschichte der deutschen Nationallitteratur (Hamburg und Gotha 1845 und 1846. Drei Teile) am nächsten gekommen war, obgleich er sich auch ihn nicht zum Führer und Meister nehmen will. War doch die „letzte große Periode unsrer Litteratur" gerade dasjenige Gebiet, auf welchem Hehn selbst Meister war. Er erkannte in Hillebrand den gleichgestimmten Geist, aber er wahrte sich auch ihm gegenüber das Recht des eigenen Urteils und der eigenen Prüfung.

So können diese Hehnschen Vorlesungen allerdings den Anspruch erheben, ein eigenartiges, auf reicher Kenntnis, sorgfältiger Erwägung und feinem ästhetischen Gefühl gegründetes Gesamtbild unsrer Litteratur zu entwerfen. Ueberall klingt die Richtung auf das allgemeine durch, die er seinen philosophischen Studien dankte, die er nie hatte rosten lassen, die ihn aber keineswegs als einen blinden Anhänger der Hegelschen Richtung erscheinen lassen. Mag Einzelnes veraltet sein, das Ganze ist neu und verdiente ohne Zweifel, in einzelnen Abschnitten wenigstens, ediert zu werden. Jene erste Vorlesung über deutsche Litteraturgeschichte reicht bis in die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts (Bogen 1—15 Name, Sprache, Glaube der alten Deutschen; 15—19 Völkerwanderung; 20—22 Christentum; 23—38 Romantik; 38—40 Legenden; 40—48 Nibelungen, Gudrun und spätere Heldensage). Ueber die Nibelungen hat Hehn dann 1850 noch eine besondere Vorlesung gehalten, von der jedoch leider nur der Anfang erhalten ist. Ein drittes Kolleg, das direkt an das erste anknüpfte, führte von der Zeit

Rudolf von Habsburgs bis ins sechzehnte Jahrhundert und ist bis auf wenige Seiten am Schluß vollständig, ganz erhalten die Vorlesung über die erste schlesische Schule, eine Vorlesung, die ihren Schwerpunkt in der Charakteristik von Opitz und Flemming findet (18 Bogen), er hat sie erst Ende seines vierten Dorpater Jahres gehalten und sich offenbar Zeit gegönnt, um auch diese, ihm bisher ferner liegende Periode, eingehend zu bearbeiten. An keiner Stelle läßt sich verkennen, daß er die Werke, über die er redet, genau nach allen Richtungen hin studiert hat, was zum Ueberfluß noch durch die erhaltenen Blätter seiner Excerpte bewiesen wird. Den Schwerpunkt seiner Lehrthätigkeit aber bildeten die Vorlesungen über Schiller und Goethe. Er begann bereits im ersten Semester 1848 mit einer Vorlesung: Lyrische Gedichte von Schiller und Goethe. Obgleich das vollständige Kollegienheft 40 Bogen umfaßt, ist Hehn doch nicht über Goethe hinausgekommen, so daß er Schillers Lyrik einer späteren Vorlesung im nächstfolgenden Semester vorbehalten mußte[1]. Als Einleitung schickte er diesen Vorlesungen, die ihrem Plan gemäß als ein Ganzes zu betrachten sind, eine Uebersicht über die deutsche Lyrik nach Schiller und Goethe bis 1848 voraus, die sich im allgemeinen scharf abweisend verhält, aber insofern noch von besonderem Interesse ist, als Hehn bei Beurteilung der politischen Lieder seinen eigenen politischen Standpunkt deutlich durchblicken läßt. Er hat sich durch das Jahr 1848 keineswegs, wie man wohl hätte erwarten dürfen, politisch berauschen lassen. Was ihn von warmer Teilnahme abhielt, war die sehr bestimmte Abneigung gegen alle „Deutschtümelei“ und die merkwürdig scharf erkannte Wahrheit, daß es ein doktrinärer Bau, kein historisches Gebilde war, an welchem man in Frankfurt baute. Seine Freiheitsideale umfaßten die Menschheit; in deutsch nationalen Fragen dachte er nüchtern und kühl, und erst in viel späteren Jahren vermochte ihn die große Figur des Fürsten Bismarck dazu, sich zu einem deutschen Patrioten mit streng mon-

[1]) Von diesen Vorlesungen (19 Bogen) fehlt Bogen 9 und der Schluß, der jedoch nicht sehr umfangreich gewesen sein kann.

archischem Staatsideal umzudenken. Die Anfänge der Bewegung haben ihn daher weit mehr ergriffen, als der weitere Verlauf, der ihn enttäuschte. „In Tagen, wie die unsrigen," so beginnt er einen öffentlichen Vortrag über Goethe als Lyriker, am 9./21. Mai 1848, „wo im Sturm der Ereignisse alles sich aufzulösen scheint, um sich von neuem zu gestalten, wo das Leben und die Geschichte selbst in harter Arbeit und mit energischer Zusammenfassung lang verschobene, immer dringendere Probleme löst und alle Herzen in Hoffnung jauchzen oder in Bestürzung bangen — in solcher Zeit ist es schwer, der holden Magie des schönen Scheines zugänglich zu bleiben und Gemütsfreiheit für die stille Welt poetischer Ideale zu gewinnen." Später wird er kühl und ironisch.

Der eigentliche Kern der Vorlesungen, Goethes und Schillers Lyrik, ist sehr eingehend und liebevoll behandelt, die Auffassung im wesentlichen dieselbe, die aus den Gedanken über Goethe allbekannt ist. Hehn erkennt in Schiller nicht eigentlich einen lyrischen Dichter an, das rhetorische und philosophisch reflektierende Element überwiege gar zu sehr — Goethes Lyrik ist ihm das unerreichte Ideal der Gattung.

Da das zum Buch umgearbeitete Kolleg über Hermann und Dorothea kürzlich im Druck erschienen ist[1]), können wir füglich darüber hinweggehen.

Dagegen wird es von Interesse sein, seine Vorlesung über Schillersche Dramen — er las nicht nur über die Jungfrau von Orleans, sondern auch über die Braut von Messina[2]) — kennen zu lernen. Auch in betreff Schillers hat Hehn in den vierziger Jahren, die zwischen diesen Vorlesungen und den „Gedanken über Goethe" liegen, seine Auffassung nicht geändert. Er trägt sie vielmehr hier mehr im Zusammenhange und daher mit gerechterer Abwägung des Für und Wider vor. Es wird genügen, wenn wir die allgemeinen Bemerkungen hersetzen, die

---

[1]) Aus dem Nachlaß herausgegeben von Albert Leitzmann und Theodor Schiemann. Stuttgart 1893. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger.

[2]) Letztere als Kolleg und in verkürzter Form als öffentliche Vorlesung.

Hehn seiner Vorlesung vorausschickt: sie geben uns anticipierend ein klares Bild seines Urteils über den ganzen Kreis der Schillerschen Dramen.

„In Schillers dramatischer Laufbahn", schreibt Hehn, „lassen sich mit Leichtigkeit Stufen der Entwickelung unterscheiden, Abschnitte, wo der Dichter dem Ziele der Meisterschaft, das ihm überhaupt nach dem Maße und der eigentümlichen Richtung seines Talentes zu erreichen bestimmt war, mehr oder minder zugereift ist. Am Ausgangspunkte stehen die Räuber, dies jugendliche Produkt, noch auf der Schule entstanden, ganz den Charakter jugendlicher Ueberspanntheit an sich tragend: die Farben grell und schreiend, die Töne schrill, Unerfahrenheit der Lebensansicht verbunden mit dem Drange, von dem Ideal abstrakter Freiheit aus die Welt zu konstruieren, Karl Moor ein großsprecherischer Held für Knaben (Hegel), Franz Moor ein ebenso abstrakter Bösewicht, die personifizierte sophistische Tücke, ohne einen Zug menschlicher Wahrheit. An die Räuber schließen sich dann Kabale und Liebe und Fiesko — wo der Dichter schon einen Schritt weiter auf dem Boden der Wirklichkeit gethan hat, eben darum aber die herrische Kühnheit der Anlage, wie die Räuber sie zeigen, vermißt wird. Reicher an Wirklichkeit sind diese Stücke, weil der in den Räubern ganz allgemein gehaltene Gegensatz zwischen der Freiheit und dem Bestehenden hier schon für besondere reformatorische Aufgaben auf einzelne Seiten des Lebens bezogen ist: wenn in den Räubern die ganze sittliche Welt von ihrem absoluten Feinde, dem Räuber, zertrümmert werden soll, wenn dem rhetorisch abstrakten Ideal gegenüber die ganze Gesellschaft als nichtig, böse, erbärmlich geschildert wird, und dem Auge des Dichters überall nur verknöcherte Satzungen, leere Formeln, unerträgliche Fesseln erscheinen, so richtet sich in Kabale und Liebe der Kampf schon auf den Unterschied der Stände, gegen die Herrschaft privilegierter Klassen, der gegenüber das Unrecht des Herzogs, der natürliche Adel, die ideale Macht der Liebe hervorgehoben wird; in Fiesko aber finden wir uns schon in einem einzelnen bestimmten Staate, der Ehrgeiz ist als politische

Triebfeder mit aufgenommen und das eigentliche Thema des Stückes, der Gegensatz von Monarchie und Republik erscheint schon umgeben von allerlei sich nebenher durchkreuzenden politischen und Liebesmotiven. Dennoch gehören alle drei Stücke genau zusammen, nicht bloß der in ihnen ziemlich gleichen abstrakten Grundgesinnung wegen, sondern auch um des gleichen Stiles der Behandlung und der meistens übereinkommenden äußeren poetischen Form und Diktion willen.

Auf die Gruppe der drei Jugendstücke folgt dann der Don Carlos, ein zweites Stadium in des Dichters Entwickelung bezeichnend. Don Carlos ist zuerst insofern ein wirkliches historisches Drama, als es mit allen Personen und seinem allgemeinen Hintergrunde einer bestimmten zeitgeschichtlichen Epoche, dem Zeitalter der Reformation, angehört; das Verhältnis Spaniens zu den Niederlanden, der Charakter König Philipps, die Inquisition, die Vermählung des Königs mit der französischen Prinzessin, die früher dem Prinzen bestimmt gewesen, der Zwist zwischen Vater und Sohn — das alles sind historische Momente, die mit mehr oder minder Ausführlichkeit in den Kreis und die Welt des Stückes aufgenommen worden sind. Allein die abstrakte, aller historischen Möglichkeit zuwiderlaufende Idealistik fehlt auch dem Don Carlos nicht; sie ist überreichlich repräsentiert durch den Haupthelden des Stückes, den Marquis Posa, dann auch durch den Prinzen und die Königin; nur daß dieser Idealismus, der in den früheren Stücken als heftiger Sturm und Drang gegen das Bestehende erschienen war, hier mehr zu schönen, humanen und weltbürgerlichen Träumen, zur Schwärmerei für Bildung und Freiheit geadelt erscheint. Wie des Dichters Ideal im Don Carlos reifer, älter erscheint, so ist auch der Stil in dem Stücke ein milderer; die gewaltsamen, kraftgenialischen Ausdrücke haben der deklamatorischen Floskel, einer überwuchernden Rhetorik Platz gemacht; statt der an Gedankenstrichen und Ausrufungszeichen reichen Prosa der geregelte iambische Vers. Aber indem der Dichter im Don Carlos mit mehr Bewußtsein, mit der Selbstbeherrschung des Künstlers zu Werke ging, that sich ein Mangel auf, der bei allen späteren

Schillerschen Stücken, hier mehr, dort weniger fühlbar ist, nämlich der Mangel an innerer Notwendigkeit, die Abwesenheit organischen Wachstums, das Vorherrschen einer kalkulierenden Reflexion: die Dramen sind mehr konstruiert und kombiniert, als durch sich selbst beseelt. Bei Don Carlos, wo der Dichter noch nicht die spätere Fertigkeit im Entwerfen besaß, verrät sich diese mehr mechanische Entstehung durch eine Menge Züge: der Plan ist an einzelnen Stellen intriguenhaft, spitzfindig, an andern führt er an Unwahrscheinlichkeiten vorüber: Zweck und Haltung mancher Charaktere, z. B. des Marquis, ja des Prinzen selbst ist zweifelhaft; es fehlt ein harmonisches Verhältnis der Teile, indem hier die Handlung episodisch und rhetorisch sich ausbreitet, dort sich Schlag auf Schlag überstürzt. Wenn man aus Schillers eigenen Geständnissen erfährt, wie Schiller am Don Carlos langsam und zweifelnd arbeitete, wie Scenen von ihm eingeschoben, andre weggelassen wurden, wie allmählich unter der Arbeit die Tendenz des Stückes, die Charakterbedeutung der Personen sich änderte und ein Entwurf den andern verdrängte, so wird man sich nicht wundern, daß der ruhige, sichere Fortgang, die alles Einzelne beherrschende Einheit, das gemessene Heranschreiten der unvermeidlichen, gleich in der ersten Situation gegründeten Katastrophe, daß alle diese dramatischen Forderungen von ihm nicht erreicht werden konnten.

Der Don Carlos für sich bildet den zweiten Abschnitt.

Auf den Don Carlos folgt nach langem, zehnjährigem Zwischenraum der Wallenstein. Der Historiker Schiller war zum Philosophen geworden. Da die Reflexion einmal in seiner Anlage begründet war, so konnte es nur heilsam sein, daß sie bis in die philosophische Tiefe verfolgt wurde. Die Spekulation, die Goethes naive, anschauende Natur zerstört hätte, mußte auf Schiller entgegengesetzt wirken, d. h. ihm neue Kräfte zuführen. Und so war es auch. Der Wallenstein ruht, wie Don Carlos, auf Nachdenken, aber der Gedanke ist ein echterer: er nähert sich oft in seiner Tiefe dem Reichtum schaffender Dichterbegeisterung. Wie die Philosophie hatte Schiller auch seitdem das griechische Altertum kennen gelernt, und

dieser Umstand blieb nicht ohne Einfluß auf seine ganze Haltung als Dichter. In seinen Jugendstücken und Jugendgedichten spreizt sich ein pathetischer Römersinn; der Dichter gefällt sich als Brutus; in kolossalen Redensarten, ganz voll mannhaften Heldenmutes wütet er gegen die Tyrannen. Plutarch, der Lieblingsautor Schillers bis in spätere Zeiten hinein, bildete das Arsenal dieses moralischen Heroismus. Jetzt hatte er sich dem hellenischen Altertum genähert und aus der Anschauung desselben besonders zwei Ideen gewonnen, die der humanen, schönen Sittlichkeit und die der Tragik in dem Schicksal des Endlichen. Auch die Formhoheit der griechischen Poesie, in welcher ein inneres Prinzip des Maßes und der Begrenzung waltet, mußte Schillers eigenen in Grenzenlosigkeit, Ueberflügelung und Ueberladung sich verlierenden Stil zügeln, reinigen und lebendig erfüllen helfen. Dazu kam der natürliche Einfluß des vorgerückteren Lebensalters, Schillers Verehelichung, sein Eintritt ins bürgerliche Leben (er war zugleich Gatte und Professor in Jena geworden), vor allem aber der nahe Umgang mit Goethe. So finden wir denn im Wallenstein den Ausdruck eines künstlerisch, wie philosophisch und sittlich bei weitem reiferen Geistes. Die Sprache ist hin und wieder immer noch zu rhetorisch-überfließend, im ganzen aber ist sie männlich, kernig, die Sache bezeichnend, oft von hohem Adel und echter Beredsamkeit. Einzelne Partien, wie Wallensteins Lager, die Tafelscene in den Piccolomini, Wallensteins Unterredung mit Wrangel, alles, was direkt auf das Soldaten- und Offiziersleben, sowie auf Politik Bezug hat, ist von meisterhafter Wahrheit, im Geiste eines echt poetischen Realismus geschrieben; andres, wie der letzte Akt von Wallensteins Tod, ist durchdrungen von einer mild elegischen Fassung: Dichter wie Zuschauer fühlen sich noch vor dem Niederfahren des vernichtenden Schlages in rein tragischer Versöhnung über den Schmerz der Endlichkeit erhaben. In der Zeichnung der Charaktere ist der Dichter beflissen gewesen, das Abstrakte, die Konstruktion nach fertigen Kategorieen, zu vermeiden; Wallenstein selbst ist nicht ein markloser idealischer Schatten, sondern ein aus Größe und Schwäche,

historischem Streben und egoistischem Ehrgeiz, Einsicht und Aberglauben leibhaftig und konkret gemischter Charakter; Isolani, der leichtsinnige, schwache Kroatengeneral, Buttler, der immer weiß, was er thut und will, sind vortreffliche Figuren, voll Wahrheit in sich. Dazu ist der Wallenstein eine Schatzkammer gehaltvoller Sentenzen; die politische Muse spricht drin manches gewichtige Wort, das schwerer in die Wage fällt, als alle Deklamationen des Marquis Posa. Daneben hat nun freilich Schiller seinem unvertilgbaren idealistischen Hange in anderen Partieen des Gedichtes nicht Widerstand leisten können: Max und Thekla und die ganze wort- und blumenreiche Liebesepisode ist leer und unwahr und darum unpoetisch. Ein andrer Mangel betrifft die Oekonomie des Stückes im großen. Auch der Wallenstein war, wie Don Carlos, nicht in raschem Fluß hingeworfen, sondern lange Zeit hindurch mühsam erarbeitet worden. Der Dichter wählte und verwarf, sann und beriet sich, legte die Arbeit beiseite und nahm sie wieder hervor, und so vergingen fast neun Jahre. Zuletzt fand sich, daß er der Breite des Stoffes doch nicht Herr geworden: letztere führte ihn vielmehr über die Grenzen einer Tragödie hinaus. Der Dichter rettete sich durch den Einfall, aus dem Gedicht eine Trilogie, d. h. drei Stücke, zu machen, eigentlich nur halb aus der Verlegenheit: denn die Piccolomini sind ein für sich bestehendes Stück, sie bilden nur die fünf ersten Akte des im ganzen aus zehn bestehenden Dramas. — Nachdem Wallenstein des Dichters mühevolle Probe- und Meisterarbeit gewesen, die nicht bloß sein dramatisches Talent bewies, sondern dasselbe auch übte und reifte, nachdem überhaupt des Dichters innerer Bildungsgang zu der Höhe gelangt, wo er im wesentlichen geschlossen war, konnte von nun an die Produktion rascher und leichter von statten gehen: wenige Jahre nur hatte der Dichter noch zu leben, aber jedes trug eine dramatische Frucht; es folgten sich von Jahr zu Jahr Maria Stuart, die Jungfrau von Orleans, die Braut von Messina, Wilhelm Tell, Demetrius. Es war, als wollte der Dichter durch gesteigerte Thätigkeit den Raub wieder gut machen, den sein frühes Todesschicksal an der

Welt begehen wollte. Die genannten Stücke bilden alle zusammen ebenso eine Gruppe, wie früher etwa die drei Jugendstücke: formell ist der Dichter nämlich in ihnen auf derselben Stufe der Kunstbildung — während materiell freilich die Gegenstände und Stilarten bunt wechseln: auf die romantisch-epische Johanna folgt unmittelbar die antik-klassische Braut von Messina, auf das idyllische Lokalgemälde Wilhelm Tell das in größerem, historisch-tragischem Maße sich ausbreitende Drama Demetrius.

Nehmen wir nun aus dieser letzten Gruppe die Jungfrau besonders heraus, und sehen wir zuerst auf die äußeren Umstände ihrer Entstehung, so begann der Dichter das Stück ein paar Wochen nach Vollendung der Maria Stuart am 1. Juli 1800. Der Sommer des genannten Jahres ging hin über Aenderungen des Stoffes und Ausarbeitung des Planes. Wiederum zeigte sich das Material hartnäckig, wiederum wollte es sich nicht dramatisch gliedern und dem konstruktiven Schema des Dichters fügen. Schiller klagt darüber in einem Briefe an Goethe vom Sommer 1800. Im September endlich berichtet er demselben, daß er Hand an die Ausführung gelegt und gleich mit dem Anfang angefangen habe. Im Fortgang der Arbeit fühlte er, wie schon früher so oft, daß es ihm an Erfahrung und Anschauung, an Kenntnis des Lebens fehle, daß er mit großer Mühe künstlich die Objekte sich nahe bringen müsse. Der einsame Denker, der subjektive Idealist fühlte oft schmerzlich seine Verbannung aus der lebendigen Wirklichkeit, die er doch schildern sollte. Im Februar 1801 waren die drei ersten Akte fertig, und er konnte sie Goethen vorlesen. Im März zog er sich in sein Gartenhaus bei Jena zurück, um ungestört arbeiten zu können, war indes wenig mit dem Erfolge zufrieden. Der vierte Akt stammt aus jener freiwilligen Verbannung in die Nachbarstadt. Zum fünften Akt konnte sich Schiller nicht recht entschließen, mehrere Pläne lagen vor; nach dem einen sollte die Jungfrau als Hexe in Rouen verbrannt, nach einem andern ihre Apotheose so erfolgen, wie sie jetzt vorliegt. Nach einer Landfahrt, die den Dichter stärkte und romantisch stimmte, gewann er Mut, das Stück in der jetzigen Weise rasch zu schließen.

Mitte April ist das Drama fertig und wird Goethe mitgeteilt, der es so brav, gut und schön findet, daß er ihm nichts zu vergleichen weiß. Auch der Herzog bekommt es im Manuskript zu lesen, ist gleichfalls von der Lektüre aufs höchste ergriffen, meint aber, die theatralische Aufführung werde nicht möglich sein. Dieser Meinung war auch Schiller selbst, der dadurch wohl auch gern die zerstreuende und angreifende Arbeit des Einstudierens und überhaupt der Zurichtung zum Theater sich abgenommen sah. Das Drama erschien bei Unger in Berlin als schmucker Kalender für das Jahr 1802, ganz wie wenige Jahre vorher Goethe sein Gedicht Hermann und Dorothea gleichfalls als Damenkalender zuerst hatte drucken lassen. Die Bühnen blieben indes nicht zurück, das Drama zur Aufführung zu bringen. In Leipzig ging es noch in demselben Jahr über die Bretter; in Berlin wurde es am Neujahrstage 1802 zur Einweihung des neuerbauten Schauspielhauses zum erstenmal gegeben, und Iffland, der damals jener Bühne vorstand, sparte keine Kosten, um das Stück in würdiger Gestalt dem entzückten Publikum vorzuführen. Wie groß die Pracht und der Aufwand dabei war, ersieht man aus einem Briefe Zelters an Goethe aus jener Zeit. Seitdem ist die Jungfrau von Orleans ein beliebtes Theaterstück geblieben, hat aber seinerseits dazu beigetragen, den Verfall der Bühne zu beschleunigen. Das Unwesen der sogenannten Spektakelstücke fand daran eine unterstützende Autorität: das Publikum gewöhnte sich, bei prächtiger Dekoration und Schaugepränge aller Art nach dem poetischen Gehalt und der inneren Wahrheit nicht zu fragen, die Schauspieler aber lernten, einem pomphaften theatralischen Gebärdenspiel und weitschreitenden Kothurn die echte Schauspielkunst, die feine Mimik und Charakteristik nachzusetzen."

Die Vorlesung über Faust, die, soviel wir wissen, nicht gehalten worden ist, hat Hehn noch in seinen letzten Lebensjahren durchgesehen, einzelnes gestrichen, hie und da eine Korrektur angebracht oder auf seine Kollektaneen verwiesen, sie aber im wesentlichen stilistisch und inhaltlich unverändert bestehen lassen, so daß wir wohl berechtigt sind, anzunehmen, daß er

mit seiner früheren Formulierung zufrieden war. Man gewinnt mitunter den Eindruck, als habe er alles Ernstes an die Veröffentlichung gedacht. Auch hier mag die Einleitung uns den Geist zeigen, in welchem er an seine Aufgabe herantrat.

„Ich trete“ — so beginnt er — „mit Scheu an die Illustration dieses Werkes — mit Scheu, wie an die Regierung eines großen Reiches. Nicht bloß ist bei der reizendsten Oberfläche die Tiefe dieser Dichtung unerschöpflich; in ihr sind nicht bloß die höchsten Probleme der Ethik und Metaphysik, der Dialektik des Bösen und der Endlichkeit, Idealismus und Realismus, die Erfahrungen des Menschenlebens überhaupt eingeschlossen; sondern sie entfaltet uns auch einen Cyklus von Bildern einheimischer deutscher Sitte, sie verlangt genossen und ergriffen zu werden als innigste, unverfälschte Inkarnation des nationalen Genius; und nicht bloß dies, sondern die ganze Genesis der modernen Bildung aus dem Mittelalter heraus liegt, zu konkreten Gestalten individualisiert, in ihr verkörpert; und wiederum nicht bloß dies, sondern eine bestimmte geschichtliche Epoche, das Reformationszeitalter atmet und lebt darin. Denn dieser Epoche gehört Faust, gehören die mythischen Gestalten, gehört die ganze Sittensphäre des Gedichtes an; dann ist Faust ein sprechendes Bild von Goethes ganzem dichterischen Leben, das den Uebermut seiner Jugend, die Weisheit des Mannes, die Ermüdung des Greises in sich aufgenommen, an dem er sechzig Jahre gedichtet, das als Puppenspiel schon den Knaben entzückt, mit dessen Helden er hochbetagt fast zu gleicher Zeit gestorben; dann ist die Faustdichtung ein reicher Kranz fast aller dichterischen Formen und Tonarten, sie enthält Muster aller Dichtungszweige, ist lyrisch und dramatisch, humoristisch und tragisch, didaktisch und idyllisch, sie durchläuft die ganze Skala, wo an dem einen Endpunkt die unwiderstehliche Unmittelbarkeit genialer Phantasiedarstellung, an dem andern bleiche, kalte Allegorik liegt; dann ist sie die reichste Fundgrube für echte deutsche Sprache, deren Wendungen und Freiheiten, deren Mittel und Haltung, deren musikalische wie rednerische Anlage sie dem Herzen des bloßen Hörers, wie dem Forscher unerschöpflich und meisterhaft offen-

bart, bald an Luther und Hans Sachs, bald an die traute Rede der Familie, die populäre des Marktes und der Wirtsstube, die weiche des schwärmenden Dichters, die geläuterte der höchsten und feinsten Bildung des Jahrhunderts in Gang und Klang sich anschließende. So wird der Eintretende in Faust wie in einem Irrgarten von vielen Wegen empfangen, und der Führer weiß nicht, auf welchem er den Begleiter geleiten soll.

Zu all dem kommen die mächtigen Wirkungen, die unser Drama auf Zeit und Volk ausgeübt hat und noch fortwährend übt. Man kann sagen, daß die Fausttragödie wie das Epos uralter Zeiten der Arbeit des Volksgeistes selbst übergeben worden ist, der sie in seine Werkstatt, in den Schoß seiner schaffenden Kräfte auf- und zurückgenommen hat. Die erklärenden Schriften zum Faust, die Kommentare und Scholien machen fast eine ganze Bibliothek aus. Wie in Italien eigene Lehrstühle zur Erklärung Dantes errichtet wurden, so wurde Goethes Faust auf deutschen Universitäten ein gewöhnlicher Gegenstand von Vorlesungen. Kein Gedicht erreichte in Deutschland die Popularität des Faust; die Nation verhandelte über ihn, bildete sich an ihm, erkannte sich in ihm wieder; Stellen aus dem Faust gingen in das allgemeine Leben der Sprache zurück, aus dem sie aufgestiegen waren, d. h. sie wurden sprichwörtlich ... So läßt sich Faust in seinem Verhältnis zu der Nation mit Dante und Homer vergleichen; nur daß Dante darin ein gewaltigeres Bild ist, daß er an dem Eingang einer werdenden Sprache und Nationalität steht, welcher er wie ein staatengründender Heros als Ahnherr vorsteht, und Homer in einer harmonisch geschlossenen, künstlerisch jugendlichen Epoche des Menschengeschlechtes, wie die griechische war, in einem ganz andern Maße allen alles sein konnte, als dies in einer individuell vereinzelten Zeit wie der unsrigen irgend einem Dichter möglich ist."

Die Anlage der Vorlesung ist dann die gewesen, daß Hehn mit einer Geschichte der Faustsage bis zu ihrer Aufnahme durch Goethe anhebt, danach zeigt, in welcher Weise er den gegebenen Stoff rezipierte und verarbeitete und wie „die Gegensätze des

Idealismus und Realismus, des unmittelbaren und des vermittelten Erkennens und Wirkens, des Unendlichen und der Grenze" im Faust zur Darstellung kommen, und wie ferner Goethe „das Verhältnis des Guten und Bösen, die Dialektik der sittlichen Idee" zur Anschauung bringt. Er führt dies Thema nicht in philosophischer Spekulation, sondern in stetem Anschluß an Fabel und Gang der Dichtung aus, um zu zeigen, „wie das allgemeine, teils metaphysische, teils sittliche Thema von dem Dichter durch Konkretion und Individuation auf den poetischen Boden versetzt worden ist". Das führt bereits zu einer Charakteristik der handelnden Personen, so daß als Schluß dieser Einleitung nur noch ein Blick auf Stil, Ton, sprachlichen Ausdruck, Vers und Reim übrig bleibt.

Diese Einführung umfaßt Bogen 1—8, und erst danach folgt die Betrachtung des einzelnen von Scene zu Scene, Bogen 9—13, also in verhältnismäßig knapper Ausführung. Noch kürzer ist der Kommentar zum zweiten Teil, Bogen 14—16. An den Rand dieser Vorlesung ist von der Handschrift des alten Hehn bemerkt: Wilhelm Meister ist die wahre Fortsetzung Fausts. Vergleiche die Stelle Buch 8 Kapitel 5: „Der Mensch ist nicht eher glücklich, als bis sein unbedingtes Streben sich selbst seine Begrenzung bestimmt." Hehn hielt den zweiten Teil für ein „poetisch nicht nur völlig mißlungenes, sondern poetisch ganz ohnmächtiges und unbedeutendes Werk". Es sei „ein Musaik von besseren und schlechteren, abstrusen und deutlichen, immer aber wesenlosen Allegorieen". Faust und Mephisto nur noch „unlebendige Schatten ihres früheren Selbst" und so fort. Dagegen verkennt er nicht, daß im einzelnen manches immer noch Schöne anzuerkennen sei. Zu dem Prachtvollsten, „was Goethe im großen Stil der Griechen gedichtet hat", gehört ihm der Anfang des dritten Aktes; er hebt einzelne Lieder hervor, denn „die Gabe des Liedes blieb dem Dichter am allerlängsten treu", auch einzelne glückliche Bilder, treffende Beziehungen und Schilderungen, an dem Ganzen hat er keine Freude. Der eigentliche Kommentar „durchläuft rasch die Scenen, ohne irgend mit besonderer Vorliebe zu verweilen" (Bogen 15—16).

Sein Endurteil ist, der Faust sei durch den zweiten Teil zwar beendet, aber nicht vollendet.

Es ist sehr zu beklagen, daß Hehn keine dieser Vorlesungen zu wiederholen Gelegenheit fand. Bei seiner Art zu arbeiten hätte er uns nicht einen ersten Wurf, sondern ein vollendetes Ganzes hinterlassen.

Von den Vorlesungen über Ulfilas und über gotische Grammatik ist nur wenig zu sagen. Es galt, Anfänger in das Studium des Gotischen einzuführen und Hehn hat seinen Stoff danach traktiert. Er hielt sich hauptsächlich an Grimm, Gabelentz und Loebe, und es entzieht sich meiner Beurteilung, wieviel er vom eigenen hinzugethan hat. Zu erwähnen wäre endlich eine Reihe von Glossaren, die aber nur in Bruchstücken vorhanden sind: zum Nibelungenliede, zu Ulfilas, eine Sammlung der Fremdwörter bei Hans Sachs, Paul Flemming und andre Trümmer von Kollektaneen, die den Eindruck von der Gründlichkeit seiner Studien noch steigern. Erst in viel späterer Zeit, im Mai 1857 in Petersburg, fand er Zeit, in Form eines Vortrages, den er wahrscheinlich in der Akademie der Wissenschaften gehalten hat, das Resultat seiner Studien über das Gotische zu einem Ganzen zusammenzufassen. Dieser Vortrag, ein Muster populär-wissenschaftlicher Darstellung, geht von den Wandlungen aus, welche die Geschichte Deutschlands in den anderthalb Jahrtausenden, die seit den Tagen des Ulfilas hingegangen sind, durchlaufen hat, und weist dann darauf hin, daß eine gleich wechselvolle Geschichte auch von der deutschen Sprache, die in ihrem Umbildungsprozeß schließlich eine ganz neue Gestalt angenommen habe, durchlebt worden sei. „Aber," fährt er fort, „wie gewisse physiologische Rassenmerkmale der Völker sich wunderbar lange erhalten, wenn sie auch unter dem Einfluß humaner Kultur bestimmt sind, sich wieder aufzulösen, wie wir in den Galliern des Cäsar, den Germanen des Tacitus in manchen Zügen die heutigen Franzosen und Deutschen wieder erkennen, so trägt auch die nationale Sprache im fernsten Altertum noch gewisse Familienzüge, die sie mit der heutigen verknüpfen."

„Es liegt ein eigentümlich romantischer Reiz in der Beschäftigung mit jener Urgestalt unsrer gewohnten täglichen Rede. Mit ähnlichem Gefühl wandeln wir etwa in einer Galerie von Bildern unsrer Ahnen. Es sind lauter fremde Gesichter, in seltsamen Halskrausen, mit strenger Miene, ihr Blick staunt uns an, ihr Lächeln ist uns unheimlich; wir kommen uns ihnen gegenüber wie leichtsinnig und entartet vor — dennoch taucht hie und da ein Moment der Aehnlichkeit mit dem Enkel, ein physiognomischer Zug auf, der das gleiche Blut verrät, und je länger wir hinschauen, desto mehr löst sich das Grauen in die Wärme genealogischen Zusammenhanges. So mit dem Gotischen. Zunächst ist es uns fremd, unverständlich, unheimlich, oft barbarisch; dann erwachen in diesen Wurzeln und Flexionen immer mehr Anklänge an unsre jetzige Sprachgewohnheit; es sind dieselben Formen, aber aus weiter Ferne herübergeschickt, in ungeheure Maße auseinandergezogen, gleichsam ein Riesengeschlecht von Worten, noch unverbraucht und unberührt, darum schwerfällig und feierlich. Je mehr wir sie aber ins Auge fassen, desto mehr erscheint uns wie durch Zauber das heutige Deutsch in neuem Lichte und wir werfen alles, was wir darüber gemeint, alle Regeln, in die wir es zu fangen geglaubt, als voreilig zur Seite. Das heutige Deutsch ist nichts als ein Haufen Ruinen, von Wind und Wetter zerbröckelt, eine Sammlung unförmlicher Reste, die einst Form hatten, auch wohl notdürftige Neubeuten aus Bilder- und Säulenfragmenten alter Zeiten. An der Hand des Gotischen leben uns diese Trümmer wieder auf, wir erkennen den Grundriß wieder und am Zusammengestürzten und Verwitterten tausend Spuren der ursprünglichen Herkunft und Bestimmung. Wer würde ohne das Gotische erraten, daß, wenn ich sage: ich heiße, ich hieß, dieser Vokalwechsel von ei zu ie weiter nichts ist, als eine versteckte Reduplikation: haita, haihait? oder daß unser Wort G l a u b e eigentlich ein Kompositum ist und der nächste Verwandte von Liebe? Denn von dem gotischen Verbum lieben, lieb sein, kommt unmittelbar durch Ablaut galaubeins der Glaube, und ebenso lubains die Hoffnung, so daß alle drei virtutes theologicae,

fides, spes und caritas im Gotischen wie drei Blüten an einem Stempel hängen. Und so in tausend Fällen. Ohne das Gotische, sagt daher Jakob Grimm mit Recht, würde es in der deutschen Sprachforschung ewig Nacht bleiben. Bopp fügt hinzu: Das Gotische ist das germanische Sanskrit, und wenn wir der Edda folgen dürfen, bei der es von alten verschollenen Ausdrücken heißt, die Götter bannen die Sachen so, so würden wir sagen: die Menschen sprechen deutsch, die Götter gotisch."

Wie schön und poetisch empfunden! Bei aller Akribie der sprachlichen Behandlung seines Themas weiß er im weiteren Verlauf der Ausführung überall ethnographische, psychologische und allgemein menschliche Probleme hineinzuflechten, so daß man mit äußerster Spannung, auch als vollkommener Laie, seiner Darstellung folgt. Dem Ort des Vortrages entsprechend, ist die Verwandtschaft des Gotischen mit dem Slavischen nachdrücklich hervorgehoben und das Ganze mündet aus in das große Problem, auf welches die Summe seiner Studien ihn zumeist hinwies: „Alles läßt ahnen, in welcher Stellung die Naturvölker Mittel- und Nordeuropas sich mannigfach aufeinander bezogen und im Dunkel ihrer Zeit harrten, während die klassischen Nationen schon zu Freiheit und Bewußtsein sich erhoben und ihrer Sprache die Vollendung gegeben hatten, die sie für immer zu Idealen menschlicher Rede gemacht hat."

Endlich gehört in diese Dorpater Zeit noch eine Reihe von Recensionen, die teils im „baltischen Album", teils im „Inland" erschienen und heute nur noch wegen der sarkastischen Schärfe Interesse erregen, mit der Hehn gegen die Truggestalten der Dichterlinge vorging, denen er ihren falschen Schimmer raubte. Herr J. de la Croix, Herr Wilhelm Toporow („Ein Originalschriftsteller in Odessa"), C. von Stein oder Graf Rehbinder mit seinem romantischen Drama „Der Liebestrank", sie alle kommen aus Hehns nachdrücklicher Kritik schwer geschlagen und zum Teil völlig vernichtet hervor, wenn er auch in der Form immer liebenswürdig und urban blieb. Um so schärfer aber waren die sachlichen Angriffe.

Man fragt wohl, wenn man diese lange Reihe doch meist sehr ernster Arbeiten an sich vorüberziehen läßt, ob der Mann, der in ihnen lebte, anders als wohlthätig wirken konnte? So tiefgreifend, so begeistert und empfänglich für alles Schöne und Edle, ein Freund der Freiheit, aber doch nur so weit als sie Maß hielt, in kirchlicher Beziehung radikal und skeptisch, aber nicht aus Frivolität, sondern als Ausdruck einer wirklichen, durch ernste philosophische Studien geläuterten Weltanschauung. Kurz, so recht ein Vertreter des Idealismus, den die letzten Jahrzehnte gezeitigt hatten! Es war nur ein Urteil im Lande, daß nämlich Hehn zu den Zierden der Universität gehöre und man erwartete von ihm für die Zukunft das Größte. Noch leben Männer, die von der zündenden und in jeder Hinsicht fördernden Wirksamkeit, die er in jenen Dorpater Jahren entfaltete, zu erzählen wissen.

Aber Hehn war zugleich ein viel zu scharfer Beobachter und von Natur viel zu vorsichtig, als daß er durch sein öffentliches Auftreten je Anlaß zu einem politischen Verdacht gegeben hätte, wie er, zumal seit 1849, im ganzen russischen Reiche nur zu leicht gefaßt wurde. Lag Dorpat auch um einige Tagereisen von Petersburg entfernt und war es deshalb ungefährlicher, hier zu lehren und zu reden als in der von tausend Spähern überwachten Residenz, so mahnten doch allerlei Eingriffe zur Behutsamkeit. Im Juli 1849 hatte plötzlich eine Revision der Dorpater Buchhandlungen stattgefunden, die zur Beschlagnahme von 1150 Büchern, die teils als verboten, teils als anstößig, teils als verdächtig galten (letzteres, wenn sie der Zensur unbekannt waren) und der Kaiser hatte dann dekretiert, „sämtliche Buchläden in Riga und Dorpat zu schließen und zu versiegeln, sowie den öffentlichen Verkauf von Büchern so lange zu inhibieren, bis der Urteilsspruch erfolgt sei.“ Das dauerte aber 25 Monate! Dann hatte ein ministerieller Befehl vom 19. Mai 1849 die Zahl der auf eigene Kosten Studierenden und der sogenannten freien Zuhörer für Dorpat, wie für jede andre Universität des russischen Reiches auf 300 beschränkt — lauter Dinge, die zu denken gaben. Endlich

kam das Gerücht von den Gewaltakten hinzu, die im Innern des Reiches wie in den Provinzen selbst vor sich gingen. Wenn trotzdem die Lehrfreiheit in Dorpat die alte blieb, so galt das nur in praxi dank der Thatsache, daß Denunziationen nur selten stattfanden und dann andre Gebiete betrafen. Auch war der Kurator Crafftström bei all seiner Unbildung und Beschränktheit doch ein wohlwollender Ehrenmann, der nicht wissentlich unrecht that. Dazu kam, daß er gerade für Hehn eine besondere Vorliebe hatte, vielleicht weil er ihn entdeckt zu haben glaubte, gewiß aber, weil er an Hehns feinem und klug mit Menschen und Verhältnissen rechnenden Wesen Gefallen fand. Auch drängte der junge Gelehrte sich nicht vor. Es war ein ziemlich enger Kreis von Freunden und Bekannten, in dem er sich bewegte: Bis 1850 Georg Birkholz, der in der Nähe Dorpats Hauslehrer war, und dann — da ihm jede staatliche Anstellung, ja sogar die Möglichkeit, sich einer Prüfung zu unterziehen, versagt wurde — in gleicher Stellung nach Kostroma zog; nächst ihm einige Professoren, unter denen namentlich der Jurist Osenbrüggen ihm nahe stand, und endlich das Haus des Barons Bruiningk, dessen geistvolle Gemahlin, die Baronin Mary Bruiningk, eine geborene Fürstin Lieven, mit ihm eng befreundet war. Die junge Frau schwärmte für die deutschen Freiheitshelden von 1848. Sie war 1850 oder 1851 außer Landes gezogen, wohl um den Nachstellungen der mißtrauisch gewordenen Polizei zu entgehen, stand aber noch in brieflichem Verkehr mit ihren Dorpater Freunden, darunter auch mit Osenbrüggen und Hehn. Nun war Hehn in den Sommerferien des Jahres 1851, wie schon mehrfach vorher, nach Pernau gezogen, wo sein jüngerer Bruder Richard als Jurist ein Amt gefunden hatte, und dort hatte er einen Kreis von Freunden und Bekannten getroffen, mit dem er in harmloser Geselligkeit seine Muße genoß. Man traf sich täglich vor dem Mittagessen bei einem bescheidenen Glase Wein in der „kleinen Börse". So nannte man ein stilles Stübchen einer nicht gerade imposanten, aber hochgelegenen Kneipe, die sich an den Festungsgraben anlehnte. Zu den Stammgästen derselben gehörte auch der jetzt in Quedlinburg lebende Baron Woldemar Bock, der

bekannte Verfasser der livländischen Beiträge, einer der ersten Livländer, die wegen ihrer entschlossenen Verteidigung des Landesrechts die Heimat verlassen mußten. Ihm danke ich die nachfolgende Erzählung.

„Eines Nachmittags, gegen Ende der Universitätsferien, hatte ich mit meiner Frau in offenem Wagen eine Besuchsfahrt zu einer befreundeten Familie angetreten, als noch unweit unsrer Wohnung Viktor Hehn uns entgegenkam. Ich ließ halten und wollte umkehren, um mit ihm zu uns zurückzukehren; er aber lehnte es mit der Bemerkung ab, er sei nur gekommen, um mir zu sagen, er habe eben aus Dorpat erfahren, daß in der Wohnung des auf einer Ferienreise in Finnland befindlichen Professors Osenbrüggen durch die „dritte Abteilung“ (d. h. die Geheimpolizei) eine Beschlagnahme von dessen Papieren stattgefunden habe. Man habe Briefe Osenbrüggens an die Baronin Mary Bruiningk entdeckt, deren Briefkassette von der Hamburger Polizei auf Requisition der russischen Regierung in Hamburg beschlagnahmt und ausgeliefert worden sei. Auf meine Frage, ob er nicht für seine eigenen Dorpater Papiere fürchte, da er doch auch mit der Baronin korrespondiert habe, antwortete Hehn, er fühle sich völlig sicher: er habe wohl mit der Baronin Bruiningk einige Briefe gewechselt, doch sei er bei jedem Worte, das er ihr schrieb, sich bewußt geblieben, daß seine Briefe möglicherweise in die Hände der politischen Polizei fallen könnten. Und so ging er nach Hause, während wir unsre Fahrt fortsetzten. Als ich gegen Abend heimkehrte, ging ich sogleich in den „Goldmannschen Park“, wo ich die Pernauer Freunde beisammen zu treffen hoffen konnte. In der That traf ich mehrere, namentlich auch die Gebrüder Hehn. Der „Fall Osenbrüggen“ war natürlich Hauptthema des Gesprächs. Während ich bei den übrigen, insbesondere bei Richard Hehn, eine doch recht beklommene Stimmung beobachten konnte, blieb Viktor anscheinend nach wie vor ruhig und sagte, um dieses Zwischenfalles gedenke er seinen Ferienaufenthalt am Strande nicht um einen Tag abzukürzen. Er werde erst nach Dorpat zurückkehren, wenn es nötig sei, etwa Neuzuimmatrikulierende zu examinieren.“

Als Hehn in Dorpat eintraf, wurde er sogleich verhaftet und nach Petersburg gebracht. Aus den ersten Tagen seiner Gefangenschaft hat sich von seiner Hand das folgende Blatt erhalten: „Ende Juli 1851 während der Voruntersuchung im Gefängnis der dritten Abteilung mit einem Stückchen Bleistift auf ein Quartblatt geschrieben. Jetzt fast unleserlich, aber zuletzt doch von mir entziffert und zu meiner Erinnerung und Erbauung hier abgeschrieben.

Zimmer niedrig, sieben Schritt lang, ebenso breit. Zwei Fenster von vier Scheiben, mit Eisenstangen vergittert. Dunkler Korridor, nachts beleuchtet. Durch die Glasthür die steife Figur der Schildwache, die jede meiner Bewegungen vor Augen hat. Thür von außen verschlossen. Ein eisernes Bett, zwei Stühle, Tisch, roh von Holz, gelbbraun angestrichen. Alles Schneidende entfernt, auch mein Federmesser mir genommen. Die einzige Unterbrechung: Morgens acht Uhr der Kaffee, zwei Uhr Mittagessen, sieben Uhr Thee. Aussicht auf einen hoch umbauten inneren Hof. Unter den Fenstern eine auf und ab wandelnde Schildwache. Ueber den Hof streichen Gensdarmen aller Grade, reitend, zu Fuß, klirrend; Soldatenkinder, buntscheckige Weiber höheren und niederen Standes, denn viele Wächter, Schreiber u. s. w. sind verheiratet. Mir gegenüber ein Thorweg, der in einen andern eingeschlossenen Hof führt. Morgens halten hier Offiziersequipagen; an den Fenstern drüben Gesichter russischer Offiziere, Beamte u. s. w. In einiger Entfernung bauen Arbeitsleute unter Gesang und Geschrei einen neuen Wagenschauer; über die hohe Mauer blicken getürmte Dächer. Ein Stück Himmel; mittags kommt die Sonne zu mir und verschwindet um zwei Uhr. Jetzt ist Vollmond; etwa um neun Uhr zeigt er sich an dem Stück Himmel, das für mich frei ist: groß, mild, tröstend.

An heiteren Tagen halte ich mich in erträglicher Stimmung, bei Regenwetter möchte ich verzweifeln vor Unmut und Qual. Dabei hängt noch das Schwert einer ganz ungewissen Entscheidung über mir. Der Wechsel des Zimmers ist von übler, sehr übler Vorbedeutung.“

Wie sehne ich mich nach Menschen! Nur eine Stunde täglich! Diejenigen, die in Freiheit sind, wissen nicht, was sie an ihr besitzen; so geht es mit den köstlichsten Gütern; wir atmen gedankenlos, aber wird uns die Luft entzogen, dann empfinden wir, welche Lebenswonne im Atem liegt. Jeden Tag erwarte ich das Urteil, es kommt nicht. Von zehn bis zwei Uhr morgens ist Sitzung in der Kanzlei — da horche ich ängstlich bei jeder Bewegung, die über den Hof geht. Wird man mich holen, gilt's mir? Und doch bebe ich vor dem letzten Moment, er kann das Schrecklichste bringen.

Seit vierzehn Tagen kein deutsches Wort, kaum ein russisches. Der Kerkermeister, ein Gensdarmenwachtmeister ist noch der gefälligste. Er ist schlau und scheint im Vertrauen der Obern. Er tröstet mich russisch-gutmütig, doch bin ich zu schwach in der russischen Sprache. Er hat viel zu thun und nur nebenbei fällt ein Wort für mich.

Wie lange soll dies noch dauern? In die freie Luft zu treten, mich in den Wagen zu setzen und ging's in die fernste Wildnis — wäre mir jetzt Labsal. Nur heraus aus diesem bewachten vergitterten Gefängnis.

Nachts ist's am schrecklichsten, wenn ich aufblickend den Schein der Oellampe aus dem Korridor in mein Zimmer fallen sehe, draußen die Schildwache den Kolben der Flinte auf den Boden stößt und die schwere eiserne Thür am Aufgange des Korridors auf- oder zugeschlossen wird. Dann bin ich wie lebendig begraben, Mauern liegen mir auf der Brust.

Der Tabak ist doch für einen Gefangenen eine Wohlthat, er beschäftigt.

Seit zwei Tagen leide ich an meinem alten Unterleibsübel, verbunden mit Durchfall. Das bringt mich herab und nimmt mir den Mut.

Bei alledem eine gute Charakterschule, eine Erinnerung fürs spätere Leben und ein Blick in das geheime Getriebe, den moralischen Zustand einer Welt wie diese! Die militärische Atmosphäre ganz so, wie ich sie vor Jahren bei Geismar kennen lernte. Selbst die kleinsten Kinder schon in Knöpfen und stehenden Kragen.

Neben mir in ähnlichem Behälter zwei andre Gefangene, ein totenblasser Tschinowink, schon seit drei Monaten hier, und Baron Brunnow aus Mitau (wenn ich die Bleistiftzüge richtig lese)[1]. Unter mir noch zwei Unglückliche.

In der Ferne hinter Mauern blickt der oberste Wipfel einer Linde herüber, doch für mein Auge zu fern. In ihr, um sie wie eine Biene zu schwärmen! Sonst nichts Wachsendes, nur Pflastersteine und Quadern und von Menschen nur Soldaten.

Die russische Vorliebe für Tauben. Auf dem Hofe flattern deren gegen zwanzig. Man streut ihnen Futter, dann kommen sie, drehen sich zierlich, nicken, buhlen. Zuweilen verirrt sich eine an mein Fenster, erschreckt flattert sie augenblicklich wieder fort. Zwei Katzen treiben mit ihnen ihr Spiel.

Abscheulich ist mir der Kasernengeruch, der gemeine Tabaks- und Kohlduft, der vom Hof gegen mein Fenster aufsteigt. Nicht bloß die freie Luft abgeschnitten, sondern diese verdorbene mir entgegengeschickt.

In der Einförmigkeit der langen Tage sind mir das Glas Kaffee morgens, das Glas Thee abends, das mehr als frugale Mittagessen Festpunkte. Wenn der Schlüssel in der Thür sich von außen dreht, ist mir zu Mute, wie dem Schweine, wenn es die Tritte der alten Hausmagd vernimmt, die mit dem Eimer Spülicht kommt.

Oft habe ich an die Empfindung Goethes in den Briefen an die Stein denken müssen, da wo er ihr nach der Harzreise schreibt, zu wie viel Gebrauch allein ein Stück Papier dienen kann, wie man in der Not alles zu allem brauchen kann, wie man erfinderisch wird, wenn man aus dem tausendfach vermittelten Kulturleben in Entblößung geworfen wird.

Gestern abend zogen sieben Mann böhmischer Musikanten durch die vielen Höfe dieser weitläufigen Burg. Wie ihre Walzer aus der Ferne mich rührten! Zu Thränen! Ich lehnte

---

[1] Richtig! Ein Brief Brunows war bei Osenbrüggen gefunden worden. Er wurde bald auf Fürsprache des Fürsten Suworow freigelassen, natürlich nicht ohne einen nachdrücklichen Verweis.

meinen Kopf an die Eisenstangen und mein früheres Leben, meine Jugendträume, die sich alle in Not und Schande auflösen, flossen wie Wellen über mein Herz."

Ueber den weiteren Verlauf von Hehns Gefangenschaft gibt uns wieder der Bericht des Baron Bock Auskunft.

Auf einer Reise — mutmaßlich im Spätherbst 1851 —, jedenfalls auf dem Vordersitze einer von St. Petersburg her durch Livland südwärts fahrenden „Diligence" traf ich mit einer mir fremden alten, hagern, sorgenvoll aussehenden Frau zusammen, die, als ich mich ihr genannt, sich mir als die Mutter Viktor Hehns zu erkennen gab und mir mitteilte, sie komme soeben aus Petersburg, wo sie ihren Sohn habe sprechen können. Anfangs, als er noch in der Festung gefangen gewesen, habe man sie nicht zu ihm gelassen, ja, als sie immer dringender gebeten, ihr der Mutter diesen Trost nicht zu versagen, habe man sie sogar mit der Drohung einschüchtern wollen, daß sie noch selbst unter Gericht kommen könne, denn unter ihres Sohnes Papieren habe sich u. A. der Beweis dafür gefunden, „daß sie die russische Sprache verflucht habe." Bei näherer Erkundigung nach diesem Beweise habe sich dann folgendes herausgestellt. Als ihr Sohn noch Lehrer an der höheren Kreisschule in Pernau war, sei er zwar im Griechischen und Lateinischen sehr stark gewesen, im Russischen dagegen noch sehr schwach. Dies habe ihr um seines weiteren Fortkommens willen Sorge gemacht und sie habe ihn oft ermahnt, mit mehr Eifer russische Sprachstudien zu treiben. Er aber habe immer nicht recht daran gewollt. Da habe sie ihm dann wirklich einmal ein Brieflein geschrieben, das sich nun unter seinen beschlagnahmten Papieren vorgefunden, worin sie sich der familiären Wendung bediente: „So nimm doch endlich die verfluchte russische Sprache ernstlich vor . . ."[1]). Es bedurfte langer Auseinandersetzungen, um die hohe kaiserliche Kanzlei endlich zu überzeugen, daß die alte Frau

[1]) Dieser Brief muß in der dritten Abteilung geblieben sein, da er sich nicht erhalten hat, während Hehn die übrigen Briefe der Mutter aus der Pernauer Zeit sorgfältig aufbewahrt hat.

keine Reichsfeindin sei und kein Attentat gegen das „nationale Heiligtum“ im Schilde führe.

Zutritt zu ihrem Sohne habe sie aber erst erhalten, als das anfangs häufige Inquirieren seltener wurde und er aus der engen Haft entlassen und ihm eine verhältnismäßig anständige Wohnung in der Behausung des Generals v. Dubbelt (Faktotum des Grafen Orlow, des damaligen Chefs der dritten Abteilung) eingeräumt wurde.

Hier habe sie mit ihrem Sohne ziemlich frei, sogar unter vier Augen, verkehren können. Anfangs, erzählte sie, sei ihr Sohn fast täglich einer Untersuchungskommission vorgeführt worden und einem sehr scharfen, hin und her greifenden, offenbar auf Verwirrung und Ueberrumpelung berechneten Verhör unterzogen worden. Er habe seinerseits, im Bewußtsein völliger Schuldlosigkeit, die Fragen und Aufforderungen zu Aussagen mit voller Unbefangenheit beantwortet. Wenn er aber glaubte, nun sei der durchaus dürftige Stoff vollauf erschöpft, so sei das eindringliche Gefrage immer wieder aufs neue losgegangen, und je länger desto mehr sei ihm klar geworden, daß, was er anfangs als Einleitung zu dem angesehen, wessen man ihn für schuldig hielt, wirklich alles sei, was man ihm vorzuwerfen hatte. Darum habe er die Kommission immer wieder gebeten, ihm doch endlich zu sagen, wessen man ihn bezichtige, warum er überhaupt verhaftet sei, damit er sich verteidigen könne. Die Herren lachten dann oder antworteten ausweichend, und so sei er in jenem eindringlichen und doch völlig hohlen Inquisitorium lange Zeit umgetrieben worden, ohne jemals zu erfahren, was man ihm schuld gebe. Endlich sei er dann aus dem Gefängnisse in das vom General Dubbelt bewohnte Haus übergeführt und dort leidlich anständig untergebracht worden, ihm auch den Verkehr mit der Mutter gestattet. Doch im wesentlichen habe sich nichts geändert; denn nun sei er vom General Dubbelt, nur in höflicheren Formen, befragt und zur Aufrichtigkeit ermahnt worden. Was man ihm vorwerfe, erfuhr er ebensowenig wie vorher.

Endlich habe ihm der General eines Tages angekündigt, heute werde der General Orlow selbst kommen und mit ihm

sprechen, da solle er nur ja recht demütig und unterthänig sein. In der That sei dann der Graf bald erschienen und habe ihm, in ziemlich barschem Tone, irgendwelche, aber auch wieder ihn gar nicht betreffende Vorhaltungen gemacht und mit der an ihn gerichteten Frage beendigt: „Was haben Sie darauf zu sagen?" Hehn wollte in bescheidener Weise fragen, wessen man ihn beschuldige, kaum aber bemerkte der Graf seine ersten Lippenbewegungen — doch ehe Hehn Zeit gehabt hatte, auch nur ein Wort zu sagen —, so überschüttete er ihn in heftigstem Zorn mit einer Flut der rohesten Schimpfworte. Als er endlich ausgetobt hatte, fuhr er in ähnlichem Tone den dabei stehenden General v. Dubbelt mit den Worten an: „Sie haben mir gesagt, dieser Mensch sei bescheiden, demütig und unterwürfig! Ich aber finde ihn noch ebenso trotzig und unverschämt wie zuvor! Den wird man noch ganz anders anfassen müssen!"

Darauf, so erzählte Hehns Mutter weiter, habe sich Graf Orlow entfernt; ihr Sohn aber sei zu ihr ins Zimmer gekommen mit allen Merkmalen tiefster Gemütserschütterung, habe sich an einen Tisch gesetzt, das Gesicht mit beiden Händen bedeckt und heftig geweint: „wie ein Kind". Wer Viktor Hehn gekannt hat — so schließt Herr v. Bock seine interessante Erinnerung —, diese skeptische, stets gleichmäßig trocken gefaßte Natur und Physiognomie, wird wissen, was das zu bedeuten hat."

Ob Hehn es der Scene mit dem General Grafen Orlow zu danken hat, daß er nicht völlig begnadigt wurde, wissen wir nicht, unwahrscheinlich ist es keineswegs. Eine Ueberlieferung will wissen, daß Nikolaus sich die Hehnschen Akten habe vorlegen lassen und ad marginem notierte: „qu'on le mette dans la vie pratique"; eine andre, er habe geschrieben: „Mr. Hehn est un homme de beaucoup de connaissances, mais il lui manque la connaissance de la vie pratique. Je vais la lui procurer." Von Hehn selbst kann diese Mitteilung nicht herrühren. Er ist, wie es in der dritten Abteilung üblich war, durch ein Versprechen gebunden worden, über seine Erlebnisse zu schweigen. Auch sprach er nie davon. Dagegen hat er an das Ende der Aufzeichnungen über seine Gefängniseindrücke die folgenden

kurzen Notizen geknüpft: „Hiermit schließt das zufällig erhaltene Blatt. Am 7. August vorgefordert und mir die kaiserliche Entschließung mitgeteilt. Ich muß einen Aufenthalt in Großrußland nehmen, an einem Ort, den ich selbst wählen kann (aber in keiner Hauptstadt, auch nicht in einer Universitätsstadt); ich soll in den Staatsdienst treten, damit ich praktisch werde, eine Stelle nach meinem Rang (Hofrat) erhalten, aber nicht im Unterrichtsministerium; vorher soll ich drei Monate auf der Petersburger Festung absitzen. Noch am 7. August wurde ich in der Kutsche der dritten Abteilung auf die Festung gefahren, am 7. November entlassen und dann in Begleitung eines Gendarmen auf der Eisenbahn und weiter auf einem Postkarren nach Tula geschafft. Begnadigt nach drei Jahren und vier Monaten im Jahre 1855 im April. Seitdem in Petersburg."

Sechstes Kapitel.

Tula.

In Hehns Schicksal ist auch das seines Freundes Georg Berkholz verflochten worden. Er war, wie wir gesehen haben, Hauslehrer bei der Magnatenfamilie Tatischtschew und ahnte von den Dorpater Vorfällen nichts, als er eines schönen Tages von der dritten Abteilung den schriftlichen Befehl erhielt, sich augenblicklich nach Petersburg aufzumachen, um vor jener immer gefährlichen Behörde zu erscheinen. Als er sich pflichtschuldigst meldete, legte man ihm einen Brief an Hehn mit der Frage vor, ob er sich zu diesem Briefe bekenne. Berkholz sah den Brief an und sagte: Ja. Dieser bald nach Hehns Ernennung zum Lektor geschriebene Brief (1846) hatte nach Berkholzens Angabe etwa folgenden Wortlaut: „Lieber Hehn! Ich wünsche Dir von Herzen Glück zu Deiner Beförderung nach Dorpat, und hoffe, Du wirst auf unsre akademische Jugend einen heilsamen Einfluß üben. Lebe wohl. Dein G. Berkholz."

Mit durchbohrendem Blick fragte ihn darauf der Inquisitor: „Was haben Sie damit sagen wollen?“

Worauf sofort die schlagende Antwort erfolgte: „Ich habe damit dasselbe sagen wollen, was wohl allein die kaiserliche Regierung bewogen hat, Hehn zum Lektor der deutschen Sprache an der Universität Dorpat zu ernennen.“ [1])

Berkholz wurde nun zwar entlassen und kehrte zu den Tatischtschews zurück. Aber er sollte dort nicht lange bleiben. Es waren vorsichtige Leute, welche auch die indirekte Berührung mit der dritten Abteilung fürchteten, so daß Berkholz nichts übrig blieb, als seine Stellung aufzugeben. Hehn wußte von diesen Dingen nichts, bis ihm im Februar 1852 auf Umwegen durch sichere Gelegenheit ein ausführlicher, zweiunddreißig Seiten langer Brief von Berkholz zukam, der seine Erlebnisse in der Zwischenzeit und seine damalige Lage schilderte. Später (1853) fand Berkholz eine Beschäftigung an der königlichen Bibliothek in Petersburg und an der Bibliothek der Großfürstin Helene. Seit 1852 nun hat Hehn wieder in lebhafter Korrespondenz mit dem Freunde gestanden, und erst wenn diese Briefe vorliegen, wird es möglich sein, ein sicheres Urteil über die Tulaer Leidensjahre zu gewinnen. Mir sind sie trotz mehrfacher Bemühungen nicht zugänglich gewesen, dagegen hat Professor Schrader das Glück gehabt, von Herrn Hofrat Diederichs, in dessen Händen sie ruhen, einige Auszüge und Mitteilungen zu erhalten, die ich im vollen Wortlaut hersetze:

„Mitte Oktober (es muß November heißen) 1851 langte Hehn in Begleitung eines Polizeigendarms daselbst (in Tula) an und hielt mit der Posttelega am Hause seines Onkels (Staatsrat Doktor Moritz), wo er bereits erwartet wurde und die liebevollste Aufnahme und Verpflegung fand. Ein weiterer glücklicher Umstand war, daß der damalige Generalgouverneur, Baron K., ein Landsmann Hehns aus den Ostseeprovinzen war. In seiner Kanzlei wurde Hehn als Beamter zu besonderen Aufträgen angestellt, ohne jedoch jemals einen solchen Auftrag zu

---

[1]) Nach einer gütigen Mitteilung von Herrn W. v. Bock.

erhalten. Von dem Onkel wurde er in die ‚gute Gesellschaft‘ Tulas eingeführt, in der sich damals glücklicherweise auch einige deutsche Familien befanden.

„Wenn es so nicht an Umständen fehlte, welche das Los des Verbannten erleichtern zu können schienen, so blieb doch genug des Schmerzlichen übrig. Der Möglichkeit, Unterrichtsstunden in den ihm naheliegenden Fächern zu geben, war er durch höheren Befehl beraubt; endlich fand er durch die Musik, deren leidenschaftlicher und verständnisvoller Freund er immer gewesen ist, einigen Erwerb, indem er Klavierstunden erteilte. Dazu kam, daß seine von jeher zarte Gesundheit und seine höchst empfindlichen Nerven durch die Aufregung der jüngsten Vergangenheit stark mitgenommen worden waren.

„Am schmerzlichsten aber war für seinen beweglichen und mit wahrem Heißhunger die verschiedenartigste Lektüre verschlingenden Geist der Mangel jedweder litterarischen Hilfsmittel. Die Klagen an Berkholz in dieser Beziehung klingen wahrhaft rührend. So seufzt er Ostern 1852: ‚Wenn ich nur wenigstens einen Ulfilas besäße; denn mein Gedächtnis reicht nicht aus‘, und: ‚Wenn ich hier doch nur die zehn Werke hätte, die, von der Bibliothek entlehnt, seit Jahren auf meinem Fenster aufgereiht standen: die Grimmsche Grammatik und Geschichte der deutschen Sprache, Graffs althochdeutschen Sprachschatz, Ulfilas von Loebe, Richthofen, Schmellers bayerisches Wörterbuch u. s. w.!‘ Als er hört, daß die ersten Bogen des neuhochdeutschen Wörterbuchs der Brüder Grimm erschienen sind, ruft er aus: ‚Das Werk muß ich mir schaffen, und sollte ich meine Hosen verkaufen müssen.‘

„Einen kleinen Ersatz bot ihm die gleichzeitige Anwesenheit des Embryo- und Paläontologen Christian Pander in Tula, in dessen Kabinett er viel Zeit mit Lektüre zubrachte. Später gingen ihm die Trümmer der eigenen Bibliothek zu.

„Im Frühjahr 1852 hatte er die große Freude, seine Mutter wiederzusehen. Sein Onkel mußte auf kurze Zeit nach Dorpat reisen, und es gelang ihm, die alte Dame zur Reise nach Tula zu bewegen. So überraschte sie den nichts ahnenden

Sohn. Nach dreimonatlichem Besuch kehrte sie beruhigter nach Dorpat zurück. Hehn sah sie nicht wieder; denn nach Jahresfrist starb sie. Ein Gesuch um Urlaub in die Heimat war dem Sohne abgeschlagen worden.

„Im Herbst 1854 verließ Doktor Moritz nebst Familie Tula, um nach Moskau überzusiedeln. Hehn war nun allein. Im Dezember desselben Jahres schrieb er am Schluß eines Briefes an Moritz: ‚Gedenken Sie dessen, der durch Ihre Entfernung so viel verloren hat, dem ein einsames Weihnachtsfest ohne Kerzenglanz bevorsteht. Doch leuchten die himmlischen Lichter hier, wie überall, dem Verbannten wie dem Glücklichen.‘“

Briefe, die Hehn im Laufe des Jahres 1854 und Anfang 1855 aus der Heimat erhielt, und die Korrespondenz, die er in späterer Zeit mit seinen Tulaer Bekannten und Verwandten führte, gestatten glücklich, dieses Bild noch etwas zu vervollständigen.

Pekuniäre Nöte hat Hehn nicht zu erdulden gehabt, wenn er sich auch in seinen Bedürfnissen auf das notwendigste beschränken mußte. Wahrscheinlich war seine Stellung beim Gouverneur mit einem, wenn auch geringen Gehalt verbunden. Die Erbschaft, welche ihm nach dem Tode der Mutter zufiel, verbesserte, so gering sie war, doch seine Lage. Dann herrschte in den Kreisen seiner Verwandten behagliche Wohlhabenheit, endlich war er ein gesuchter Musiklehrer, und schon die Thatsache, daß er sich einen eigenen Flügel anschaffen konnte, zeigt, daß er nicht eigentlich bedürftig war. Tula war schon damals eine nicht unbedeutende Fabrikstadt, und wie überall in den russischen Provinzialstädten Arzt, Apotheker, eine Reihe von höheren Militärs und Beamten deutsch. Wir wissen von einem Obristen Brakel, einer Familie Freytag, einer Witwe von Samson, deren Tochter bei ihm Klavierunterricht nahm, von einem Apotheker Renngarten, die zu seinen genaueren Bekannten gehörten. Freilich lauter Persönlichkeiten, deren Interessenkreise von seinen wissenschaftlichen Bestrebungen weit ablagen, so daß er in dieser Hinsicht auf sich angewiesen blieb. Dagegen war die Geselligkeit eine sehr rege, man kam fast täglich bald hier, bald da zu-

sammen, und auch in national-russischen Kreisen fand Hehn, Viktór Jewstáwjewitsch, wie er in russischem Munde hieß, freundliche Aufnahme. Die Stadt, welche nach der Zählung von 1850 über vierundfünfzigtausend Einwohner zählte, hatte Militär- und Zivilgouverneur mit dem Stab ihrer Beamtungen, achtundzwanzig Kirchen, die im Bischof von Tula und Bjelew ihr sichtbares Oberhaupt verehrten, zwei Klöster und ein geistliches Seminar. Dazu Gymnasium, Kreisschulen, Töchterschule und Kadettenkorps. Auch Theater und Museum fehlten nicht — kurz, für russische Verhältnisse immerhin ein nicht unbedeutendes Zentrum der Kultur, in dem Hehn freilich gerade das nicht fand, was er brauchte. Aber er accomodierte sich den Sitten und Verkehrsformen, lernte die Landessprache gründlich kennen, suchte sie auch linguistisch zu bewältigen, und studierte in seiner Weise das fremde Volkstum, das ihm seit seinen Hauslehrertagen zum erstenmal in solcher Nähe und so ganz ungeschminkt entgegentrat. Die Grundanschauungen, die sich ihm über das Wesen der russischen Volksseele festlegten, sind hier gewonnen worden. Der unendliche Stoff an Beobachtungen, der ihm täglich zufloß, blieb nicht ungenutzt, Bauer, Kaufmann, der Typus des russischen Beamtentums und des russischen Offiziers wurden ihm vertraut, und wenn er auch sich innerlich von dieser ihrem Wesen nach anders gearteten Welt abgestoßen fühlte, er lernte es meisterlich, im Umgang Toleranz zu üben und die Menschen zu nehmen, wie sie eben waren. Die Briefe seiner russischen Bekannten, meist aus den Jahren 1855 und 1856, schwelgen in Erinnerung an die herrlichen Kartenpartien beim Glase Wein oder, was wohl das häufigere gewesen sein mag, beim Gläschen Branntwein, das den Mahlzeiten vorauszugehen, sie zu begleiten und abzuschließen pflegte. Auch Punsch wurde viel getrunken, da die Weine in diesen Winkel arg versetzt zu gelangen pflegten. Das eigentliche Zentrum aller Geselligkeit aber war der Kartentisch, und es ist mehr als einmal vorgekommen, daß die am Nachmittag begonnene Partie Geralasch (eine Art Whist) sich bis gegen den Morgen oder direkt bis an den Morgenkaffee ausdehnte. Hier hat sich Hehn seine Meisterschaft im Karten-

spiel angeeignet, das er beherrschte trotz dem Kapitän Iwanowitsch, der der gewöhnliche Partner gewesen zu sein scheint. Mit welcher Ironie er dabei über dem Spiele und den Spielgesellen stand, zeigt die glänzende Charakteristik, die er von diesem Treiben entworfen hat [1]): „Die Art, wie sie Karten spielen, ist sehr charakteristisch. Es geschieht dies mit einer Feinheit, Haltung, Mäßigung, die dem Zuschauer Bewunderung abnötigt. Fürwahr, der Spieltisch ist ein Probestein des Charakters! Wenn vier Russen sich zum Whist gegenübersitzen, so erhalten wir das Bild von vier sich gegenseitig und sich selbst achtenden Gentlemen. Selbst der Ausbruch der Leidenschaft, wie er bei ungewöhnlichen Tücken des Zufalls erfolgt, trägt doch noch Gestalt und Form der guten Gesellschaft. Findet sich hin und wieder jemand, der beim Spiel sich in Worten und Vorwürfen nicht zu mäßigen weiß, so bleibt die allgemeine Mißbilligung gewiß nicht aus: man meidet einen solchen und weist ihn als Partner womöglich ab, indem man achselzuckend sagt: es ist ein unangenehmer Spieler! Die feine Logik, die richtige Kombination, die Schnelligkeit des Blicks, die erfahrene Fassung bei seltsamer Lage der Karten, überhaupt die Vertrautheit mit dem Felde und Gebiete, wo selbst der Zufall im einzelnen doch im ganzen in allgemeine Gesetze sich aufhebt — diese Eigenschaften machen den Russen zu einem ebenso geschickten als liebenswürdigen Spieler. Er operiert, wie gute Klavierspieler, mit dem Handgelenk, nicht mit dem Gewicht des ganzen Armes. Er hält seine dreizehn Karten geschlossen in der Hand (nicht fächerartig ausgebreitet, wie deutsche Dilettanten thun), öffnet sie rasch, um das nötige Blättchen herauszuziehen, öffnet sie in bedenklichen Fällen halb, um über das Ganze seiner Lage nachzusinnen, schnellt die nötige Karte mit Anmut auf die Mitte des Tisches, trägt die Matadorkarte, zum Beispiel Trumpfaß, mit gemäßigtem Nachdruck, auch wohl mit kleinem Anstoß des Knöchels an den Tisch vor und sammelt den Stich leicht und mühelos vor sich hin.

---

[1]) Mores Ruthenorum, pag. 49.

„Und solche Manieren findet man nicht bloß in der höchsten Gesellschaft, bei Knäsen und Diplomaten, sondern bei den geringsten Armeeoffizieren, die sonst ganz brutale, versoffene Kreaturen sind, bei Tschinowniks des untersten Grades, bäuerischen Landedelleuten u. s. w., und die kleinsten Kreisstädtchen, wo kein Bett ohne Wanzen, keine Stube ohne Schaben ist und der gemeine Branntwein regiert, enthalten doch fast lauter feine, gewiegte und wohlerzogene Kartenspieler.

„Freilich, sieht man die Köpfe der vier Gentlemen genauer an, so findet man durchgängig gemeine, rohe Züge, die stark an die Nachbarschaft der asiatischen Nomadenstämme erinnern, listige Augen ohne Lichttiefe, eine Haut von grober Textur, schwammige Nasen, Schädel ohne harmonischen Umriß. Daß einer Rasse von solchem physiognomischen Aeußeren idealer Schwung und tiefere geistige Schöpferkraft abgehen werde, läßt sich auch ohne bestätigende Erfahrung vermuten. Das Kartenspiel aber, um bei diesem zu bleiben, nimmt gerade soviel geistige und sittliche Kräfte in Anspruch, als dem russischen Stamme gegeben sind: ganz diese List, diese Schärfe der logischen Subsumtion, diese Bändigung brutaler Leidenschaften unter freundlichem und kühlem Ausdruck u. s. w."

Diese aus dem Jahre 1859 stammende Aufzeichnung ist ohne Zweifel ein Spiegel der Eindrücke, die Hehn auf den endlosen Tulaer Kartenabenden in sich aufnahm. Zumal als der Herbst des Jahres 1854 ihm erst die Mutter raubte, die seinem Herzen so nahe stand, deren Liebe und Sorge, wie sie in reger Korrespondenz ihren Ausdruck fand, ihm ein Trost gewesen war, als danach die Familie Moritz nach Moskau übersiedelte und er nunmehr fast ganz vereinsamt zurückblieb, war der Kartentisch die Form der Geselligkeit, in der sich noch am besten all der Harm betäuben und vergessen ließ. Alle seine Bemühungen, einen Urlaub zu erhalten und auf kurze Zeit wenigstens eine Welt wieder zu gewinnen, die ihn verstand, die ihm Anregung und seinem Wissensdurst Labung bieten konnte, blieben fruchtlos — solange der Kaiser Nikolaus lebte, gab es keine Erlösung aus diesen Banden.

Eines freilich war ihm geblieben, sein Goethe, und damit gerade für seine Geistesart ein unerschöpflicher Jungbrunnen, der ihn aus der brutalen Wirklichkeit in die Welt seiner Ideale zurückführte. Hehn las und studierte und excerpierte den Goethe nach allen Richtungen. Seine Bibliothek, die nach dieser Seite hin reichhaltig war, bot ihm zugleich das biographische Quellenmaterial, und er machte es sich so zu eigen, daß ihm die Goethesche Welt vertrauter wurde als die Gegenwart, in der er sich widerwillig bewegen mußte. So entstand ihm der Plan einer umfassenden Goethebiographie, und wie gründlich er dabei zu Werke ging, zeigen die weit angelegten Auszüge, Entwürfe und teilweisen Ausführungen, die sich in seinen Papieren aus der Verbannungszeit gerettet haben. Die mehr als ein Menschenalter später erschienenen „Gedanken über Goethe" ruhen auf dem Tulaer Fundament und sind nur ein geringes Bruchstück dessen, was ihm als Ziel vorschwebte.

Sehr lehrreich ist in dieser Hinsicht die leider nur zum Teil erhaltene Disposition der geplanten Goethebiographie. Hehn hat an den Gesichtspunkten, deren Darlegung er sich damals als Ziel setzte, bis in seine letzten Lebenstage hinein festgehalten und sich das Material immer zu vervollständigen gesucht. Zum Abschluß aber ist er nicht gelangt; ihm waren Goethes Werke „ein buchtenreicher Ozean" und sein Leben reichte nicht hin, ihn ganz zu umschiffen. Andere Arbeitspläne traten dazwischen, und wenngleich er sie nur als ein Intermezzo betrachtete, das ihm jenes meist erstrebte Ziel nicht schwinden ließ, Zeit und Leben gingen darüber hin, und als endlich die ersehnte Muße zur Ausführung sich fand, da langten die Kräfte nicht mehr. Auch ist ja die Produktivität des Alters im Wesen von der entschlossenen Schöpferkraft der Jugend verschieden. Ein Ausbauen und Ausfeilen, mehr als ein Neubauen und Erfinden ist ihr eigentümlich; und so sind die „Gedanken über Goethe" nur als der Ausdruck schmerzlichen Verzichtes auf die Durchführung eines größer und weiter angelegten Planes zu betrachten.

Wir glauben der Goetheforschung einen Dienst zu leisten, wenn wir die Disposition Hehns zu dieser Arbeit hersetzen:

Schema.

1. Bis auf Goethe.

2. Sein Leben, Erziehung, Heimat. Anschauende, lebendige Bildung.

3. Demgemäß seine Rede. a) Lebenswahrheit der äußeren Dinge. b) Der seelenvolle Gemüts- und Empfindungsdichter. Keine Rhetorik, daher kein Streit, keine Dialektik: seine Personen miteinander streitend, kleine Spitzfindigkeiten.

4. Perioden. a) Leichtsinn. b) Naturalismus. c) Adel, Zartheit. d) Grazie. e) Prosa.

5. Vers: Knittelvers und Lied. Jambus, Daktylus. Hexameter.

6. Prosa.

7. Altertümlichkeit. Sechzehntes Jahrhundert.

8. Natur. Frühling (Faust, Ganymed, Mailied), Bäume, Vögel (Harzreise, Faust, Nachruf an die Sonne), südliche Gärten (Nausikaa), Abend, Sonnenuntergang (Faust, Bergschloß), Morgen (Auf dem See, Bergschloß), der dampfende Acker (Egmont), Rhythmus am schönsten im Tanzliede der Bauern unter der Linde; auch in Vanitas.

9. Sprache des Gemüts. Ach — Labyrinth der Brust — wühlen. Gedicht von Hermann und Dorothea und die Zueignung.

10. Fremdwörter.

11. Komposita.

Goethes dritte Periode beginnt mit trochäischen Gedichten. Sie sind graziös, sinnlich, zuweilen nichtssagend, oberflächlich. Viele Epigramme sind nichtig, selbst in den römischen Elegieen unbedeutende, matte Stellen. Das eigentliche Versmaß dieser Periode ist der Hexameter, worin die schönsten Gedichte gelingen: die Episteln, Alexis, Hermann, Achilleis. Es gibt keine meisterhaftere Erzählung, als die vom Schlaraffenlande. Gervinus mit Unrecht gegen die Achilleis.

Dies ist auch die Periode, wo alle Pläne ausgeführt werden, nicht um dem inneren Drange zu genügen, sondern weil sie nicht liegen bleiben. Daher die Idee meist tief und schön, die

Ausführung manieriert und mißfällig. So bei Gott und Bajadere [wo die Daktylen schillerisch, auch in den Trochäen. Ueberhaupt Periode des Trochäus. Im Faust lauter Jamben]. Braut von Korinth. Noch mehr bei den späteren Balladen.

Goethes Hexameter überhaupt.

Der Anfang des dritten Aktes von Faust II. hat viel Verwandtschaft des Tones mit der Achilleis. Letztere ist von einer ungoetheschen elegischen Weichheit durchzogen, es ist Homer — Goethe.

Vergleiche die Stelle von den Kranichen in der Helena mit den phönizischen Schiffen in der Achilleis.

Alexis immateriell-ätherisch gegen den bürgerlich groben Hermann.

Die „feine wollene Decke" ganz modern und ganz homerisch. Vorgleiche die Stellen, wo dem reisenden Telemach das Bette bereitet wird.

Hieran schließt sich dann eine lange Reihe teils von Bemerkungen, teils von Exzerpten, die in den Rahmen dieser Disposition fallen, wie die folgende feine Glosse zum Faust. „Im Faust sind alle die Scenen und Stellen späteren Datums, wo Mephisto nicht als liederlich ungläubiger Junker, sondern als der Böse, der Satan, als Zauberer erscheint, zum Beispiel die Scene, die beginnt: bei aller verschmähten Liebe! wo viel Unnützes mit unterläuft. Unnütz ist nämlich jeder Wortwechsel mit Faust, der sich nicht auf die prinzipielle Differenz zwischen beiden bezieht. Der spätere Goethe mischte aber manchen frostigen Spaß, manche haarsträubende Teufelsgrimasse hinein. Auch die sich einmischende politische Verstimmung charakterisiert die späteren Scenen. Wenn Vischer urteilt, es sei des Zauberwesens zu viel im Faust, so kommt dies auf Rechnung der späteren Abfassung. (Etwa — ihr Herrn — Jud und König — die prosaische Scene mit den Verwünschungen und dergleichen.)"

An diese Notizen knüpft sich eine zweite Disposition über den „Sturm und Drang" — Stil.

1. Götz von Berlichingen. Werther. Faust. Clavigo. Stella.

2. Prosa: Von altdeutschen Bauten. Landgeistlicher. Frankfurter Rezensionen. Werther. Wieland. Briefe aus der Schweiz.

3. Kunstgedichte (Wanderer. Künstlers Morgen- und Abendlied. Apotheose. Kenner und Enthusiast u. s. w.). Von altdeutscher Baukunst. Prometheus.

4. Oden (Wanderers Sturmlied. Kronos . . . spätere Oden, Ganymed, Prometheus, Proserpina Elpenor).

5. Hans Sachssche Kompositionen: Ewiger Jude, Faust, Bahrdt, Plundersweiler Kunstdramen, Hans Sachs, Peter Berg, Satyros.

6. Lieder.

Danach Beantwortung der Frage: „Was brach den alten stockenden Zustand und machte Goethes Erscheinung möglich? 1. Der übersinnliche Einfluß — trotz aller Epigramme und Lustspiele gegen die Spötter und Freigeister. Dieser Einfluß ein negativer, esoterischer, heimlich schleichender, wie unmerkliche und doch wirksame Einflüsse einer Wetterveränderung. Ueberhaupt gibt es gewisse Konstellationen in unbegreifliche Fernen, die die Stimmung eines Jahrhunderts bewirken — man weiß nicht, wie und woher. 2. Mystik — Hamann. Sie war schon im siebzehnten Jahrhundert aufgetreten, aber damals unwirksam. Teils Verfolgungen, zum Beispiel gegen Bücher, teils Ableitung in den Katholizismus. 3. Der Kaufmannsstand. Augsburg und Nürnberg waren untergegangen infolge der Entdeckung Amerikas, im Norden hatten sich jetzt Leipzig und Hamburg hervorgethan. In Leipzig verkehrte der junge Lessing mit Schauspielern, in Hamburg mit dem Theater. In letzterer Stadt schon Schuppius, Hagedorn, Flemming. 4. Die Unruhe, Verwirrung, Bewegung des siebenjährigen Krieges gerade in dem stationären Norddeutschland. Bei Lessing wirkten 1, 3 und 4 zusammen, bei Herder 1 und 2. Die Universitäten thaten zur Wiedergeburt nichts. Sie hemmten. Mecheln, Sorbonne. Sie sind überhaupt kein Palladium u. s. w. Im Mittelalter wichtig, damals gar nicht deutsch. In Salerno Medizin (Zauberei, Giftbereitung von jeher südlich und orientalisch. Von dort kamen die pharmacopocae u. s. w. des Horaz), in Bologna Juristerei

(altväterisches Erbteil jener Gegenden), in Paris (klassisches Land des mittelalterlichen Christentums, Jeanne d'Arc, Kreuzzüge, heilige Bernhard, Gerson, Petrus Waldus, Scholastik u. s. w.), Prag war nur halbdeutsch, aber mit Krakau sehr einflußreich. Wittenberg wurde bald Zentrum der Finsternis, der Zunftgeist. . . . Die verknöcherte Ueberlieferung. Weder Lessing, noch Schiller, noch Goethe Universitätskinder. Jena machte eine kurze Ausnahme. Aber wie sah es in Erlangen, Heidelberg, Helmstädt, Rostock, Greifswald u. s w. aus."

Die weitere mehr ausgeführte Disposition betrifft den Stil in den ältesten Prosaschriften.

Feuer und Empfindung, Hohn und Abwehr. Die Sprache eine Mischung aus Begeisterung und dem Nachlässigen, Natürlichen der mündlichen Rede, beides den breiten, verständigen, farb- und gemütlosen Deduktionen der Schulsprache entgegengesetzt. Kleine daraus fließende Eigenheiten:

1. Anrede an die Leser mit du und ihr, oder an die Gegner, die gleichsam gegenüberstehend gedacht werden. Ebenso spricht der Schreiber von sich, den Gelegenheiten, in denen er sich befunden: Als ich (Steinbach).

2. Er elidiert gern, wie die mündliche Rede: mir's, vor'm, denk ich's. Besonders Werther in der ersten Ausgabe. Nikolai.

3. Er vermeidet niedere Ausdrücke nicht, mitten in dem Schwunge und Adel des erhabensten Gedankens, wodurch dieser nur noch mehr Wirklichkeit, Nähe, Herzlichkeit erhält, zum Beispiel die Ameisen krabbeln (Steinbach), flicken (ebenso im Gedicht der Wanderer: flicken) und tausenderlei dergleichen.

4. Er liebt Komposita. Dies Kapitel weiter auszuführen: Am schönsten sind die Komposita der Verba mit Partikeln, eine ganz deutsche Kürze, in der innerlich viel Mittel zur Belebung liegen, zum Beispiel an meinen Busen angeschmiegt (Prometheus). Solche Wendungen sind in eine fremde Sprache nicht zu übersetzen.

5. Strotzende Phantasiefülle: indem sich das Leben des gottgleichen Genius in seligen Melodieen herumwälzt (Steinbach) und unzähliges andere der Art.

6. Wie in der mündlichen Rede, geht der Nebensatz gern in den Hauptsatz über, denn das regierende Wort wird bei längerer Rede leicht vergessen.

7. Auch in abhängigen Sätzen wird oft das Verbum vor den Schluß gesetzt: es ist dies mündliche Rede: der geduldige Leser knüpft die Enden mit dem Auge leichter zusammen, als der bewegte Redende und Hörende: Wie oft bin ich zurückgekehrt, zu schauen seine Würde und Herrlichkeit (Steinbach) und: beten an die Gesalbten des Herrn (ibid.). Auch die Nachsetzung des Adjektivs gehört in dasselbe Kapitel.

8. Häufige Form des Ausrufs mit wie. Ebenso der Frage.

9. Hohn und Abwehr zeigt sich in Ausdrücken wie: in den Gehirnchen der Welschen aller Völker, Geschmäckler, Schönheitelei, Substantiva auf ling und dergleichen, zum Beispiel den die Neulinge verspötteln (Steinbach). Er entwirft das Gemälde der Meinungen und Thaten des Gegners und fügt hinzu: das ist nur schicklich! das ist nur gehörig! das stößt nicht gegen die Geschichte! (diese Wendung auch sonst).

10. Er liebt gesuchte Adjektiva.

11. Er kompariert nicht zu komparierende Adjektiva: sein Gefühl steigert: Albrecht Dürer deine holzgeschnitzteste Gestalt (Steinbach).

12. Anakoluthien: zum Beispiel nicht gescheiter — heißt alles gotisch (Steinbach).

13. Häufige biblische Wendungen: stark und behend wie der Löwe des Gebirgs, Flügel der Morgenröte.

14. Verschmähter Parallelismus in der Stellung der Glieder: du gestrebt und gelitten genug hast und genug genossen (Steinbach).

15. Kühne Konstruktion, der mündlichen Rede nachgebildet: niemals mißzuverstehen: weil ihr Pädagogen — zu handeln (Steinbach).

16. Schon hier die „falsche" Zusammenziehung von Nebensätzen, die durch Goethes sämtliche Schriften geht: „Und ihr selbst — Genius" (Steinbach).

17. Auch die Formel, das Schulleben mischt sich noch ein: medii aevi (Steinbach).

18. Auch in den Frankfurter Rezensionen lateinische Formeln umherfliegend wie die Fetzen zerrissener feindlicher Fahnen, zum Beispiel cursus humaniorum u. s. w. diffundiert, retirierend (Klotz). Intention auf Lesestunden (ibid.), ferner Sonnenfels über Vaterlandsliebe.

19. Der Stil liebt verkürzte Adverbial- und Adjektivsätze: Hier steht sein Werk — medii aevi (Steinbach).

20. Was unerträglich ist, ist der Gebrauch vieler abgekommener Fremdwörter. So der Ausdruck Surtout und Pekesche, in H. und D. Sürtout, Röm. Eleg. so manche französische Kleidungs-, Tanz-, Heirat-, Geselligkeitsbenennungen in Werther, Clavigo, Meister u. s. w. . . . Auch sonst finden sich veraltete Fremdwörter in Goethes Jugendprosa (nicht in Götz von Berlichingen, denn dort gehören sie zum altertümlichen Ton), zum Beispiel Applikation, Redoute.

Zu diesem Schema, von welchem der Abschnitt über die Prosa Goethes in druckfertiger Gestalt vorliegt, und am 5. November 1854 zum Abschluß gelangte, dessen Fortsetzung — die bestimmt vorhanden gewesen ist, wie einzelne Ausführungen über den Stil späterer Perioden beweisen — leider verloren ist, hat Hehn sehr umfangreiche Sammlungen angelegt. Aus den letzten Monaten des Jahres 1854 haben sich Blätter erhalten, die sich als eine Art Goethetagebuch bezeichnen ließen. Er liest eine der Goetheschen Dichtungen nach der andern und begleitet die Lektüre mit Auszügen und Bemerkungen, die teils in den Rahmen jener Disposition fallen, teils allgemeinerer Natur sind. So schreibt er am 12. Oktober:

„Tasso kann man sich unmöglich in einem englischen Park denken. Er ist ganz von Luft und Duft und Gestalt einer italienischen Villa durchweht. Auch in Sprache und Bildern ist er alt — italienisch. Es herrscht drin Mythologie, allegorische Personifikation, süße idyllische Blumensprache. Zuweilen sind die poetischen Ausführungen etwas wesenlos, so daß man mehr goldenen Schaum als markige Gedanken empfängt. In der glänzenden Lobrede auf Ariosta herrscht ganz rosenfarbene Allegorik, wenig Charakteristik. In Lenorens Schilderung des Dich-

ters, die „fein und zart“ genannt wird, gleicht die Zartheit den süß manierierten Bildern der italienischen Maler des siebzehnten Jahrhunderts, mit ihren holdselig lächelnden Gesichtern und zart verwaschenen Farben. Ebenso bei Tassos Gemälde der goldenen Zeit. Der Hirtenstand, die Unschuld in blühenden Paradiesen gehört ganz in den Kreis dieser Vorstellungen. Sehr häufig sind auch die Gleichnisse den Blumen, Früchten u. s. w. entnommen, zum Beispiel am Schluß von Tassos Monolog, Akt 2. Daß Homer und Virgil so oft genannt werden, ist gleichfalls im Sinn der italienisch-humanistischen Lebensbildung. Tasso ist eigentlich mehr ein Produkt der italienischen Reise als Iphigenie, die längst fertig war und nur metrisch umgeschrieben wurde — ein verhältnismäßig leichtes Geschäft.“

Den 17. Oktober. „Die Braut von Korinth auf der Grenze zum späteren manierierten und ungeschickten Stil. Die Erzählung dunkel und durch allerlei Notbehelfe erzwungen. Die Form für Goethe, den das Innerste des Herzens und die eigenste Gestalt der Dinge leicht und glücklich darreichenden Dichter, zu künstlich, obgleich sie einzelne schöne Effekte möglich machte. Manche Wendung prosaisch, manches undeutsch, durch den Reim hervorgerufen u. s. w. . . . (folgen Beispiele). Aehnliches wie oben von der Braut von Korinth, läßt sich von Gott und Bajadere behaupten. Elpenor, herrlich, viel zu wenig bekannt. Uebergang von den freien Rhythmen zum Jambus, von Prometheus zu Iphigenie. Aber noch mehr Phantasie, als im Tasso. Griechischer Adel, von innen durchglüht. Stellen von höchster Schönheit und glühendster Kraft zugleich, zum Beispiel Antiopes Schilderung der Rache, die den Verbrecher verfolgt. . . .

Am 25. Oktober (dies caliginosus, ideo animus depressus et anxius) sieht Hehn die Tag- und Jahreshefte durch. Daran schließt sich die folgende allgemeine Betrachtung: „Von Goethes Prosa zu reden, ist schwer. Zum Beispiel, wie schön, hell, anmutig erzählt Therese ihre Geschichte im siebenten Buch von W. M. Aber wie will man den Eindruck dieses Stils in Begriffe fassen, ins einzelne zerlegen! Wie rhetorisch und n i c h t rhetorisch ist ihre Lobrede auf die haushälterischen Frauen! Es

wird die Sache weniger mit Gründen verteidigt, als dem Herzen, der Einbildungskraft mit sanfter Ueberredung, mit dem Tone der Ueberzeugung nahe gelegt. Die Sache, die bewiesen werden soll, wird immer schon vorausgesetzt und nur milde, in der Form der Frage daran erinnert, daß es so ist. Auch der Ausruf mit welch, mit wie, fehlt nicht. Durch Gegenüberstellung — nicht des Entgegengesetzten, aber des Korrelats wird in sanfter Schattierung das auszuführende Thema beleuchtet, gefärbt, gehoben. Dies geschieht in warm herzlicher Fülle durch einen Satz mit wenn — so, eine Redeform, die in Wilhelms begeisterter Schilderung des Dichters wiederkehrt und die weit entfernt ist von jener ältern akademisch-rhetorischen Weise, den Vordersatz mehrgliedrig stolzieren zu lassen. Im übrigen ist das Kolorit das sanfteste, zarteste, der Umriß ein Hauch, die Grazie eine natürlich einnehmende — weil unbewußt, sich von selbst ergebend und gar nicht von allem übrigen gesondert . . ."

Sehr schön sind die folgenden Betrachtungen:

„Unterschied der Natur- und Kunstpoesie illusorisch. Auch der sogenannte Naturdichter folgt den unter seinem Volk geltenden Regeln, dem Stil seines Zeitalters, Vorgänger bestimmen ihn; auch der Kunstdichter, wenn er echter Dichter ist, schafft in unbewußter Begeisterung. Auch die deutsche Genieperiode konnte im wildesten Taumel sich der Form nicht entschlagen, irgend einer mußten sie doch folgen. Nur die geltende war zu dürftig. Homer hat auch die vorgefundene, festgestellte Verssprache und Darstellungsform aufgenommen.

Bei den Griechen und Römern findet der Unterschied zwischen Natur- und Kunstpoesie gar nicht statt. Bei den ersteren war alles lebendig, Epos zum Vortrag, Drama zur Aufführung, lyrisches Lied zum Gesang bestimmt: die Form gab sich von selbst und war doch kunstreich. Man kann die griechischen Dichter als unbewußte, nur von dem Gott getriebene Natursänger betrachten, man kann an ihnen den Adel der Kunst, die formelle Haltung bewundern. Schon die Schwierigkeit des Schreibens war so groß, daß der Griffel wohl bedachte, was er that: es war, als wenn wir Inschriften verfassen. Hinwerfen, in die

Druckerei schicken — dies war bei ihnen nicht möglich; eigentliches Herausgeben der Schrift auch nicht; ein Dichter wurde bei seinen Freunden bekannt, die von ihm weiter erzählten, dann fing man an, sein Buch sich abschreiben zu lassen u. s. w. In Roms glänzenden Tagen kaufte dann wohl auch ein Handschriftenhändler dem Dichter die Schrift ab. Das erste aber war immer, durch Vorlesen im kleinen Kreise sich Beifall erwerben, oder man mußte sonst durch lebendige Persönlichkeit, Stellung, Wirksamkeit imponieren. Immer aber ritzte der Griffel oder schrieb die Rohrfeder langsam, monumental, lakonisch, sinnvoll. Keine Post; man warf nicht den schnellgeschriebenen Brief in den Kasten; auch die Briefe sind kunstvoller ..."

Es wäre leicht, die Reihe dieser Auszüge aus Hehns Tulaer Goethestudien noch wesentlich zu vermehren. In ihrer Summe würden sie fast zu einem Buch anwachsen. Aber wohl nur er selbst wäre im stande gewesen, dieses Buch zu würdiger Abrundung zu gestalten.

Ueberwiegt schon in den mitgeteilten Stücken der sprachliche Standpunkt, so daß man geneigt wäre, nicht die Vorarbeiten zu einer Goethebiographie, sondern zu einer Studie über die Diktion Goethes in ihnen zu erblicken, eine Annahme, die jedoch durch breitangelegte, biographische Bruchstücke und durch gelegentliche Bemerkungen widerlegt wird, so tritt das linguistische Interesse Hehns noch weit mehr an einer Reihe anderer, gleichfalls aus Tula stammender Blätter hervor, die speziell der Vorarbeitung von Grimms deutscher Grammatik und des neuhochdeutschen Wörterbuches gewidmet sind. Diese Arbeit wurde ihm noch dadurch besonders genußvoll, daß er mit ihr das Studium der slavischen Sprachen, speziell des Russischen verband. Aber er stand noch in den Anfängen dieser Seite seiner Studien; mehr als Lernender, denn als sicher schreitender Forscher fühlte er sich seinem Stoff gegenüber und so scheint es nicht billig, Mitteilungen aus dem Erhaltenen herzusetzen. Nur ein Sprachforscher von Fach wird den glücklichen Fund vom Irrtum unterscheiden können.

Zu völligem Abschluß brachte Hehn nur eine Arbeit. Das in sich ganz abgerundete Buch über Hermann und Dorothea [1]), das durchaus auf dem Boden dieser vertieften Goethestudien erwachsen ist.

Man muß sich dieses stete Zurückziehen Hehns in sich selbst, die Flucht in die Gedankenwelt Goethes, in die selbstlose Idealität streng wissenschaftlicher Studien, die bei niemandem in seiner Umgebung Förderung oder auch nur Verständnis fanden, gegenständlich machen, um zu begreifen, wie diese Tulaer Jahre ohne Schädigung an ihm vorbeigehen konnten. Das heilige Feuer, das er in seiner Studierstube lebendig hielt, wahrte ihm die innere Wärme, während rings um ihn her alles in den Aeußerlichkeiten des Lebens erstarrte. Wie weit der briefliche Verkehr mit seinem Freunde Berkholz ihm dazu half, können wir nicht feststellen. Doch spricht alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß sie gegenseitig Gedanken und Arbeitspläne austauschten und förderten.

Und so gingen die Jahre hin. Trostlos genug, aber nicht unfruchtbar. Auch darin für Hehn nicht leicht, als er notgedrungen seine politischen Interessen zurücktreten ließ, während doch der Krimkrieg überreichen Stoff zu Betrachtungen bot, die ihrer Natur nach für Rußland und den Zaren Nikolaus nicht eben erfreulich ausfallen konnten. Aber weit mehr noch als in Petersburg und Moskau, oder in den immer etwas freier redenden Ostseeprovinzen, lastete der Druck der nikolaitischen Zensur auf Provinzialstädten wie Tula. Zeitungen und Bücher gab es so gut wie gar nicht, und was auf Umwegen nach „Tomi" gelangte, war gemeine offiziöse Ware. Die Korrespondenz in die Heimat hinein, oder von dorther nach Tula, vermied ängstlich jede Berührung politischer Fragen, und selbst in Hehns Papieren findet sich nicht die geringste Andeutung, daß ein großes welt-

[1]) Ueber Goethes Hermann und Dorothea. Von Viktor Hehn. Aus dessen Nachlaß herausgegeben von Albert Leitzmann und Theodor Schiemann. Stuttgart 1893. Die von mir im Vorwort ausgesprochene Behauptung, daß das Manuskript bereits vor dem Jahre 1851 fertig gewesen sei, ist falsch. Die Tulaer Manuskripte beweisen, daß das Buch erst dort vollendet wurde.

historisches Drama sich abspielte. Diese Dinge — von denen wir doch wissen, daß sie die öffentliche Meinung in Rußland aufs tiefste erregten, sind für ihn wie nicht vorhanden — und selbst als endlich der Tod Nikolais neue Hoffnung bot, wagt er weder die Thatsache zu berühren, noch seiner persönlichen Empfindung, die lebhaft genug gewesen sein mag, einen Ausdruck zu geben. Die „capitis diminatio“ von 1851 lastete wie ein Alp auf all seinem Thun.

Aber schließlich kam die Befreiung doch.

Ein Onkel Hehns, der dimittierte Gardekapitän W. von Hehn, hatte bereits zu Anfang 1854 sich direkt an den Fürsten Suworow, den damaligen Generalgouverneur der Ostseeprovinzen, gewandt und versucht, seine Fürsprache für den Verbannten zu erlangen. Er bat für ihn um eine Anstellung in der kaiserlichen Bibliothek. Berkholz, der seit etwa Jahresfrist Beschäftigung an dieser Bibliothek in Petersburg und an der Bibliothek der Großfürstin Helena Pawlowna gefunden hatte, mag beim Freunde den Gedanken angeregt haben, um diese Gunst zu bitten. Aber ein lakonisches Schreiben Suworows zerstörte diese Hoffnung. Es war nicht daran zu denken, daß Kaiser Nikolaus eine von ihm selbst getroffene Entscheidung wieder aufheben werde. Gleich nach Nikolais Tode aber wiederholte der Kapitän von Hehn sein Gesuch, diesmal jedoch ohne eine direkte Bitte um Anstellung daran zu knüpfen. Suworow hat dann sogleich die nötigen Schritte gethan und jetzt war seine Fürsprache von Erfolg. Das Schreiben, dem Hehn die Nachricht von seiner Befreiung dankte, lautet:

Den 4. Mai 1855. Nr. 751. Sr. Hochwohlgeboren dem Herrn dimittierten Gardekapitän W. von Hehn.

Hochzuverehrender Herr Kapitän.

Der Chef der Gensdarmerie benachrichtigt mich, wie auf seine allerunterthänigste Vorstellung Se. Majestät der Kaiser zu befehlen die Gnade hatte, Ihrem Vetter, dem im Jahre 1851 nach Tula geschickten Hofrat Hehn zu gestatten, fernerhin sich überall aufzuhalten und zu dienen, wo er wünschen sollte, außer im Lehrfach. Indem ich von solcher Allerhöchsten Gnaden-

äußerung Ew. Hochwohlgeboren in Erwiderung Ihres Schreibens vom 19. März des Jahres in Kenntnis zu setzen mich beehre, bitte ich Sie, die Versicherung meiner Hochachtung entgegen nehmen zu wollen.

Fürst Suworow [1]).

Der nicht erhaltene offizielle Begnadigungsukas, datiert vom April 1855, wahrscheinlich aus den letzten Tagen des Monats.

Siebentes Kapitel.

Petersburg.

Ueber Hehns Anfänge in Petersburg besitzen wir in der Skizze seiner Beziehungen zu Georg Berkholz eine kurze Aufzeichnung aus seiner eigenen Feder. „Auf Berkholz' Rat und Beispiel und unterstützt durch Empfehlungen suchte auch ich ein Unterkommen an der Kaiserlichen Oeffentlichen Bibliothek und wurde auch wirklich von dem Direktor derselben, dem Baron (später Graf) Korff als Hilfsarbeiter gegen eine monatliche spärliche Entschädigung (es waren bis Ende 1856 nur 30 Rubel monatlich) angestellt. So sahen wir uns denn täglich in denselben Räumen, unter denselben Umständen und Freuden und Leiden, speisten zusammen zu Mittag, verbrachten auch manchen Abend bei gemeinsamen Freunden. Unter den letzteren ragten die bedeutendsten Mitglieder der Akademie der Wissenschaften hervor, Böhtling, Schiefner, Kunik, v. Middendorf u. s. w., mit denen sich bald ein gegenseitiger geistiger Verkehr und lebhafter Austausch ergab. Berkholz und ich bildeten ein unzertrennliches Paar, wurden als solches vielfach geneckt und als Kastor und Pollux oder Kain und Abel bezeichnet. Die Theeabende gingen in diesem Freundeskreise von einem zum andern, und ich darf sagen, man war unersättlich, uns beide zu haben, uns zu geben

---

[1]) Das Original ist in deutscher Sprache geschrieben.

und von uns zu nehmen. Der deutsche Klub (auf dem Isaaksplatze), dessen Mitglieder wir geworden waren, diente auch zum Versammlungsort, für einen freilich ganz andern Kreis mit ganz andrem Gesprächs- und Unterhaltungsstoff. Dies dauerte so bis gegen Ende des folgenden Jahres 1856. Da kündigten wir beide dem Herrn Direktor an, daß wir die Absicht hätten, die Bibliothek zu verlassen — meinerseits weil die spärliche Besoldung auf die Länge zum Lebensunterhalt nicht ausreichte. Da traf es sich, daß der Kaiser in denselben Tagen dem Baron Korff den Auftrag gab, Materialien zu einer Lebensbeschreibung des hochseligen Kaisers Nikolaus zu sammeln und dazu eine eigene Kommission zu bilden. Der Baron erwiderte, er habe zwei Herren an der Bibliothek, die sich vorzüglich zu der gedachten Arbeit eignen würden, die aber wegen ungenügender Mittel im Begriff seien, ihn im Stiche zu lassen und in die Ferne zu gehen. Er schlage daher Seiner Majestät vor, diese beiden fest an der Bibliothek und im Staatsdienst anzustellen und ihnen aus den für die Kommission ausgesetzten Summen den entsprechenden Gehalt zu bewilligen. Der Kaiser war damit einverstanden, und so wurde ich durch einen Glücksfall und zu meiner Freude Oberbibliothekar, mit der Anwartschaft, in die nächste Vakanz einzurücken."

Glücklicherweise lassen sich diese knappen Umrisse ergänzen. Mit seiner Anstellung als Oberbibliothekar besserten sich Hehns äußere Verhältnisse so weit, daß er ein bequemes Auskommen hatte und von seinem Gehalt noch erübrigen konnte, und der feste Beruf brachte auch Regelmäßigkeit und Stetigkeit in sein äußeres Leben. Ein Freund, der ihm in jenen Petersburger Jahren nahe stand, schildert seinen Tageslauf folgendermaßen: Hehn stand regelmäßig um acht Uhr morgens auf, arbeitete bis gegen elf, erschien dann in der Bibliothek, um dort bis drei oder dreieinhalb Uhr zu arbeiten. Dann, er wohnte in einem Nebengebäude der Bibliothek, aß er zu Hause Mittag, hielt eine kleine Siesta, beschäftigte sich bei einem Glase Thee bis acht und ging in den Klub. Dort herrschte an seinem Stammtisch reges Leben. Die Mitglieder waren höhere Beamte,

gebildete Kaufleute, Mitglieder der Akademie und andre. Diese Abende hörten jedoch bald auf, da v. Middendorff nach Livland zog und Böhtling ebenfalls Petersburg verließ, um in Jena an seinem Sanskritwörterbuch zu arbeiten. Am 26. September a. St. pflegten sich seit 1863, da er das halbe Säkulum vollendete, einige Freunde bei ihm zu versammeln. Sonst lebte er still und zurückgezogen. Umgang in Familienkreisen hatte er fast gar nicht. Sein Vetter Cramer, ein reicher Mann, der früher der russischen Botschaft in Wien zugeteilt gewesen war und der Hehn, wie es alle seine Petersburger Bekannten thaten, aufs höchste schätzte und verehrte, hatte immer große Mühe, ihn zu einem Besuch zu bewegen.

Namentlich war Hehn stets in einer gewissen Aufregung, wenn er das Weihnachtsfest dort verbringen mußte, da er — was ihm lästig war — natürlich auch mit einem Geschenk bedacht wurde. Ohne spezielle Einladung ging er überhaupt nicht aus. Bei seinem bescheidenen Charakter und Wesen fürchtete er, lästig zu fallen, obgleich er überall ein gern gesehener Gast war. Zuweilen besuchte er die Baronesse Edith Rahden im Palais Michel, aber obgleich er dort eine erlesene Gesellschaft fand, kostete es ihn doch Ueberwindung, da ihm Frack-, Hut- und Handschuhzwang und der Verzicht auf die gewohnte Cigarre und sein Glas Punsch unbequem waren. Der liebste Aufenthalt war ihm sein Klub, dessen Centrum er im eigentlichen Sinne des Wortes war, da sich alles um ihn bewegte. Die eigene Häuslichkeit konnte ihm nicht recht lieb werden, da er unter der aus Bequemlichkeit und aus einer gewissen Unselbständigkeit in häuslichen Dingen geduldeten Tyrannei seiner Wirtschafterin litt und sich doch nur schwer zu einem Wechsel entschließen konnte. Erst war es eine Deutsche aus Reval, der man nach Petersburger Weise den Namen russifizierte, Mathilde Karlowna, dann eine echte Russin, Anna Andrejewna. Seine Briefe geben darüber tragikomischen Aufschluß.

Seine Sommerferien pflegte Hehn beim Bruder Richard in Pernau zu verbringen, wo er eine ihm gemütlich und geistig zusagende Atmosphäre fand. Aber gerade dieser Lieblingsbruder

starb ihm im Jahre 1868. „Mir ist jetzt, als wäre die Welt mitten durchgeschnitten und die eine Hälfte von mir versunken und als wäre es mir ganz unmöglich, so weiter zu leben.“ Er knüpfte nun den lange unterbrochenen Verkehr mit dem älteren Bruder Julius wieder an, aber es fiel ihm unendlich schwer, jenen Verlust zu verwinden. Fügen wir hinzu, daß er seit 1860 mehrfach nach Deutschland und Italien reiste und daß er im Dienst rasch avancierte, so daß er am 1. Januar 1873 zum wirklichen Staatsrat ernannt wurde und damit zugleich den erblichen Adel erhielt, so ist der Rahmen der Aeußerlichkeiten, in denen sein Leben sich bewegte, im wesentlichen umschrieben.

Aber wie reich war das innere Leben, wie fruchtbar die Arbeit, die er produktiv leistete, wie ungeheuer der Wissensstoff, den er in sich aufnahm. Die reichhaltige Petersburger Bibliothek stand ganz zu seiner Verfügung, und da Bücher nicht verliehen wurden, konnte er stets auch erhalten, was er brauchte. Sein Verhältnis zu den Kollegen, unter denen er ja seinen besten Freund, Berkholz, hatte, sowie zu seinem Chef, dem Grafen Modeste Korff, war ein musterhaftes. Hehn war dem Grafen aufrichtig zugethan. „Ohne ihn,“ schreibt er 1876 nach dem Tode Korffs, „wäre ich wahrscheinlich in Dürftigkeit und Dunkelheit verkommen.“ Hehn war seiner ganzen Anlage nach so recht die Persönlichkeit, deren der Graf bedurfte. In seinem Beruf peinlich gewissenhaft und genau, stets orientiert und ein Bücherkenner, der wohl nur in Berkholz seinesgleichen hatte, wußte er sich zugleich die Gunst seines Chefs durch kleine persönliche Dienstleistungen zu sichern. Galt es, einen schwierigen Brief zu entwerfen, ein kompliziertes Gutachten abzugeben, so mußte Hehn aushelfen, und die erhaltenen Konzepte zeigen, mit welcher Meisterschaft er die ihm gestellten Aufgaben zu lösen verstand. Namentlich aber leistete er dem Grafen die größten Dienste in jener historischen Kommission, welche beauftragt war, die Materialien für eine Lebensbeschreibung des Kaisers Nikolaus zu sammeln. Hehn hatte sich vor seiner Verhaftung im Jahre 1851 selbst mit dem Gedanken getragen, eine Biographie Nikolais zu schreiben, und in seinem leider verlorenen Tagebuch von 1831

bis 1851 zu diesem Zweck gesammelt [1]). Wir wissen nicht, was aus dieser Arbeit geworden ist, wahrscheinlich liegt sie in Petersburg, obgleich auch das keineswegs sicher ist. Die Studie über den Panslawismus, von der Bruchstücke veröffentlicht sind [2]), hat vielleicht in Zusammenhang damit gestanden. Jedenfalls war es daher kein fremder Stoff, an den er heranzutreten hatte. Die reichen Materialien, die ihm aus dem Staatsarchiv zuflossen, boten die Möglichkeit, speziell die auswärtige Politik des Kaisers kennen zu lernen, und das scheint die Aufgabe gewesen zu sein, die auf Hehns Teil fiel. Er hat hauptsächlich auf Grund der Jahresberichte gearbeitet, die dem Kaiser teils vom Kanzler Nesselrode, teils von Baron Brunnow vorgelegt wurden und schon im März 1857 ein für den Kaiser Alexander II. bestimmtes Memoire ausgearbeitet, das unter dem Titel „Ein Blick auf die auswärtige Politik des Kaisers Nikolaus I.“ noch heute von Wert ist. Selbstverständlich ist diese Denkschrift mit all der Vorsicht geschrieben, welche ihre Bestimmung verlangte, aber sie ist dabei von großer Feinheit und für den Kenner Hehnscher Ironie von nicht mißzuverstehender Deutlichkeit [3]). Die historische wie die politische Ader Hehns fanden hier Gelegenheit, sich geltend zu machen. Uebrigens hat Hehn in seinen ersten Petersburger Jahren auch politische Journalistik getrieben und für ein ausländisches Blatt, welches konnte nicht festgestellt werden, korrespondiert. Nur zwei dieser Korrespondenzen sind noch im Konzept erhalten. Die erste vom 4./16. April 1856 mag als besonders charakteristisch hier folgen:

„Der Friede ist geschlossen und wird, wenn Ihnen diese Zeilen zukommen, wohl auch schon ratifiziert und verkündigt sein. Hier ist das Ereignis fast lautlos vorübergegangen; man wendet das Antlitz weg von seiner häßlichen Gestalt und lieber einer nahen Zukunft zu, in der gegründet, belebt, gereinigt, geschaffen werden soll. Das Volk in seiner großen Masse hat

---

[1]) Vergl. die Einleitung zu den Mores Ruthenorum.

[2]) l. c. pag. 6—12.

[3]) Siehe Anhang I.

einen nur ganz unbestimmten Begriff von den eigentlichen Friedensbedingungen, die niemals in russischer Sprache gedruckt worden sind: die euphemistischen Allgemeinheiten, unter denen sie ihm angedeutet wurden, haben keinen allzu bösen Eindruck hinterlassen, und so umhüllt ein wohlthätiges Dunkel den Uebergang in eine neue Epoche. Zu dieser bereitet sich alles vor, wenigstens in Absichten, Plänen und — Träumen. Im Vordergrunde steht eine nahe intime Allianz mit Frankreich. Keine Idee ist in den hiesigen Salons jetzt populärer und wird mit mehr Wärme, ja Enthusiasmus ergriffen und festgehalten. Die Sprache des „Nord“ ist in dieser Hinsicht deutlich: er huldigt in immer wiederholten Wendungen dem Kaiser der Franzosen, den er als den großmütigen und über unwürdigen Haß und Eigennutz erhabenen Friedensstifter preist.

Die Berichte aus der Krim bemühen sich, die freundliche Gesinnung, die Sympathie beider Heere und Nationen gegeneinander ins Licht zu stellen: von den Engländern ist mit keiner Silbe die Rede. Nur von dem Kaiser Napoleon wird es abhängen, ob er diese dargebotene Hand ergreifen und die wiederhergestellte friedliche Beziehung in eine warme Freundschaft, ein enges Bündnis für gleichen Ruhm und gleiche Zwecke verwandeln will. Rußlands und Frankreichs Interessen sind an keinem Punkte im Widerstreit, vielmehr überall wesentlich dieselben; die Allianz beider Nationen würde eine große, imponierende, gebieterische in Europa sein. Daß die Stimmung gegen Oesterreich eine bittere, gegen Preußen eine mehr als kühle ist, kann nicht überraschen: von einer aufrichtigen, herzlichen Versöhnung kann auf lange keine Rede sein. Die nationalen Charakterzüge der Engländer widersprechen denen der Russen zu sehr, um, wenn auch sonst keine Gründe des Hasses existierten, ein vertrautes politisches Verhältnis zu erlauben. Um so verwandter denkt man sich das französische Blut, die französische Sitte, jenen liebenswürdigen harmlosen Leichtsinn, jenes rege Ehrgefühl, den Witz und die Feinheit, den Geist der Geselligkeit. Doch kann tiefer Blickenden der in Aussicht stehende nahe Verkehr auch wohl Besorgnis erregen; denn wie werden französische Ideen

zu den Grundlagen des hiesigen Staates und Lebens stimmen, welchen Einfluß wird ein durch alle Stufen der Skepsis, des Individualismus gegangenes und von aller Tradition abgelöstes Volk auf die altpatriarchalischen, primitiven, auf Gehorsam und Gebrauch und Glauben gegründeten Sitten und Begriffe üben? Würde nicht eine trübe Gärung folgen müssen, die, weil nicht in naturgemäßer Weise erfolgt, auch nichts Gesundes hervorbringen könnte? Was aber auch komme, die Reformlust regt sich in Rußland jetzt nach allen Seiten, und die Phantasie eilt oft der Wirklichkeit allzusehr voraus. Was man wünscht und erwartet, wird von dem Gerücht als vollendet antizipiert. Im Hintergrund der Zukunft schwebt die Emanzipation der Leibeigenen, an einem neuen milden Censurreglement wird gearbeitet, die Beschränkung der Studenten an den Universitäten auf eine bestimmte Zahl ist aufgehoben, ebenso die des Reisens vor einem bestimmten Alter, die klassischen Studien auf den Gymnasien sollen aus dem tiefen Verfall gehoben, namentlich ein wenig Griechisch wieder eingeführt werden u. s. w. Die gewissesten Früchte verspricht man sich von den in Aussicht stehenden großen Eisenbahnbauten. Es ist in Rußland eine ganz allgemeine Meinung, daß, wenn die große Bahn von Moskau an das Schwarze Meer schon bestanden hätte, eine Landung in der Krim oder an einem andern Punkte unmöglich gewesen wäre und folglich der Krieg einen andern Ausgang genommen hätte. Die Schuld, daß für solche Schienenwege noch nichts geschehen, maß man dem Minister Grafen Kleinmichel bei, dem in Rußland verhaßtesten Mann, der aus Eigennutz oder Unwissenheit alle solche Unternehmungen vereitelt haben sollte. Wir sind überzeugt, daß dem nun gestürzten ehemaligen Günstling damit unrecht geschieht: er war ein treuer Diener, der rasch und rücksichtslos ausführte, was ihm als Wunsch oder Befehl vorlag. Die politisch wenig entwickelte Masse aber liebt es, Mängel, die ihr zum Bewußtsein kommen, als Schuld dieses oder jenes Individuums anzusehen. Außer den Bahnen und Seitenbahnen, die zum Schwarzen Meere führen, ist ein zweites Lieblingskind der Patrioten die projektierte Bahn von Riga über

Dünaburg in das Gouvernement Kursk, d. h. in das Herz der Getreideproduktion. Das mittlere Rußland bildet bekanntlich einen Gürtel der fettesten schwarzen Dammerde, der von den Karpathen zum Ural streicht und ohne Kultur und Mühe einen Ueberfluß an Cerealien erzeugt. Dieser Reichtum konnte wegen Mangels an Verbindung bisher in keiner Weise verwertet werden, während die anstoßenden westlichen Gouvernements, reich an Wald, aber mit magerem Boden, dem Hunger ausgesetzt waren und in Jahren der Teuerung Europa sich aus dem fernen Amerika versorgte. Hier nun soll eine Eisenbahn alles beleben. Weniger industrielle als politisch-militärische Zwecke hatte die Bahn von Petersburg nach Warschau, die schon unter der vorigen Regierung begonnen, wegen des Krieges ins Stocken geraten, jetzt wieder aufgenommen wird: sie konzentriert die Macht des Reichs nach Westen hin. Wie zu Lande auf Eisenbahnen ergehen sich Hoffnung und Glaube auch zur See auf mannigfachen Wegen.

Seltsam und erfreulich, daß in demjenigen Ministerium, dessen Mut am ehesten gebrochen sein konnte, daß im Seewesen, das man zukunfts- und hoffnungslos nennen konnte, am meisten ein reger Eifer für Verbesserungen und Unternehmungen, eine jugendliche Thatenlust herrscht. Gerade die Seemacht ist von dem Kriege am schwersten getroffen worden: der bessere Teil derselben ist dahin, denn auf die Flotte des Schwarzen Meeres konnte Rußland in jeder Hinsicht stolz sein. Sie war unabhängig von dem ertötenden Einfluß der Schablone und des disziplinischen Mechanismus; ein frisches Selbstgefühl, ein kräftiger Seemannsgeist belebte die Mannschaft; ihr vorzüglich, um nicht zu sagen ihr allein, gebührt Ruhm und Verdienst der tapferen Verteidigung Sebastopols. Da dieser rechte Arm zerschmettert ist, muß Rußland mit dem linken, wir meinen die Ostseeflotte, um so rüstiger zu schaffen suchen. Hier wird gewiß alles aufgeboten werden, Mißbräuche zu entfernen, Leben zu wecken, überhaupt extensiv und intensiv Rußlands Streitkräfte zur See achtunggebietend zu machen. Eine Eskadre von Schraubenkorvetten, auf der Newa gebaut, soll im Lauf des Sommers

nach der Amurmündung abgehen. Ein russischer Lloyd, an dessen Gründung der Großfürst Konstantin selbst mit einem bedeutenden Teil seines Vermögens Anteil hat, wird seine zahlreichen Dampfer nach allen Seiten hin ausschicken. Von der richtigen Einsicht geleitet, daß in der Erziehung die Wurzel aller Gebrechen sowohl als der Keim zu einer Regeneration liegt, würdigt der Großfürst gerade den Marine-Unterrichts- und Erziehungsanstalten die gespannteste Aufmerksamkeit. Das Journal des Ministeriums gilt für eines der besten; in allen Wendungen desselben fühlt man den frischen Geist, der an den offiziellen Berichten, den trügerischen Registern und Rechnungen, der Form der Bureaukratie kein Genügen findet.

Moskau, die Mutter des heiligen Rußlands, die den nach Norden ziehenden Trümmern der südlichen Flottenmannschaft und dem ebendaher kommenden General Chruloff so begeisterte patriotische Feste gegeben hat, wird nun bald ein glänzendes, feierliches Schauspiel erleben — das der Krönung an den alten, durch lange Tradition geheiligten, mit Schmuck und Pracht verzierten Stätten. Die Heraldiker, die Ceremonienmeister, die Archäologen haben den Kopf voll. Die Staatswürdenträger, die höchsten Familien, die sonst wohl den freien Verkehr zu einer Reise nach Deutschland benutzen würden, werden durch die Pflicht der Anwesenheit und eigenes Gefühl zurückgehalten. Zu einem kürzeren Ausflug ist indes noch Zeit. Aus der Hauptstadt werden der Reisenden dies Jahr so viele sein, daß die Dampfschiffe dem Bedarf vielleicht nicht genügen werden. Das russische Volk in seiner Masse, die Bevölkerung im Innern des Reichs reist nicht, hat von fremden Ländern keinen Begriff und trägt kein Verlangen nach ihnen: wie würde es z. B. dem russischen Kaufmann sein, wenn er seine Sprache nicht mehr hörte, seine Speisen nicht fände, seine Fasten nicht hätte und religiöse Gebräuche nicht üben könnte? Die Vornehmen aber in einer der Hauptstädte treibt es über die Grenze: nicht bloß aus Langeweile, sondern weil jenseits alles milder und mannigfacher ist, Klima, Lebensart, Meinungen. Die deutschen Bäder, besonders aber Paris, können sich diesmal auf zahlreiche Zu-

strömung aus dem europäischen Osten gefaßt machen. Ist diese Invasion nicht schöner als jene, durch welche Weinberge, Kirchen und Docks zerstört werden?

Seine Majestät der Kaiser ist in der vorigen Woche in Moskau gewesen, wo das Gardegrenadierregiment sein hundertjähriges Jubiläum feierte. In der kurzen, aber sinnreichen Ansprache des Metropoliten an Seine Majestät heißt es z. B., die Feinde haben Rußland nicht besiegt, du aber hast die Feindschaft besiegt."

Der scharfe Blick für politische Verhältnisse, der uns aus dieser Korrespondenz entgegentritt und der sich zunächst an der Beobachtung der russischen Welt, die ihn umgab, weiter ausbildete, gehört zur Charakteristik der Persönlichkeit Hehns. Die ungeheure Gärung, die sich Rußlands seit dem Zusammenbruch des nikolaitischen Systems bemächtigt hatte, bot einen Stoff zu Beobachtungen, der ihn täglich zu Aufzeichnungen reizte, wie sie z. B. in dem Tagebuch über die Mores Ruthenorum ihren Ausdruck gefunden haben. Es ist keineswegs, wie man wohl gemeint hat, Gehässigkeit, die aus ihnen spricht. Die einzelnen Menschen, von denen die Rede ist, waren ihm gleichgültig, das russische Volk als solches nicht unsympathisch und als lebendiger Hüter uralter Kulturzustände in hohem Grade interessant, ja in gewissem Sinne ehrwürdig. Was er geißelte, waren die Früchte der Scheinkultur, die vorzeitige und oberflächliche Uebertragung der Errungenschaften einer anders gearteten und auf andrer geistiger Grundlage erwachsenen Gesittung, wie sie das Abendland gezeitigt hatte, auf die halbbarbarische russische Welt. Es war vor allem auch die Unduldsamkeit, mit der das kaum emanzipierte russische Volkstum allen andern Nationen zumal aber der deutschen Volkstümlichkeit gegenüber, auftrat, der sich hervordrängende slavophile Gedanke, dessen unreife Aufdringlichkeit von ihm mit wahrhaft unerschöpflicher Ironie gegeißelt wird. Diese Uebertreibung der Nationalitätsidee hat ihm die einseitige Betonung des nationalen Gedankens und der nationalen Politik überhaupt verhaßt gemacht. Unter Hehns Papieren findet sich ein nicht sehr umfangreiches Konvolut, dem er die Ueberschrift

gegeben hat: „Material zu einem Aufsatz über Nationalität und Staat, Centralisation und Lokalismus, über das Rassenprinzip“. Die Sammlung beginnt Ende der fünfziger Jahre und ist bis 1870 fortgeführt worden. Es scheint, daß die Ereignisse des deutsch-französischen Krieges und die große Figur Bismarcks eine Wandlung in seinen Anschauungen herbeiführten. Aber als Entwickelungsstadium seiner politischen Ideen sind jene Blätter noch heute von Interesse. Das Wesentliche ist von Hehn in Form von Thesen zusammengefaßt worden.

Er schreibt: „Nationalität ist Naturform, d. h. überall, wo ein Mensch zum Bewußtsein erwacht, findet er sich in ihr, mit ihr behaftet; das Gepräge derselben ist gegeben, nicht ein Werk des Willens. Man entflieht ihr nicht, so wenig, als man sie schafft. Sie erzeugt sich von selbst und mit Notwendigkeit, als Erscheinungsform des Menschen überhaupt. Sie ist Naturform, wie Kindesliebe, Wechsel der Altersstufen, Zug der Geschlechter zu einander u. s. w.

Es ist darum sonderbar, nationale Beschränkung als Theorie zu predigen, als Lehrsatz, als höchstes Moralprinzip einzuschärfen. Nur in kranken, von der Reflexion unterhöhlten Zeiten, oder in Zeiten, wo über die Nationalität hinaus ein Bewußtsein, der Gesamtidee des Geschlechts sich regt, oder bei Völkern die sich aufzulösen im Begriff sind, werden eigene Schriften und Stichwörter die Pflicht der Nationalität predigen.

In Zeiten nationaler Blüte wird dies ein unbefangenes Gefühl sein, das zwar der Vater dem Knaben weitergibt, aber absichtslos, weil er selbst eben ganz in diesem Gefühl befangen ist. Wir wissen und sagen alle, daß die Europäer und ihre Bildung den gelben und schwarzen Menschen überlegen sind, aber wem wird es einfallen, die Gemüter für die Predigt zu entzücken: Seid vor allem Europäer, vergeßt nicht, daß ihr Europäer seid. Wo dies schon gelehrt werden muß, da ist der Anspruch schon ein falscher. Oder vielmehr, daß es gelehrt wird, ist Unnatur. Theorie und Reflexion arbeiten vielmehr von der Naturbestimmtheit weg: diese kann niemals Werk des Entschlusses, der freien Schöpfung sein. Sie ist entweder da

oder ist, wenn sie fort ist, nicht zu haschen und ganz wie die Unschuld.

Nationalität ist Organ der sich bewegenden Menschheit. Aber Nationalität ist ein absoluter Zweck, ihre Erhaltung in den Augen des Weisen nur so lange wichtig, als sie der Entwickelung der Menschheit dient.

Manches Volk aber widerspricht dem höchsten Zweck, ist ein völlig mißlungener Versuch der Gattungsidee: solche müssen sterben, untergehen. Andre, da sie nicht ohne humane Anlagen sind, doch in diesem Zeitpunkte ein Hindernis auf dem Wege — sie müssen beseitigt werden.

Nicht alle Nationalitäten haben gleichen Wert. Die griechische z. B. näherte sich im Altertum zumeist der Idee der Menschheit, so daß, was der griechischen Nation förderlich war, z. B. ein Sieg über Feinde, auch allen Zeitaltern, der ganzen Geschichte, der Moral, der Sitte, der Wissenschaft, der Freiheit überhaupt zu gute kam. Wenn man mir also von der Pflicht nationalen Eigennutzes, der Notwendigkeit nationaler Vorurteile redet, so sage ich: gut, aber unter der Bedingung, daß eure Nationalität was wert sei, daß die großen Interessen der Humanität in euch nicht gehemmt, sondern gefördert werden.

Wollt ihr wahrhafte Patrioten sein, so schwärmt nicht für eure Besonderheit, abgesehen von deren Gehalt, so haltet nicht eigensinnig an jeder individuellen Abweichung und Seltsamkeit eures Volkes fest, sondern strebt zu entwickeln, was an rein humanen Anlagen in ihm ist, strebt, daß es helfend beitrage zum Siege des Lichts, der Freiheit, der Wissenschaft, der Technik u. s. w. Dann könnt ihr mit Stolz auf euer Volk blicken — dann seid ihr wahre Patrioten und nicht Narren.

Sprecht überhaupt nicht von der Nationalität, sondern von der Sache, der eure Nation dient: sucht diese zu rechtfertigen als allgemeine Angelegenheit aller. Der Grieche bei Marathon oder der Franzose bei den Revolutionskriegen konnte sagen: ich bin Grieche, ich bin Franzose und will nichts weiter sein, denn er war Beauftragter aller Menschen, die da kommen werden. Und wenn von der Kunst die Rede ist, kann der

Italiener sagen: ich bin ein Landsmann Rafaels und Dantes, oder der Deutsche wenn von Erfindungen gesprochen wird, in Guttenbergs Adern floß deutsches Blut. Aber daß ein Russe seine falsche Zeitrechnung, die um zwölf Tage zurück ist um das Gewisseste, was es gibt, die allgemeine menschliche Logik des Himmels und die Arithmetik des Verstandes in Unsinn und Irrtum verkehrt, daß er diese festhält, als nationales Unterscheidungszeichen benutzt und eigensinnig bewahrt — das ist eine Vaterlandsliebe, die einerlei ist mit Narrheit. Daß er seine Lettern dem allgemeinen europäischen Alphabet gegenüber nicht aufgeben will und über Verrat schreit, wenn einer dies vorschlägt, ist gleichfalls nicht nationale Tugend, sondern nationaler Unsinn.

Im allgemeinen darf man behaupten, daß jedes nationale Streben vom Uebel ist und das böse Prinzip in der Geschichte in sich trägt. Die Völkerscheidung ist von Natur schon fest genug gemacht: den Menschen allgemein zu machen ist Bewegung des Geistes. Was nationale Schranken niederwirft, ist Fortschritt, ist human; was sie befestigt, ist barbarisch.

Dem Satz, die Geschichte operiert durch Nationen — kann man den andern gegenüberstellen: die Geschichte in ihrem Fortgang von der Barbarei zur Kultur geht nur über Trümmer der Völkerschranken. Darum empören mich die Prätensionen einer Schule, die das, was böse und dunkel ist, die Gefangenschaft, den Wahnwitz, die Parole des Widersachers auf ihre Fahne schreibt.

Ja, die Griechen und Römer waren vor allem Bürger ihrer Stadt und ihres Staates — aber ihnen gegenüber lag die Welt der Barbarei: in den Kämpfen konnten sie momentan das Naturgefühl, das Stammbewußtsein, die blinde nationale Gewohnheit als Bundesgenossen brauchen und ihren freien Kampf durch diese Naturkraft stärken. Aber diese natürliche, aus dem unmittelbaren Volksgefühl stammende Kraft, wenn sie uns in den Beduinen und Kabylen gegen die Franzosen, in den Tscherkessen gegen die Russen vor die Augen tritt, hat kein Recht auf unser Mitleid, unsre Teilnahme. Und wenn sie siegten, würde die Stammfeindschaft nicht unter ihnen selbst blutig ausbrechen

und unter den Stämmen der Hader der Familien? Denn in der Natur geht die Ausschließung bis aufs Individuum, es ergibt sich ein Kampf aller gegen alle.

Ihr predigt, Apostel des nationalen Fanatismus, vor allem an eurem Volk zu halten: dieselbe Pflicht müßt ihr dem Nachbarvolk zugestehen — was folgt also? Ein allgemeines blindes Gemetzel, Wahn gegen Wahn in Waffen, ein Chaos von Vorurteilen, die tief im Blut sitzen. Die Welt wird zum Tollhaus.

Wie schön und wahr sagt Themistokles, das Liebenswerte sei nicht die Scholle des Landes, sondern seine trefflichen Einrichtungen.

Auch Goethe gesteht (in seiner Rezension des Sonnenfels), eine Erziehung zum krassen Patriotismus der Römer liege nur im Interesse gefahrvoller Zeiten und könnte, zum absoluten Gesetz erhoben, den Ruin aller Civilisation herbeiführen."

Man würde diese Thesen falsch verstehen, wenn man in ihnen eine akademische Meinungsäußerung Hehns erblicken wollte, und auch das wäre falsch anzunehmen, daß wir in ihnen das letzte Wort seiner Beurteilung der Nationalitätsfrage vor uns haben. Die Thesen sind entstanden im Gegensatz zu der seit dem polnischen Aufstande von 1863 immer mehr sich vordrängenden slavophilen Tendenz der Gebildeten in Rußland und zu der beginnenden Russifikationspolitik der Regierung in ihren westlichen Grenzmarken. Hehn suchte in seiner Weise nach dem allgemeinen humanen Gesichtspunkt, von dem aus dieses Treiben sich verurteilte. Der Slavismus wurde seit 1863, resp. 1864 Mode in Rußland, und Hehn erkannte sofort die kulturfeindliche Richtung dieser Ideen. Mit großer Aufmerksamkeit verfolgte er die Symptome der steigenden Erregung, und ihn widerte bei dem Treiben die innere Hohlheit und Unwahrheit desselben an. So z. B., als im Mai 1864 der Slavenkongreß in Petersburg zusammentrat und sich sehr bald herausstellte, daß die Russen die künftige Einigung des Slaventums nicht als eine Föderation, sondern als ein völliges Aufgehen in das Russentum betrachtet wissen wollten, eine Auffassung, die freilich mit den Wünschen der von Rieger geführten Tschechen nur schlecht stimmen wollte. Hehn hat über diesen Kongreß ein besonderes Tagebuch geführt

und schildert den Verlauf fast von Stunde zu Stunde. Verarbeitet hat er seine Notizen nicht, sie bestätigen uns aber, wie sorgfältig er sammelte, bevor sich ihm ein Urteil als sicher gestaltete. Dann freilich hielt er auch daran fest. Die Petersburger Zeit ist es denn auch gewesen, in der sich sein Urteil über die Russen endgültig gestaltet hat, und so hart mitunter seine Formulierung klingt, im wesentlichen hat Hehn mit seinem Verdikt ohne Zweifel recht. Er hat es hundertfältig in einem Tagebuch formuliert, für welches er unter dem Titel „de moribus Ruthenorum“ sammelte, ganz wie er später eine Sammlung de moribus Judaeorum anlegte und wie er Gedanken und Thatsachen zur Charakteristik des englischen, italienischen, deutschen Volkscharakters zusammentrug. Man könnte als Grundton seiner russischen Sammlung die folgenden kurzen Sätze aufführen: „Rußland ist ein Land des ewigen Wechsels und völlig unkonservativ und ein Land — ultrakonservativen Herkommens, in dem die Urzeit lebendig ist und das von den Sitten und Vorstellungen nicht läßt, man mag sich stellen, wie man wolle. Die moderne Kultur ist hier Firnis, wogt auf und ab, bringt nur ekelhafte Erscheinungen hervor; was die uralte Tradition an Gütern, Gebräuchen, Werkzeugen u. s. w. überliefert hat, ist solid, vernünftig, klug erdacht und geschickt benützt.“

Und an andrer Stelle:

„Sie sind kein jugendliches Volk, sondern ein seniles — wie die Chinesen. Alle ihre Fehler sind keine jugendliche Roheit, sondern gehen aus asthenischer Entnervung hervor. Sie sind sehr alt, uralt und haben das Aelteste konservativ bewahrt und geben es nicht auf. An ihrer Sprache, ihrer Familienverfassung, ihrer Religion, ihren Sitten, ihrem Aberglauben, ihrem Erbrecht u. s. w. läßt sich das früheste Altertum studieren. Sie sind gewissenlos, ehrlos, schuftig, leichtsinnig, inkonsequent, ohne Gefühl und Selbstthätigkeit, aber nur in den aufgezwungenen modernen Kulturformen, die entwickelte, selbständige Subjektivität verlangen; sie sind unveränderlich sittlich, felsenfest, zuverlässig, wo es sich um die ihnen eigene, altasiatische, primitive Gestalt des Lebens handelt. Sie

sind ein stationäres Volk. Ein solches behandelt nach Goethes tiefer Beobachtung auch die Technik mit Religion. Und in den altrussischen Zweigen der Technik handeln sie solid in allem, wo die kernhafte, auf sich beruhende Individualität nicht erfordert wird, sondern die gemeinsame Fabrikation nach ererbten, jedem eingeschriebenen Regeln; dann arbeiten sie wie die Biber, Ameisen, Bienen. Alle europäische Industrie in Rußland ist zum Lachen erbärmlich; alles nur zum Schein, auf den Moment berechnet, zerbrechlich, übertüncht, immer nach den neuesten, höchsten Mustern kindischer Weise und höchst unvollkommen, roh, geschmacklos nachgeahmt."

Die höchst fruchtbaren Gedanken, die in diesen Sätzen niedergelegt sind, hat Hehn zum Teil in seinen kulturgeschichtlichen Studien selbst der Lösung näher gebracht. Aber immer nur beiläufig, wo es zur Klärung einer andern Frage unerläßlich war. Und doch hätte eine Darstellung des russischen Altertums gerade aus seiner Feder von höchster wissenschaftlicher Bedeutung werden können. Daß er sich mit diesem oder doch einem ähnlichen Plan getragen hat, zeigen die erhaltenen Studien über das Lied vom Herreszuge Igors, die jedoch zu fragmentarisch und zu speziell linguistischen Charakters sind, um hier in ihrem Zusammenhange dargelegt zu werden. Aber sie beweisen, wie tief Hehn griff, um dem slavischen Wesen ein volles Verständnis abzugewinnen, und wie wenig wir in Aeußerungen, wie es die obigen sind, bloße Einfälle oder den Ausdruck einer nationalen Antipathie zu suchen berechtigt sind.

Auch die von Hehn der baltischen Monatsschrift, einem in Riga erscheinenden Journal, dessen Redaktion Berkholz übernommen hatte, zugesandten „Petersburger Korrespondenzen" geben den Beweis, daß er mit seinen Urteilen über russisches Wesen aus dem Vollen schöpfte. Für die Periode der Reformen Alexanders II. gibt es in populärer Form schwerlich etwas Lehrreicheres, als jene eleganten, in stilistischer Vollendung durcharbeiteten Situationsbilder des russischen Lebens und der neuen Entwickelung, die der Staat zu nehmen begonnen hatte, und auf deren Bahn die Nation nun im Sturmschritt vordrang, als

gelte es, die Versäumnis von Jahrhunderten in einem Anlauf nachzuholen. Nur muß allerdings stets in Betracht gezogen werden, daß Hehn für Rußland und unter dem Zwang der russischen Censur schrieb, die — wenn auch eine liberalere Haltung ihr vorgeschrieben war — dennoch jedes mißgünstige Urteil über Rußland niederzuhalten verpflichtet war. Die Aufzeichnungen „de moribus Ruthenorum“ bilden daher eine notwendige Ergänzung zu den „Petersburger Korrespondenzen“ und es würde sich empfehlen, wenn einmal eine zweite Auflage notwendig werden sollte, sie zu einem Buch zusammenzufassen.

In die ersten Jahre von Hehns Aufenthalt in Petersburg fallen noch einige kleinere Arbeiten. Ein Aufsatz über Johann Reinhold Patkul, der meines Wissens nie veröffentlicht worden ist und der heute wohl nur noch als litterarisches, nicht als historisches Denkmal Beachtung verdient. Dann hielt er am 26. März 1857 jenen bereits erwähnten Vortrag über gotische Sprache, ein wahres Meisterstück populär-wissenschaftlicher Darstellung, am 24. März 1859 einen gleich abgerundeten Vortrag über Homer. Es wird genügen, hier Hehns Stellung in dem entscheidenden Punkte zur Geltung zu bringen. „Die homerische Frage“, schreibt er, „ist keine unwichtige, weil hier auf kleinem Gebiet und in bestimmtem Falle zur Anschauung kommt, was auch im großen der Einsicht so vieler sich noch verschließt. Wer nicht faßt, daß das Epos — wie J. Grimm es ausdrückt — sich selbst dichte, der wird auch in der Betrachtung des Universums nicht auskommen können ohne einen außerweltlichen Verstand — der Schluß aus der Vortrefflichkeit der homerischen Gedichte auf einen individuellen Künstler Homer gleicht ja ganz dem physiko-theologischen Beweise —, dem wird auch organisches Leben und die ganze Natur als solche ewig ein Rätsel bleiben, denn im Begriffe einer Natur liegt es, daß sie nicht geschaffen sei, sondern aus sich, durch immanente Zweckthätigkeit, werde und wachse.

Urzeiten sind objektiver Geist, Substanz, die sich noch nicht oder unvollkommen subjektiviert hat. Mit andern Worten: in primitiven Epochen, wie die homerische, gibt es noch keine wahrhaften Individuen, keine in sich reflektierten Subjekte. Die

gleiche Sitte bindet alle, in allem waltet unmittelbar und als allgemeine Macht der gleiche Bildungs- und Bautrieb. So wurde die Sprache geschaffen, die Religion, große Bauwerke, Recht und Gesetz als Lebensgewohnheit, organisch, durch unbewußte, eingehüllte Vernunft. Man muß sich das Verhältnis der einzelnen zu dem Gesamtwerke analog denken den geselligen Thätigkeiten der Tiere, z. B. der Bienen, wo die Individuen bewußtlos dem Zuge eines Zweckes folgen, der hernach dem Betrachter wie das Thun einer bewußten Intelligenz erscheint. Ganz so der primitive Mensch. Jugendliche Phantasiethätigkeit eines unendlich begabten und regsamen Volkes, wie das griechische, stellte sich selbst, seine Schicksale, seine Wünsche in einer immer reicher anschwellenden Sage dar, der eine trug dies, der andre jenes dazu bei, ein dritter führte einen Zug ein, ein vierter erweiterte ihn durch einen neuen, motivierte, zog zusammen; irrte ein einzelner vom Gesamtgefühl ab, so geriet seine Vorstellung alsbald in Vergessenheit; falsche Bildungen wurden durch organische Heilkraft entfernt. So entstanden Charaktertypen mit immer festerem Umriß, Begebenheiten, die die Sage in unermüdlicher Thätigkeit, erzählend, weitertragend, im Weitertragen reinigend und ausfüllend, schuf und verknüpfte. Lokalsagen, zerstreut und widersprechend, flossen zusammen und glichen sich zu einem dritten aus; bald wird eine Begebenheit, in der sich das Nationalbewußtsein besonders wiederfindet, ein Held oder ein Heldenkreis, in welchem die Grundzüge der Volksnatur besonders deutlich reflektiert sind, zum Mittelpunkt, an welchen nun die chaotische Menge aller übrigen Sagen sich dienend anschließt. Die Sänger, die diese Sagen vortragen erfinden nichts: das Bewußtsein der Zuhörer würde sie, wenn dies möglich wäre, auf der Lüge ertappen; für die Haupteigenschaft, die den Dichter auszeichnet, gilt das Gedächtnis. Daher denn auch die verweilende Ausführlichkeit des epischen Gesanges: keine Ungeduld reißt die Hörer fort, denn sie wissen, was kommen wird; aber der Sänger verdient Lob, der den gegenwärtigen Moment zu vollster Anschaulichkeit bringt. Daher auch das Typische, das Formelhafte, die Wiederholungen, die feststehenden Epitheta

als natürliche Züge einer Gesamtdichtung: sie gleichen den Sprichwörtern der Volksphilosophie.

Es kommt allmählich eine Zeit, wo der Morgentraum weicht oder leichter wird, das Bewußtsein über das eigene Thun dämmerte auf, der einzelne Mensch sondert sich ab. Zugleich tritt die Schrift auf und bereitet eine Revolution vor, größer als die der Buchdruckerkunst oder des Dampfes. Schon ist die epische Produktion matter, es erwacht das Bedürfnis, die schon abklingenden Lieder zu sammeln und in letzter, genauester Ausgleichung miteinander in Uebereinstimmung zu bringen. Dies ist dann der mystische Moment, wo bei noch herrschender epischer Stimmung doch ein kritisch künstlerisches Geschäft möglich wird. Solche Vereiniger, Diaskeuasten, obgleich schon reflektierend, auswählend und zusammenstellend, haben doch noch so viel alten Geist und Glauben in sich, daß sie Lücken dichtend ausfüllen, im übrigen mit sicherem Instinkte das Richtige treffen. Auf einmal steht so das fertige Epos da,

frei und leicht, wie aus dem Nichts entsprungen,

zur Verwunderung der Nation selbst, die nicht begreift, wie sie selbst das hervorgebracht und nun personifizierend einen mythischen Künstler erdichtet — den Homer.“ [1])

Wir brechen hier ab, weil die Begründung der Hehnschen Theorie, wie er sie in jenem Vortrage gibt und die zugleich eine Kritik der geltenden Theorien enthält, uns in ein Detail führt, bei welchem jede Auslassung ein Unrecht an Hehn bedeuten würde. Auch hat er selbst seine Arbeit nie für abgeschlossen angesehen. Es war, wenn auch nicht ein erster, so doch ein vorläufiger Entwurf, und eine lange Reihe von Excerpten, Zusätzen und Ergänzungen bezeugt, wie lebhaft ihn bis zuletzt dieses homerische Problem beschäftigte. Aber die Grundauffassung, wie wir sie kennen gelernt haben, blieb bestehen. Dürfen wir aus dem

---

[1]) Vergl. die Einleitung zu: Ueber Goethes Hermann und Dorothea. Von Viktor Hehn. Aus dessen Nachlaß herausgegeben von Hermann Leitzmann und Theodor Schiemann. Stuttgart 1893. Cottasche Buchhandlung Nachfolger.

Erhaltenen einen Schluß auf seine letzten Absichten ziehen, so hätte der Aufsatz über Homer sich zu einem Buch über die älteste Kultur der Griechen erweitert. Die Umrisse dazu hat er selbst formuliert. Auch eine kurze Festrede Hehns in Anlaß des Schillerfestes hat sich (vom November 1859) erhalten. Er notiert an den Rand „noch sehr unreif" und knüpft an den Schluß die folgende Bemerkung: „So schrieb und dachte ich damals (daß nämlich Schiller ein Volksdichter, ein Demagog im edelsten Sinne des Wortes sei, ein zum Gewissen redender Tribun . . .). Wie steht es jetzt, nach zwanzig Jahren, 1879? Die Lektüre Schillers ist der der vergiftenden Zeitungen gewichen, die bis in die fernste Hütte dringen und meistens von Juden geschrieben werden; die Juden aber sind geschworene Feinde aller Idealität. Ob nicht auch bei der Jugend Schiller schon von Heine verdrängt ist? Je klüger ein Student sich dünkt, desto mehr lacht er über alles; er schwärmt nicht, sondern erklärt mit Schopenhauer alles für nichtig. Die reine und echte Dichtung ist nicht für die große Menge. Diese faßt und behält nur die halbe Poesie, die auf ein leeres und allgemeines Ideal gerichtete, feurige und prächtige Rhetorik. Schillers Hauptverdienst war es, daß er Goethes Humanismus unter das Volk brachte, in der Sprache und Gestalt, wie dieses ihn allein in sich aufnehmen konnte."

Neben jenen allgemeinen Betrachtungen ist dann ein schöner Aufsatz von lokal-baltischer Färbung zu erwähnen: „Karl Petersen" (Balt. Monatsschrift November 1860) und in zwei Artikeln die Besprechung des Buches über den bekannten Günstling Alexanders I., den Grafen Speranski von Modeste Korff (B. M. 1861). Die letztere Arbeit ist referierend und offenbar von Hehn auf Bitte seines Chefs (eben jenes Grafen Korff) geschrieben.

Endlich wären noch zwei pseudonyme Arbeiten zu nennen. 1865 veröffentlichte Hehn unter dem Namen Anton E. Horn in der Baltischen Monatsschrift eine Studie „zur Judenfrage", die, in striktem Gegensatz zu seinen späteren, noch zu erwähnenden Ansichten, für die Emanzipation der russischen Juden eintritt. Unter dem Namen Justus Moller folgte im Januar 1866 ein Aufsatz über den „Humanismus", für den Hehn noch lange nachher

weiter gesammelt hat und den er offenbar nur als ersten Entwurf betrachtet wissen wollte. An der Hand der spätern Kollektaneen und teilweisen Ausführungen ließe sich diese Abhandlung, die ungemein lebendig die Geistesrichtung Italiens zeichnet, denn der Titel wäre treffender, wenn es hieße „der italienische Humanismus, vom vierzehnten bis zum sechzehnten Jahrhundert", leicht im Umfang verdoppeln. Nur auf den Schlußseiten streift er in raschen Umrissen den Uebergang der „Humanistik" aus Italien nach Deutschland, England, Frankreich, um mit einem Blick in die Kultur des achtzehnten Jahrhunderts zu schließen. Das Ganze höchst reizvoll, für jene Zeit in der Auffassung durchaus neu, vielfach in den Ideen an Burkhardts Kultur der Renaissance anknüpfend. Nehmen wir noch die im Konzept nicht mehr erhaltenen Gutachten hinzu, die Hehn der Petersburger Akademie der Wissenschaften [1]) auf ihr Ersuchen über wissenschaftliche Arbeiten einreichte, die zur Prämiierung durch die Akademie vorgestellt waren, so ist dieser mehr beiläufige Teil seiner Petersburger Studien erschöpft.

Der eigentliche Kern seiner Thätigkeit in Petersburg gehört andern Arbeiten. 1864 entstand sein Buch über „Italien"; 1869 die Hauptarbeit seines Lebens, die schnell seinen Namen zu einem der leuchtendsten in der wissenschaftlichen Welt machte: „Kulturpflanzen und Haustiere in ihrem Uebergang von Asien nach Griechenland und Italien, sowie in das übrige Europa. Historisch-linguistische Skizzen"; 1873 endlich „Das Salz. Eine kulturhistorische Studie".

Wir verzichten auf eine Analyse oder auch nur auf eine Angabe des Inhalts dieser Werke Sie sind allbekannt, und immer neue Auflagen beweisen, daß auch die gegenwärtige Generation den Sinn nicht verloren hat, sich an seinem Italien oder an seinen kulturhistorisch-linguistischen Studien zu belehren. Aber wie das Buch über Italien nur die gereifte Frucht ist,

---

[1]) 1860: Lakiers Reise durch die Vereinigten Staaten, Kanada und Kuba. Pet. 1859. 1861: Chwolson über einige mittelalterliche Beschuldigungen gegen die Juden. Pet. 1861.

die er aus stets wiederholter Anschauung gewann — Hehn ist von Petersburg aus noch viermal nach Italien gezogen 1860, 1863, 1869 und 1870 — und aus einem Studium, das alle Seiten des italienischen Volkstums und des Bodens, auf dem es sich bewegte, umfaßt, so sind auch die „Kulturpflanzen und Haustiere“ nur als ein Ausschnitt zu betrachten aus einer viel weiter angelegten, umfassenderen Arbeit, die ihm als fertig vorschwebte, und die er nur deshalb nicht ausführen konnte, weil Zeit, äußere Umstände, und schließlich die Lebenskraft nicht standhielten.

Viktor Hehns eigentlicher Arbeitsplan ging dahin, eine allgemeine Kulturgeschichte Europas zu schreiben [1]). Zeigen uns die „Kulturpflanzen und Haustiere“ ein Stück des Exordiums, so gehört der Aufsatz über die Humanisten in die Mitte, und die spätern „Gedanken über Goethe“ ließen sich füglich als eine Schlußbetrachtung ansehen.

Sind nun die allgemeinen Vorstellungen Hehns über die älteste Kultur Europas aus seinen gedruckten Büchern wohlbekannt, so bieten die noch erhaltenen Kollektaneen doch nicht nur eine reiche Nachlese, sondern auch einen weitern Ausblick. Die dort niedergelegten Betrachtungen und Erwägungen zeigen uns zugleich, wie seine historischen und allgemein ethnographischen Anschauungen sich in diesen furchtbaren Petersburger Jahren entwickelten und deshalb ist es unerläßlich, ihrer auch an dieser Stelle zu gedenken. Sie tragen, wie nicht anders möglich, einen mehr aphoristischen Charakter, aber der innere Zusammenhang des Ganzen ist nicht zu verkennen.

Wir beginnen mit einigen allgemeinen Bemerkungen, die später mit Streichungen und Zusätzen von ihm im Schlußkapitel der Kulturpflanzen und Haustiere verwertet wurden: „Die in Europa einbrechenden Indogermanen waren rohe Nomaden, deren Sitten wir an den Zweigen studieren müssen, die auf der alten Stufe verblieben, z. B. den Skythen. Was Herodot und

---

[1]) Vergl. auch die Vorrede von O. Schrader zur sechsten Auflage der „Kulturpflanzen und Haustiere“. Berlin 1894. Gebrüder Bornträger. Ed. Eggers.

Hippokrates von diesen erzählen, ist ein Bild alter Zeiten für alle übrigen. Denn daß die Skythen barbarisiert worden, dafür gibt es keinen halben Grund. Dennoch waren die Indogermanen nicht reine Wilde, und mancher europäische Volksstamm erscheint noch tiefer als sie gestellt, selbst in historischen Zeiten. Sie hatten Tiere gezähmt, nicht bloß den Hund, sondern auch das Rind und das Schaf, und das will viel sagen. Sie waren kein bloßes Jagd- und Fischervolk, wie die Finnen noch zu Tacitus' Zeit und die ihnen stammverwandten Madjaren noch im Mittelalter.

Sie überschwemmten Europa, damals noch ein großes Waldland, und vertilgten blutig die vorgefundenen Einwohner. Aber sie glichen doch den Tataren nicht und noch viel weniger den Mongolen. Denn ihre Sprache war flexivisch organisiert, wie es die Sprachen der genannten Asiaten noch heute nicht sind; sie waren also schon über die primäre Stufe hinaus. Und ihr Fühlen und Denken muß es also auch gewesen sein. Sie brauchten nur den Kontakt mit vorgeschrittenen Kulturvölkern, um geweckt zu werden und diese allmählich zu überholen. Dazu dienten im Westen die Iberer und Ligurer, dann die landenden Phönizier und Karthager, dann die Griechen. Im Osten waren es Syrer, Karer, Phönizier, im Hintergrunde Aegypter und Babylonier: die Berührung mit diesen regte die Griechen an, von denen eine ununterbrochene Kette bis heute läuft."

„Es ist eine unbestreitbare, folgenschwere Thatsache, daß nicht bloß angeborene, sondern auch individuell erworbene Charaktere sich vererben, daß Schicksale und Erfahrungen früherer Generationen mit den jüngern als feste Naturanlage wiedergeboren werden. Was die Vorfahren erst gelernt hatten, oft mit Widerwillen und unter Sträuben, das erscheint in den Nachkommen als fertige Anlage, angeborener Instinkt; was dort Resultat war, ist hier Ausganspunkt. Je längere Zeit der Zug der Umstände bei den Voreltern sich aufrecht erhält, desto sicherer erscheint der letztere als Erwerb der Enkel. Psychische Regungen bewirken leibliche Veränderungen; indem die letzteren auf die Nachkommenschaft übergehen, rufen sie auch

die ersteren wieder hervor, die dann als geistige Neigungen, Richtungen und Fertigkeiten, als Naturell, Mitgift der Geburt und Rassencharakter wiedergefunden werden. Was wir Geschichte nennen, sei es Fortschritt oder Rückschritt, ist nichts als diese langsame Umwandlung der jüngeren Generationen nach den Schicksalen der älteren: oft erscheint bei Nationen eine glanzvolle Epoche, die Erfindungen, die Genies drängen sich; wir sind überrascht und sehen den Grund nicht: könnten wir die stillen Vorbereitungen in den nächst vorhergehenden Geschlechtern im einzelnen wieder aufdecken, alles Mystische, Wunderbare würde sich verlieren. Ein plötzlicher Sprung auf eine neue Lebensstufe ist daher keinem Volke möglich gewesen. Der Uebergang z. B. vom schweifenden Jagdleben zur Zähmung der Tiere und zur Weide der Herden, ebenso der von der nomadischen Freiheit zum halben und ganzen Ackerbau können wir uns nicht langsam genug denken. Rückfälle mußten in den ersten Zeiten häufig sein. Die Umstände mußten überaus günstig, die Not groß sein=, ehe der herumziehende Hirt sich entschloß, den Weidegrund aufzugeben, Körner hineinzustreuen, deren Wachstum abzuwarten und so an eine bestimmte Stelle der Welt wie ein Knecht und ein Gefangener sich zu fesseln. Fiel der Drang der Umstände weg, so wandte er sich sicher wieder wie ein Befreiter zum Wanderleben, der inneren Stimme folgend. Meistens geschah dies auch durch die Lehre oder richtiger Gewalt und Unterdrückung eines anderen, bereits auf höherer Stufe stehenden Volkes. Wird eine Rasse plötzlich durch eine Konstellation der Völkergeschichte unter eine Civilisation geworfen, für die sie durch ihre früheren Schicksale nicht befähigt ist, dann entsteht ein Chaos von Scheinkultur, Rückfällen, disparatem Treiben, barbarischem Raffinement, entnervenden Lastern, Erscheinungen von Siechtum, bis nach tausend Jahren sich alles ins Gleichgewicht gesetzt hat und jene stürmische Krisis überwunden ist. So ging es den Germanen Rom gegenüber; sie, die noch kaum die Anfänge des Ackerbaues sich angeeignet hatten, sollten in Städten wohnen und sich der Ordnung eines verfeinerten und komplizierten Rechtes unterwerfen. Hatten

sie vorher Jahrtausende Herden geweidet, so war wieder ein Jahrtausend neues Lebens nötig, die eingewurzelten Neigungen und die Körperbeschaffenheit jener ersten Periode aufzuheben und durch neue Nerven, anders gestaltete Blutkörperchen, andre Muskelfasern und Gehirnfibern zu ersetzen.

Besonders schwer muß es dem Jäger geworden sein, Nomade zu werden. War es ihm geglückt, einen wilden Stier zu erlegen, dann war tagelang ein schwelgerisches Freudenfest für ihn, diesen selben Stier zu fangen, einzuhegen, aufzusparen, an Nachfolge zu gewöhnen, das Kalb aufzuziehen, es, wenn es groß geworden, zu vermögen, sich ruhig melken zu lassen — welch schwierige Schritte und Operationen! Ein Jägervolk kann sich zur Viehzucht entschließen, wenn es von einem besiegten Nachbarvolk bereits zahmes Vieh überkommt; es läßt dann erst die Sklaven und Gefangenen die Herde besorgen, indes die Herrscher fortfahren, der Jagd obzuliegen; aber wer zähmte das Haustier zuerst? da doch alle Menschen mit der Jagd angefangen haben?" Es schließt sich hieran die Exemplifikation an Tieren, Hund, Taube, Hahn, um zu zeigen, wie die von den Voreltern im Lauf ihres Lebens empfangenen Eindrücke bei den Nachkommen zum Allgemeingefühl und zum Naturtriebe werden, ein Satz, der sich als Fundament der ethnographischen und kulturgeschichtlichen Anschauung Hehns bezeichnen läßt.

Hehns Gedanken sind nun darauf gerichtet gewesen, die allgemeine Ansicht, die sich ihm von den Kulturzuständen der Urzeit ergeben hatte und die hier als bekannt vorausgesetzt werden muß, im einzelnen historisch auszuführen und zu begründen. Als höchst bezeichnend für sein vom allgemeinen abweichendes Urteil sollen die Notizen über den Charakter der „alten Deutschen" hergesetzt werden.

Hehn geht von der Stelle bei Vellejus Paterculus 2, 118 aus: At illi (Germani), quod nisi expertus, vix credat, in summa feritate versutissimi, natumque mendacio genus — doch jene (die Cherusker), was, wer es nicht selbst erfahren hat, kaum glauben wird — bei der höchsten Wildheit durch und durch verschlagene Köpfe und ein Geschlecht wie geschaffen zum Lügen.

Dann fährt er fort: „Die Geschichte von Arminius ein Gewebe von Verrat. Er selbst, früher in römischem Kriegsdienst, in welchem er gegen die Germanen gekämpft hatte, römischer Ritter, der römischen Sprache nicht unkundig (Tac. Ann. 2, 10), das Vertrauen des Varus besitzend, noch am Tage vor dem Ueberfall zum Tische des Feldherrn zugelassen. Segestes warnte ohne Erfolg den von Hinterlist umstrickten Römer (siehe darüber Vell. Paterc. und Cassius Dio LVI. mit der Ergänzung des Zonaras). Des Segestes Tochter, Thusnelda, einem andern verlobt, wurde von Arminius geraubt. Haß zwischen Segestes und Arminius. Des Segestes Sohn Segimundus, war Priester am Altar der Ubier gewesen, hatte zur Zeit von Arminius' Aufstand seine Binden zerrissen und war zu den Seinigen geflohen. Später erhielt er von den Römern Verzeihung. Segestes, von seinen Volksgenossen bedrängt, bat die Römer um Hilfe: er ward mit einer großen Schar von Verwandten und Mannen durch Germanicus befreit (Tac. Ann. 1, 57). Auch Inguiomerus, der Oheim des Arminius, ward zum Abfall verführt (Tac. ib. 60). Arminius zeigt sich als der schlaue, Inguiomerus als der Ungestüme von mehr gallischem Charakter (Tac. ib. 68). Jener kam unversehrt davon, dieser mit schwerer Wunde (ibid.). Segimerus, des Arminius Bruder, ergab sich und ward mit seinem Sohne zu den Ubiern gebracht (cap. 71). Auch Flavus, ein andrer Bruder des Arminius, diente im römischen Heere (II, 9). Wie beide Brüder zur Besprechung zusammenkommen und der Wortwechsel beinahe zum Kampfe geführt hätte (ib. 10). Idistaviso. Beide, Arminius und Inguiomerus, entkamen aus der Niederlage. — Als wegen Mißtrauens des Tiberius der Krieg in Germanien eingestellt worden, kamen alsbald die Barbaren selbst untereinander in blutigen Zwist. Krieg zwischen Arminius und Maroboduus. Inguiomerus trat zu dem letzten über, weil er dem Jünglinge, seinem Neffen, nicht gehorchen wollte (ein uralter, echt barbarischer Zug). Auch von Maroboduus fielen suevische Stämme, die Semnonen und Langobarden, zu Arminius ab. Der Kampf blieb unentschieden. Aber der Gote Catualda gewinnt durch Bestechung die

Vornehmen in Marobodus Reich und überfällt die Königsburg. Marobodus suchte und fand Zuflucht bei den Römern: er lebte noch lange Jahre in Ravenna. Ebenso ging es Catualda: er ward von den Römern mit Hilfe der Hermunduren besiegt und wurde nach Forum Julium geschickt (II, 63). Danach strebte Arminius nach der Königsherrschaft. Er fiel durch Hinterlist seiner Verwandten, 37 Jahre alt. Noch vorher hatte der Chattenfürst Adgandestrius den Römern angeboten, ihn aus dem Wege zu räumen, wenn man ihm das nötige Gift dazu schicken wolle: der Kaiser und der Senat lehnten das Anerbieten ab, als des römischen Volkes nicht würdig (Ann. II, 88). Im Jahre 47 nach Chr. erbat sich der Stamm der Cherusker einen König von Rom, da durch innere Kriege der Adel aufgerieben und nur einer aus dem königlichen Blut übrig war, der sich in Rom aufhielt — Italicus. Von väterlicher Seite stammte er von Flavus, Arminius' Bruder, ab; seine Mutter war die Tochter des Chattenfürsten Catumerus (Tac. Ann. X, 16). Er ward verehrt, da er — — öfter Trunkenheit und Lüste, die den Barbaren willkommen sind, zu Tage kehrte (I, ib.)." In ähnlich aphoristischer Notizenform folgen dann die Geschichte des Vannius und parallele Charakterzüge aus der Geschichte der Friesen, der Ampsivarier, der Chaucer u. s. f.; das Ganze eine Vorarbeit „de moribus", wie er in gleicher Weise über Quaden, Sarmaten, Phryger, Lyder, Aegypter, und über die Semiten überhaupt sammelt. Es überwiegt bei diesen Kollektaneen bald der kulturhistorische, bald der linguistische Gesichtspunkt, häufig fällt beides zusammen. Der bei weitem größte Teil der zu den Kulturpflanzen und Haustieren gesammelten Materialien ist jedoch nicht mehr erhalten, und ebenso fehlt das meiste von dem, was er unter der Ueberschrift „Vermischtes" oder als „Material zu vorschwebenden Arbeiten" zusammengetragen hat. Meist knüpft er dabei an seine Lektüre an, etwa Wackernagel über Gewerbe, Handel und Schiffahrt der Germanen, Schnaase, Geschichte der bildenden Kunst, Heinrich Rückert, Kulturgeschichte des deutschen Volkes in der Zeit des

Uebergangs aus dem Heidentum in das Christentum, Max Müller, Vergleichende Mythologie (in den Oxford Essays), Heyse, System der Sprachwissenschaft, Vischer, Strauß als Biograph, Vischer, Ueber Materialismus, Oppert, Expédition en Mesopotamie, Kuhn und Schleicher, Beiträge, u. s. f. Alles ziemlich bunt durcheinander, aber noch nachträglich fleißig durchackert, ein Stoff, den er sich stets gegenwärtig hielt. Im ganzen überwiegt in dem Erhaltenen die linguistisch begründete Kulturgeschichte und das Mythologische. Einzelnes wurde dann später nochmals ausgeschrieben und neu formuliert, aber auch diese Arbeit geriet ins Stocken. Soviel sich sehen läßt, fällt das Erhaltene in die Jahre 1857—1862. Ich setze als Beispiel eine erst in Berlin umgeschriebene, bei aller Kürze ungemein lehrreiche Aufzeichnung über das Feuer her.

„Feuer.“ Der Namen dieses Elements ist charakteristisch für die Spaltung der Völker. Es wurde der sinnliche Ausdruck für Haus, individuellen Besitz, sich zusammenfassende, von der übrigen Welt sich abscheidende Familie, Niederlassung. Es war nicht immer leicht, es wieder zu erwecken, es durfte nicht ausgehen. Es war wunderbar und rätselhaft in seinen Wirkungen, glänzend, farbig, vielbeweglich, wohlthätig wärmend, die Nahrung erweichend, aber auch gefräßig, vernichtend; es reinigte von Schlacken, es ließ das Unzerstörbare übrig. So wurde es heilig, ein Dämon in ihm gegenwärtig, die Reinheit in konkreter Gestalt. Da es heilig war, durfte es nicht genannt werden, sein Name wurde euphemistisch umschrieben. Je nachdem nun die Feuerreligion träger oder heftiger sich weiter entwickelte, je leichter sie, wenn sie von außen kam, Aufnahme fand, je hartnäckiger andre ihr gegenüber am alten hingen — sind die Namen für das Feuer verschieden, jung oder alt, ursprünglich und ohne religiöse Scheu gegeben oder mit religiösem Schauer aus der Ferne beigelegt und irgend einer Eigenschaft entnommen. Ein eigentliches Feuervolk sind die Iranier oder eigentlich schon die Arier, als das Vedenvolk und das iranische noch eins waren; die europäischen Völker teilen sich, selbst innerhalb ihrer nach den Mundarten. Auswärtiger, von Osten kommender, das heißt

iranischer Einfluß hat gewiß auch stattgefunden. Wie viel religiöse Kämpfe bergen sich im Dunkeln der Vorwelt, deren Reste wir in einigen Wörtern der Sprache nach anstaunen und ahnend deuten.

Sskr. Agni, Gott des Feuers, lat. ignis, Mask., slav. ognĭ, Mask., lit. ugnis, Fem. (verschwunden im Preußischen, Germanischen, Keltischen, Griechischen, Iranischen).

Athar, Sskr. atharvan Feuerpriester, zend. âtar Feuer. Kann nicht Fresser bedeuten. Woher? Fremdwort? (Wurzel pû = reinigen, lat. purus, putus), gr. πῦρ, osc., umbr. pir, ahd. fiur. Plut. Quaest. Rom. 1: τὸ πῦρ καθαίβει. (Fehlt in den arischen Sprachen, im Lateinischen, Slavischen, Litauischen, Keltischen. Armen. bhour Feuer?)

Preußisch panno Feuer, panu-staclan Feuerstahl. Matth. Praetorius, Deliciae prussicae, herausgegeben von W. Pierson, Berlin 1871, 8°. p. 33: „Das Wasser ist als ein Deus masculus, das Feuer als eine foemina verehrt worden, jenes ist unter dem Namen Bangputtis, dieses unter dem Namen Ponyke angebetet worden.“ p. 34: „Jetziger Zeit halten unsre Nadrauer insgemein das Feuer für heilig, nennen es Szwenta Ponyke die heilige Herrin (Frau).“ Ibid.: „Jetziger Zeit unsere nadravische Weiber, wenn sie des Abends das Feuer verscharren, gebrauchen noch diese Worte: szwenta ponyke (ugnele) ich will dich recht schön bedecken (begraben), damit du ja nicht über mich mögest zürnen. Hiebei ist zu wissen, daß in Nadraven die Leute ein sonderliches Loch aufm Heerde halten, worin sie das Feuer einscharren, und wenn ein solch eingescharrtes Feuer ausgangen und man den folgenden Tag kein Feuer in dem Loch findet, halten sie es für ein böses Zeichen.“ (S. Pierson in der Altpr. Mon. VII, 7.)

Zu diesem panu halte ich got. fon, gen. funins, altn. funi. Also aus dem Preußischen aus religiösen Gründen entlehnt. Und zwar hieß panu, wie ich glaube, ursprünglich Herr und stammte aus dem Iranischen. Im Sanskrit ist dampati, Hausherr, ein Beiwort des Agni. Yaçna 17, 69: „Das Feuer, aller Häuser Hausherrn (âtarem nmânôpaitîm, Akkus., Justi

p. 175), den Mazda = Geschaffenen, Sohn des Ahura-Mazda, den reinen, Herrn der Reinigkeit rufen wir an." Kürzer ist die von nmâna = Haus, gebildete zend. Ableitung nmânya, Nom. nmânyô, Herr des Hauses. Dieses m konnte, wie mit iranischen Wörtern häufig geschieht, zu b und p und das Wort in solcher Gestalt zu slav. pânu, lit. ponas, preuß. panu (das Feuer als Herr, Herrin) werden. Pott E. F.[2], II, 2, p. 241 ff., woselbst auch die Formen ban, βοεάνος, župan — die ich alle für iranisch halte.

Dies also wäre meine Erklärung von fon, funi — welches Wort nur bei germanischen Stämmen vorkommt, die mit dem Osten in Verbindung standen. Eine andre Zusammenstellung ist die von Fick, Wörterbuch[2] p. 122, versuchte: fon = Sskr. pavana. Das gr. πανός muß ausgeschlossen bleiben, da es erstens Fackel bedeutet, zweitens vielleicht ein Anfangs-s verloren hat und dann dem deutschen Span gleich ist. Diefenbach, G. W., schließt seinen Artikel fon, funins mit den Worten: „am Ende wissen wir, daß wir nichts wissen."

„Ein Feuername bloß bei Skandinaven und Angelsachsen: altn.: eldr, ags äled.

Zwei keltische Namen: aid, tene. Macedonisch: ἀδή = οὐβανός. Vesta, Hestia.

Alt- und Neupersisch: bân, pân = dominus."

Sehr wesentlich erweiterte Hehn in Petersburg den Umfang seiner linguistischen Studien. Zog er die orientalischen Sprachen, zumal das Hebräische nur indirekt, d. h. durch das Medium referierender und zusammenfassender Werke heran, so dehnte sich sein sprachliches Quellenstudium auf den ganzen Kreis der indoeuropäischen Sprachen aus und auch die finnischen Sprachen wurden ihm wenigstens teilweise vertraut. Ueberall aber verband er damit ein Eingehen auf Geschichte, Kultur, Mythologie. Anspruch auf den Namen eines Naturforschers hat er nie erhoben. Er wollte sich höchstens „nicht ungeschickt als Naturforscher kostümiert" haben, eine bescheidene Formulierung der Thatsache, daß er auf diesem Gebiete nur kritisch — receptiv verfuhr. Allerdings auch da mit großem wissenschaftlichem Takt und einer umfassenden Belesenheit.

Hehn hat sich schwerlich in den Jahren, da er an seinen Kulturpflanzen und Haustieren arbeitete, irgend eine naturhistorische Spezialarbeit über einen Zweig seines Stoffes, oder irgend eine Reisebeschreibung entgehen lassen, aus welcher sich für ihn Belehrung und Förderung erwarten ließ.

Mit voller Sicherheit wird sich jedoch der Umfang seiner Studien und die Richtung seiner Arbeitspläne erst überschauen lassen, wenn die vielerwähnte Korrespondenz mit Berkholz einmal veröffentlicht sein wird. Bis dahin bildet das zufällig erhaltene Material seiner Vorarbeiten die Grenze unsres Wissens von diesen Dingen.

Ueber Hehns inneres Leben und die kleinen Ereignisse des Tages gibt die Korrespondenz mit den Brüdern Aufschluß, die wir im Anhange mitgeteilt haben. Wem diese Intima zu geringfügig sind, mag an ihnen vorübergehen. Will man den Mann ganz verstehen, so sind sie nicht unwichtig. Sie zeigen uns ein weiches, fühlsames Gemüt, das den Familienzusammenhang sorgsam aufrecht erhielt und erklären zugleich, wie er sich immer mehr mit dem Gedanken erfüllte, seinen Lebensabend frei von dem Zwange der Petersburger Amtspflichten auf deutschem Boden zu verbringen. Er wollte, wie er sich ausdrückte, sich wie der Türke auf das andre Ufer des Bosporus retten, um dort zu sterben. Bot ihm Petersburg, was er sehr hoch anschlug, die Schätze der öffentlichen Bibliothek zu unbeschränkter Benützung, so fand er, abgesehen von dem sich stetig verengenden Kreise der Freunde, von denen der eine gestorben, der andre fortgezogen war, doch nichts was ihn fesselte. Die Zeit hatte seine Abneigung gegen das russische Wesen noch gesteigert. Während ihm das Jahr 1870 das Herz für Preußen, das ihm bis dahin stets unsympathisch erschienen war, und für Kaiser und Reich erschlossen hatte, trat ihm dort seit den Tagen der deutschen Siege auf Schritt und Tritt entgegen, wie verhaßt das deutsche Wesen in Rußland war. Schon während der ersten Kriegswochen, als er in Ragaz weilte „ohne regelmäßige Nachrichten, auf die Folter der Erwartung gespannt, von abenteuerlichen Gerüchten umschwirrt, die alle zu Ungunsten der Deutschen

lauteten," war ihm dieser Zustand kaum erträglich gewesen. In Petersburg aber war die Atmosphäre der Feindseligkeit die gewöhnliche, der man sich nicht entziehen konnte. Menschen, Verhältnisse, Umgebung, die Eintönigkeit seines Berufes, das alles wurde ihm zur Last. Als er 1871 seine dreißig Dienstjahre — davon achtzehn in Petersburg — hinter sich hatte, und damit sein Anrecht auf eine Pension gesichert war, stand in ihm der Entschluß fest, nun auch wirklich seinen Abschied zu nehmen und nach Berlin überzusiedeln. Die Pension betrug 754 Rubel, sein eigenes Vermögen, das er zum größten Teil selbst erworben hatte, trug ihm 700 Thaler Renten, damit, so rechnete er, müsse er auskommen. Aber eben damals wurde eine zweite Auflage der Kulturpflanzen nötig und die ließ sich so bequem wie in Petersburg nirgends zurechtstellen. So blieb er denn noch über ein Jahr im Amt, bis er auch damit fertig war. Dann reichte er sein Abschiedsgesuch und zugleich die Bitte um Beurlaubung ins Ausland ein. Seine Gesundheit, die ja in der That stets sorgsame Rücksicht verlangte, mußte zum Vorwand dienen. Im September 1873 war alles erledigt, der Paß besorgt, das Mobiliar verkauft, die Bücher schwammen in fünf schweren Kisten auf dem „Archimedes" der neuen Heimat zu — nichts hielt ihn mehr zurück.

„Ich bin," schreibt er dem Bruder, „wie Du denken kannst, sehr zerstreut, auch traurig und, da ich die letzten Nächte nicht habe schlafen können, in ziemlich elender Verfassung. Achtzehn Jahre habe ich hier zugebracht, da kann die Gewohnheit sich wohl befestigen. Ein neuer Lebensabschnitt beginnt, der letzte Akt des Trauerspiels, wo der Held in beschleunigtem Gange zum Ende geführt wird."

Achtes Kapitel.

Berlin.

Am 8. Oktober 1873 hielt Hehn seinen Einzug in Berlin. Er mietete sich eine Wohnung in der Ziegelstraße 4 und fand die erste persönliche Anknüpfung bei einem Landsmann, dem Dr. Friedländer, praktischen Arzt und Sohn des Dorpater Professors gleichen Namens, von dem sich unter Hehns Papieren ungenützte Empfehlungsbriefe nach Deutschland vom Jahre 1838 finden. Volle fünfunddreißig Jahre lagen zwischen jenem ersten Eintritt in das gelobte Land seiner Träume und der neuen Gegenwart, aber das Alter erfüllte die Wünsche der Jugend doch nur äußerlich. Hehn hatte sich trotz aller geistigen Frische, die er mitbrachte, doch zu spät entwurzelt. Es ist ihm sehr schwer gefallen sich zurecht zu finden und namentlich hat es lange gedauert, ehe er sich einen Umgangskreis sicherte, wie er ihn brauchte, um nicht nur geistig auszugeben, sondern auch zu produktiver Arbeit angeregt und geistig gefördert zu werden. Die Stellung, die ihm seiner wissenschaftlichen Bedeutung und seiner gesellschaftlichen Bildung nach gebührte, hat er bis zuletzt nicht eingenommen. Wo sich ihm die Gelegenheit dazu bot, hielt ihn eine gewisse Scheu davon ab, auf dem freigelegten Wege weiter zu schreiten, und der Mangel an Initiative, der sich ihm im Lauf der Jahre noch steigerte, wirkte naturgemäß isolierend auf ihn zurück. Zwar an dem, was man so Umgang nennt, hat es ihm eigentlich nie gefehlt, aber gleich zu Anfang geriet er in einen Kreis, in den er nicht recht hinein gehörte. Der Dr. Friedländer war seiner politischen Richtung nach Demokrat und steigerte sich immer mehr nach dieser Seite hin. So war denn auch der Zirkel von Freunden, in den er Hehn einführte, politisch radikal gesinnt: der Redakteur der Wage, G. Weiß, Singer, der spätere sozialdemokratische Führer — über den Hehn in seinen Aufzeichnungen de moribus Judaeorum Bemerkungen eintrug, die jedenfalls beweisen, daß ihm der Mann höchst unsym-

pathisch war, Hehns Verleger Eggers, den Hehn für einen Fortschrittsmann hielt, dazu andre, deren Namen gleichgültig sind. Es war für Hehn ein Anachronismus, wenn er sich hier unter Anschauungen bewegen mußte, die vor langen Jahren die seinigen gewesen waren, und nun weit hinter ihm lagen. Aber er trug die Last, bis schließlich längere Abwesenheit und halb zufälliges, halb absichtliches Fernbleiben den Verkehr, bis auf Friedländer, der sein Hausarzt blieb, aufhören machte.

Ein andrer Kreis fand sich in der Weinstube von Huth täglich von zwölf bis drei Uhr mittags zusammen: ein paar Staatsanwälte, ein Standesbeamter, mehrere Medizinalräte, Geheimräte vom Finanzministerium, ein Direktor vom Landgericht I, ein Bureaudirektor vom Herrenhause, ein Schulrat, Marineoffiziere, Oberlehrer vom nahen askanischen Gymnasium, „zwei freie Schriftsteller" (Julian Schmidt und ich, fügt Hehn in Parenthese im Briefe hinzu, dem wir diese Daten entnehmen), ein Petersburger Freund, der Hofrat K., den Hehn als Landsmann und wegen der philosophischen Bildung des Freundes besonders schätzte, ab und zu ein andrer. Politisiert wurde auch hier, doch ohne Streit. Die meisten waren nationalliberal oder freikonservativ, während er selbst sich immer mehr zu einem unbedingten Verehrer Bismarcks ausbildete.

„Was Bismarck betrifft" — schreibt er im Jahre 1880[1]) — „so bekenne ich in meiner Einfalt, daß mitten in der demokratischen Plattheit und Seichtigkeit, von der man millionenfach in Wort und Schrift und That umwimmelt wird, dieser einzige Mann mein Trost und meine Erbauung ist. Er ist wie Gulliver unter den Liliputanern, die ja auch fleißig ihre Stecknadelpfeile abschossen, ohne ihn töten zu können. Welcher große Mann ist nicht geschmäht worden? Auch Goethe hatte seinen Pustkuchen und viel andre Verkleinerer, und ‚ich habe ihn von Anbeginn gehaßt', war der Jude Börne dreist genug zu sagen. Als derselbe Goethe im Jahre 1778 in Berlin und Potsdam gewesen war, schrieb er an Merck: ‚Ich bin dem alten Fritze

[1]) An Wichmann S. 79.

recht nahe worden; da habe ich sein Wesen gesehen und hab' über den großen Mann seine eigenen Lumpenhunde räsonnieren hören.' Vor etwa vierzig Jahren war der stumpfen Masse gegenüber jeder reichere, umfassender gebildete Geist liberal: jetzt ist jede tiefere und vornehmere Natur konservativ und überläßt den ‚Fortschritt' den Männern von der Bierbank. Doch möcht ich auch nicht auf die konservative Partei schwören: ich bin, um es kurz zu sagen, auf den Namen Bismarck getauft." Die speziellen Freunde, mit denen er in seiner Verehrung des Fürsten sich am besten zusammenfand, waren seit 1882 Moritz Busch und Lothar Bucher, nebst einigen jüngeren Freunden, die ebenfalls an einem bestimmten Wochentage bei Huth zu kleinem Zirkel sich vereinigten.

Ueberhaupt war der Verkehr Hehns meist an die Weinstube gebunden. „Abends bin ich," erzählt er einem Freunde im Januar 1881, „so weit meine Abende frei sind, regelmäßig bei Rähmel in der Markgrafenstraße; es ist eine edle Kneipe, nicht gegründet, still und gediegen, gut mit Zeitungen versehen, Wein und Preise noch aus der Zeit der Väter — da sonst auch in Berlin fast alles amerikanisch geworden ist. Leider ist dies, mein Asyl, auch schon entdeckt worden und kaum habe ich mich auf gewohntem Platz eingerichtet, um lesend und trinkend mich meines Daseins zu freuen — da findet sich einer und der andre ein, fragt: ich störe doch nicht und ich mache ein erfreutes Gesicht, balle aber in der Hosentasche die Faust. Jeden Mittwoch Abend ist akademischer Zirkel (wo ich meistens schwänze, denn erstens sind auch Professorenfrauen dabei, zweitens gehören die Anwesenden zum Teil zu den siebzig Dolmetschern, d. h. sie haben die Mommsensche ‚Erklarung' unterzeichnet), Donnerstag Abend ist Julianische Akademie, d. h. eine gesellige Vereinigung unter den Auspizien von Julian Schmidt, Grimm, Treitschke u. s. w."

Endlich gehörte Hehn noch zu der von dem Musiker Wichmann begründeten Gesellschaft der „grünen Grotte"[1]), die sich

[1]) Vergl. Briefe Viktor Hehns von 1876 bis zu seinem Tode, 23. März 1890, an seinen Freund H. Wichmann. Stuttgart 1890. Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachfolger.

jeden Sonntag von fünf bis sieben bei einem der Mitglieder zu einer Tasse Kaffee und einer Zigarre versammelte.

Männer aus allen Berufskreisen: Professor Forster, der Astronom, Hermann Grimm, Ludwig Geiger, Julius Schrader, der Geheime Oberjustizrat Stölzel und andre, auch das ein Kreis, von dem Hehn sich allmählich zu lösen wußte. Später, als ihm sein Arzt das Weintrinken beschränkte, ist er meist erst nachmittags ausgegangen und schon gegen zehn oder elf Uhr abends wieder heimgekehrt.

Am liebsten bewegte er sich wohl immer im engeren Kreise der Landsleute, und wie in den Tulaer Jahren wurde ihm auch jetzt wieder die Heimat seiner Jugend innerlich näher gerückt. Fühlte er sich vor allem als Deutscher, so legte er doch auf die spezifisch-baltische Färbung seines Deutschtums besonderen Wert.

Diese allgemeinen Umrisse gelten für die ganze, an äußeren Ereignissen arme Zeit seiner letzten siebzehn Lebensjahre. Mit dem Mai pflegte er Berlin zu verlassen, in den ersten Jahren, 1874, 1875/76, um nach Italien zu ziehen, später um ein Bad aufzusuchen, Teplitz, Ragaz, Ems, Gastein oder Baden-Baden, oder um in Clarens bei seiner Schwester, Frau von Hehn, einige Wochen zu verbringen. Am wohlsten aber war ihm im Grunde in Berlin. Er hatte 1875 eine neue Wohnung in der Linkstraße 42, wenige bescheidene Zimmer, drei Treppen hoch bezogen, auch wieder eine Wirtschafterin, Minna, angenommen, die, wie alle früheren, bald die wohlmeinende Tyrannin des alten Herrn geworden war, und den Hausstand in Ordnung und Zusammenhang hielt. „Sie ist," schreibt er einmal scherzend, „zwar harthörig, dafür hat sie aber Falkenaugen und keiner meiner Fehltritte entgeht ihr." Es ist für Hehn bezeichnend, daß er sich sogar hier einen wissenschaftlichen Forschungsstoff zu erobern wußte. Auf den letzten Blättern eines seiner Tagebücher hat er ein „Glossarium Minnense" angelegt, das die ihm auffallenden Ausdrücke seiner Minna notiert und erläutert: Grensing = Pflanze, Potentilla; Tülle = Nase, Pfeife, Schnauze an Gefäßen und Lampen; es musselt (mit weichem ss) = es regnet fein oder halb; es ist nischliches Wetter = schmutziges,

feuchtes, nebliges; Schinnen = schelfrige Blättchen der Kopfhaut; der Kranke bekobert sich, d. h. zeigt Symptome der Besserung; öte, er geht öte, ist öte gekleidet, d. h. stolz, leicht, mit Haltung, passend, glatt. Auch ein Handschuh sitzt öte. Altes schönes Wort, ahd, ôdi u. s. w.; die Zarge = Fenstereinfassung, Scheibe; Tennen, die Tennseite an einem Hause, d. h. die schmälere Seite, die Nebenseite; die Wunde schrient, d. h. sie brennt, milder als schmerzt; die Schake = Glied einer Kette u. s. w. Die Liste umfaßt vierundneunzig derartiger Ausdrücke und es war ihm immer eine Freude, wenn er eine neue Entdeckung notieren konnte.

Im ganzen gefiel ihm Berlin wohl; als er 1879 von seiner Sommerreise heimgekehrt war, schrieb er einige Monate danach einem Freunde: „Was mich betrifft, so bin ich des Reisens recht müde und war vorigen Sommer ganz froh, als ich wieder daheim war und mein Bett und meine Bücher wiederfand. Berlin ist im Sommer wirklich so schön, wie nur irgend eine Gegend in Deutschland, wenigstens der Stadtteil, in dem ich wohne. Der Tiergarten, ein weiter Park mit prächtigen Eichen und Buchen, den ich mit wenigen Schritten erreiche — sein Lieblingsspaziergang führte ihn zum Goethedenkmal von Schaper —, die Baumreihen und Pferdebahnen in allen Straßen, die grünenden und blühenden Vorgärten vor den Häusern, die Abwesenheit des Staubes und aller bösen Düfte (seit der Kanalisation), die Potsdamer Eisenbahn fast vor meiner Thür, die mich jede halbe Stunde in 25 Minuten nach Sanssouci und auf alle Zwischenstationen mit Wäldern, Seen, Villen und Wirtshäusern bringt, Musik überall, Bier und Vergnügungen die Menge — zu alldem die Hauptsache: häusliche Bequemlichkeit! Auf der Reise beschleicht mich oft Langeweile, besonders an Regentagen, und es regnet ja oft den ganzen Juli durch! Da sitzt man dann in seinem Zimmerchen im Gasthof und verzweifelt. Nach Gastein zu gehen, rate ich jedem ab, der nicht deutscher Kaiser oder wenigstens Reichskanzler ist.“

Die natürliche Folge der von Hehn eingehaltenen Lebensweise war allmählich doch eine Vereinsamung. Er hörte auf,

die „grüne Grotte“ zu besuchen, im akademischen Zirkel wurde er ein immer seltenerer Gast und auch die Donnerstagabende gab er zuletzt auf, weil ihm die Stunde der Zusammenkunft eine zu späte war. So blieben nur die regelmäßigen Abende bei Huth, die ihn mit M. Busch und Bucher zusammenführten; wer ihn sonst finden wollte, mußte ihn in seinen vier Wänden zwischen 12—2 Uhr aufsuchen, wo er dann bei einer Flasche leichten Mosel stets ein wohlaufgelegter, liebenswürdiger Wirt war. Im übrigen ging er still seiner Wege, las soviel irgend möglich war, korrespondierte, wenn es sich nicht umgehen ließ, mit seinen Freunden, Verwandten und gelehrten Fachgenossen oder solchen, die sich dafür hielten, folgte kopfschüttelnd der ihm in den Zeitungen entgegentretenden Geistesströmung und sah mit Sorge, „wie der herzlose, demokratische Amerikanismus in Berlin, ja in ganz Deutschland mit jedem Tage mehr um sich griff.“

Wer ideale Motive geltend macht, meinte er, werde ausgelacht. Und doch war diese ideale Welt trotz seines scharfen Blickes für die Realitäten die einzige, in der er wirklich heimisch war. Die ideale Wissenschaft, das ideale Deutschland und eine ideale Weltweisheit, die er nirgends praktisch verwirklicht fand; so vertiefte er sich immer mehr in die Gedankenwelt Goethes, die ihm wie in den Jahren, da er sich sein Leben aufbaute, der Leitstern seines ästhetischen, philosophischen und trotz seiner Verehrung für Bismarck auch seines politischen Denkens blieb.

Hehn war sehr bald in Berlin zur Erkenntnis gekommen, daß er so wie in Petersburg hier nicht arbeiten könne. Er war verwöhnt durch die bequeme Zugänglichkeit der Petersburger Bücherschätze und vermochte sich auf die Dauer in den Zwang nicht zu finden, den ihm die strengeren Ordnungen der königlichen Bibliothek auferlegten. Auch scheute er den weiten Gang, und am wenigsten konnte er sich dazu verstehen, Bücher nach Hause zu bringen. Nur soweit ihn die neuen Auflagen seiner „Kulturpflanzen und Haustiere“ dazu nötigten, nahm er den lästigen Zwang auf sich. Die großen Arbeitspläne, mit denen

er sich in Petersburg getragen hatte, gerieten darüber zwar nicht in Vergessenheit, aber sie wurden schweren Herzens aufgegeben. Es war ihm ein ganz besonderer Genuß, Treitschkes deutsche Geschichte zu lesen. Er freute sich an dem schönen Deutsch und las mit Spannung die Geschichte gerade der Jahre, die er selbst im Sturm und Drang seiner ersten Reise nach Deutschland durchlebt hatte. Speziell der vierte Band, der die Geschichte dieser Jahre behandelte, erschien ihm wie ein Stück des eigenen Lebens. Und noch eins zog ihn immer wieder zu diesen Bänden zurück. Es sei, meinte er, die beste Geschichte der deutschen Litteratur in ihnen enthalten, von der er wisse. Er griff wohl nach seinen Dorpater Kollegienheften, um hie und da zu vergleichen, und holte sich hier die Anregung, seine Tulaer Arbeitspläne über Goethe wieder aufzunehmen. Freilich langsam und zögernd. Bereits 1878 schreibt er einem Freunde: „Ich sammle schon wieder Papiere zu einem neuen Buch, das fertig werden muß, ehe Ihr alter Freund auf immer die Feder niederlegt und die Augen schließt."

Aber es gingen noch fünf Jahre hin, ehe er sich, diesmal auf dringenden Rat von Moritz Busch, dazu entschloß, Bruchstücke dieser Goethestudien erst in den Grenzboten, dann im Goethejahrbuche zu veröffentlichen. Zusammengefaßt und vermehrt sind sie unter dem Titel „Gedanken über Goethe" 1887 erschienen. Auch auf die Analyse dieses klassischen Werkes verzichten wir, es ruht ganz auf dem Fundament seiner früheren Goethestudien und deckt sich zum Teil wörtlich mit dem, was er 34 Jahre früher in Tula niedergeschrieben hatte.

Er hätte gern so lange gelebt, um einen zweiten Band dem ersten folgen zu lassen. Den sorgfältig ausgeführten Abschnitt über Goethes Prosa brauchte er nur abschreiben zu lassen, zu andern Kapiteln, zum Beispiel Goethe als Politiker, sowie zu einer Charakteristik der äußeren Erscheinung Goethes waren die Kollektaneen bereits zusammengetragen; wieder andre: Goethe als Naturforscher, beschäftigten ihn lebhaft. Ueber die Farbenlehre hat sich in fast mikroskopischer Schrift ein mit Bleistift geschriebenes Blatt erhalten, das wohl zu dem Schönsten gehört,

was Hehn geschrieben hat. Es wäre ein Jammer, wenn es unter den Papieren seines Nachlasses vergessen liegen bliebe.

Goethes Farbenlehre.

„Sie macht den Eindruck einer wissenschaftlichen Schrift des Altertums. Sie ist wie ein gelehrtes Werk in Athen geschrieben.

Wie in Griechenland auch die gelehrte Forschung unter dem Prinzip der Kunst, der Schönheit stand, so sieht man hier den Dichter als Naturforscher. Der Naturforscher erscheint als Naturfreund. Der ganze Mensch steht hier der Natur gegenüber: ein sinnlich-sittliches Totalbild.

Und dies ist die echte Naturerkenntnis aus folgenden Gründen:

Der Mensch ist nichts, als die zum Bewußtsein ihrer selbst sich erhebende Natur, die Sinne sind nur Qualitäten der Dinge. Das Sehen erschafft Farbe, Licht, Gestalt, das Hören erzeugt die Bewegung, das Erzittern der Gegenstände. Es wäre unmöglich, das Ding zur Vorstellung zu machen, das Sein zum Denken, die reelle Welt zur idealen, wenn nicht beide von Anfang an identisch wären. Objekt und Subjekt (das Zusammentreffen beider gehört zum Wissen) wären durch einen Abgrund getrennt, den nichts ausfüllen könnte. Aber die existierenden Dinge sind nur der Geist als Natur; er nimmt nur Naturform an, um aus dieser sich selbst zu gewinnen. Er durchläuft die wundervolle Stufenfolge der Naturreihe, um seinem letzten Ziel der Durchsichtigkeit, dem Selbstbewußtsein, sich zu nähern; im Menschen, in der Geschichte menschlicher Bildung, gelingt ihr dies immer mehr. Das Auge ist das Licht in seiner Selbsterfassung, hinter dem Sehen ist gar kein Lichtwesen mehr; das Licht, wie es uns erscheint, ist das Licht in seinem ganzen Wesen.

Gestalt, Eigenschaften, Größe, Farbe, Geschmack und Geruch der Dinge sind die Dinge. Das Ding ist nichts, als der Inbegriff dessen, was wir an ihm sehen und empfinden, begreifen und erkennen. Je mehr sich nun der Mensch in der Integrität seiner Natur hält, desto mehr spiegelt er die Natur vor ihm; je mehr er an sich künstelt, je mehr er seine Kräfte

sondert, hier steigert, dort schwächt, desto fratzenhafter erscheint ihm das Naturwesen. Er kann durch Abstraktion, durch Instrumente sich eine Seite der Natur nahe bringen, aber was er dadurch gewinnt, ist nur Tod und Täuschung; das Weben und Leben, der Geist der Natur entgeht ihm, denn die ursprüngliche Harmonie, das Gleichgewicht ist gestört. Je vollkommener die Humanität im Menschen, je voller nach allen Kräften, je energischer sein ganzes Leben ist, desto jungfräulicher und voller in aller Macht und Herrlichkeit, in aller Freiheit und flüchtigen Zartheit, geht die Natur seinen Sinnen, seiner Anschauung, seinem Denken auf. Zur Naturforschung gehört darum Phantasie, ein frischer, unbefangener Sinn, ein von der Anschauung ungesondertes Denken. Der Dichter stellt wieder her, was Analyse, Abstraktion, Systematik, Experiment, Instrument, Mathematik zerrissen haben. Goethe war einer der ersten, der das organische Leben, das Lebendige überhaupt kannte und nachempfand: die Naturforschung vor ihm war mechanisch und anschauungs- und lieblos. Die ganze Art und Weise seiner Naturstudien ist charakteristisch: sie ist durchaus lebendig und phantasievoll, sie ahnt in treuer Gefühlsverwandtschaft Absicht, Gang und Sinn der Natur, gleichsam ihre Freuden und Leiden. Siehe die Art, wie er Botanik, Geologie, Physiologie studiert, wie er Teleskop und Mikroskop verwirft, als das ursprüngliche, treue und wahre Größen- und Entfernungsverhältnis des Sichtbaren und des Sehenden zerstörend, wie ihm die Schrift fast nur eine tote, das Beste verscheuchende Mitteilung ist, wie er seine Erkenntnis auf andre zu übertragen des lebendigen Wortes bedarf, der Hände, Aug' in Auge sehen muß u. s. w.

Auch in der äußeren Form ist die Farbenlehre ein gelehrtes Werk als Kunstwerk. Man sieht den Dichter, der streng sein will, es auch wohl ist, der aber dennoch lieblich redselig, in seiner Darstellung episch anschaulich sich ergeht. Alles ist darin persönlich, die Erfahrungen sind kleine Scenen seines Lebens, er erzählt, was ihm auf Reisen, im Wagen, dieses beim Erwachen, am Abend und Morgen, im Zimmer und auf Bergen, mit Menschen und Bildern widerfahren ist.

Er erläutert gern durch Gleichnisse, gleich dem erzählenden Dichter, zeigt darin eine Gabe liebenswürdiger Ironie, viel Witz. So zum Beispiel das ergötzliche Gleichnis von der alten Burg, die noch Jungfer ist, oder das allerliebste von den katholischen Christen. Die Nummern, die Paragraphen machen den heitersten, schalkhaftesten Eindruck, wie ein Amor, der eine Allongeperücke aufgesetzt, oder ein junges Mädchen, das die Brille der Großmutter über die Nase geschoben und deren Tabaksdose in die Hand genommen.

Außer den Gleichnissen finden sich auch im einzelnen eine Menge schöner, bildlicher Ausdrücke, zum Beispiel abklingen von allmählich verschwindenden Farben, organische Kochung, höchst bearbeitete Erscheinung.

Goethe will streng sein und rügt daher alle Vergleichung mit Tönen, alle allegorische Beziehung u. s. w. Dennoch drängen sich ihm immerfort phantasievolle Vergleichungen dieser Art auf, wie schon das obige abklingen lehrt. Besonders interessant ist in dieser Hinsicht der Abschnitt: sinnlich-sittliche Wirkung der Farbe.

Reizend ist es zu sehen, wie die strenge Schlußfolge, die bündige Kürze und Trockenheit immerfort überflutet wird von dem Geschwätz des Dichters, der in lebendiger Rede seinen Zuhörern zuspricht, wiederholt, vorausnimmt, zeigt, deutet, Seitenbemerkungen nicht scheut u. s. w. Wenn er ein Experiment beschreibt, so sind wir ganz dabei, alle kleine anzuwendende Vorsicht, das dabei Erlaubte, Verbotene, die Zufälle u. s. w. sind so menschlich, so kindlich und natürlich mit in die Rede verflochten, als wenn ein redseliger Laie einem andern seiner Bildungsstufe den Vorgang mit allem Handlichen (?) beschreiben wollte, als wenn eine redselige Köchin die junge Hausfrau ein Gericht machen lehrt.

Manches an der Schrift ist dennoch wiederum mit den Schwächen des alten Goethe behaftet. Erstens ist das Ganze in vielen Teilen nur ein Rahmen, wo der Autor nur sagt, was darin abzuhandeln wäre. Wir haben mit einem Worte oft nur ein Schema. Darum erscheint vieles zerstückelt, frag-

mentarisch, hingeworfen. Dann hat auch der Stil, die Ausdrucksweise schon viel von dem pedantischen Umschweif, den die späteren Schriften alle zeigen.

Auch hier liebt er die Rede so zu wenden, daß die Wortstellung des ungeraden Satzes entsteht, d. h. daß das Verbum zuletzt steht. Man vergleiche, um den Eindruck der behaglichen Redseligkeit zu erhalten, den Satz der Einleitung: „Wir betrachten also die Farben zuerst u. s. w., wo dreimal eine Einführung desselben mit andern Worten sich findet.“ Zu den einleitenden Bemerkungen dieses Fragments wäre eine Notiz zu setzen, die sich verstreut unter andern findet und ausdrücklich bestätigt, daß Hehn uns hier seine persönliche Meinung im Goetheschen Gewande formuliert hat. „Teleologie, kurz gefaßt, löst sich das Problem so: da wir Menschen ein Produkt der wirkenden Naturkräfte sind, so muß, sobald wir zum Bewußtsein kommen, die Natur uns so erscheinen, als zielte alles in ihr darauf hin, uns so, wie wir sind, hervorzubringen, d. h. alles in der Natur ist vernünftig und zweckmäßig eingerichtet. Zweck ist nichts andres, als Verhältnis von Ursache und Wirkung im Reiche des Bewußtseins.“

So gestaltete sich ihm im letzten Grunde sein Leben zu einem Aufgehen in Goethe. Wo er die Ueberzeugungen, die sich ihm durch ein Leben fortgesetzter Geistesarbeit gebildet hatten, nicht ausdrücklich von ihm vorgedacht fand, suchte er sie im Keim zu erkennen und immer, mochte es sich um Philosophie, Moral, Politik, ästhetisches Urteil oder Naturanschauung handeln, stand ihm ein Goethesches Wort zur Seite. Auch darin dachte er Goethisch, daß ihm jedes zu laute Betonen des Nationalen, jeder Teutonismus zuwider war. Wie Goethe „Fritzisch“, empfand er „Bismarckisch“. Das spezifisch preußische Deutschtum lag ihm fern. Es imponierte ihm, aber es war ihm nicht sympathisch. „Was ist das Charakteristikum der preußischen Geschichte?“ fragt er einmal. „Die That gegenüber dem Geschwätz.“ Seine Neigung aber gehörte nicht den thatkräftigen, zugreifenden Norddeutschen, sondern den Süddeutschen, deren leichtere, liebenswürdigere Art ihn mehr an-

sprach. Auch spielten dabei wohl ethnographische Erwägungen mit. Er hielt die Mischung mit keltischem Blut für edler, als die slavisch-littauische Zuthat. Aber immer war er vor allem ein Deutscher, stolz auf den fränkischen Ursprung, den sein Geschlecht mit Goethe gemein hatte und stolz auch auf die hundert Jahre, die sein Geschlecht in der alten deutschen Kolonie an der Ostsee gesessen hatte. Wir sind alle Aristokraten, pflegte er zu sagen.

Aber noch eine Seite seiner politischen Gedankenwelt darf nicht übersehen werden.

Es wäre eine Fälschung, wollte man bei dem Versuch einer Charakteristik Viktor Hehns nicht auch auf seine Stellung zur Judenfrage eingehen. So sicher er sich mit Ekel von den Auswüchsen des heutigen Antisemitismus abgewandt hätte, so leidenschaftlich war doch der Gegensatz, in den er sich zum Judentum stellte. Ihm fiel das Problem in den Kreis seiner völkerpsychologischen Studien, und unter dem Einfluß der Eindrücke, welche ihm die siebzehn Jahre seines Berliner Aufenthaltes zutrugen, steigerte sich ihm die Abneigung gegen ein Volkstum, das seiner Ueberzeugung nach durch Anlage, Charakter und Geschichte zu allem in Widersatz stand, was ihm als Ziel und Ideal nicht nur germanischer, sondern überhaupt europäischer Gesittung vorschwebte.

„Wir sind die Unterdrückten, nicht sie. Sie zerstören systematisch den idealen Grund unsres Lebens, und wir dürfen nicht einmal murren, auch nicht halblaut uns beklagen."

Hehns Aufzeichnungen enthalten eine lange Anklageliste gegen das Judentum, das sachlich Schärfste, was wohl je über sie gesagt worden ist. Wir wollen versuchen, unter Beseitigung alles Persönlichen — denn Hehn wurde schließlich so mißtrauisch, daß er überall die Einwirkung jüdischen Blutes beargwöhnte: „Quilibet praesumitur Judaeus donec contrarium probetur!" pflegte er zu sagen — den Kern seiner Gedanken hier wiederzugeben.

„Jüdische Männer und Frauen," schreibt er, „sind im Vergleich mit Germanen geistig geweckt, gewitzigt, oft ehrgeizig

und überlegen, immer taktlos und rücksichtslos; ihr Verstand ist stets geschäftig, läßt nichts unberührt; schnabelhaft zugespitzt, sticht und zerrt er am liebsten in lebendigen Körpern."

„Judengeist die europäische Kultur zerstörend, weil seine Vergangenheit eine andre ist. Der Jude hat die harte, schwierige, in Schwankungen aller Art, in Gewinn und Verlust sich vollziehende Arbeit nicht mitgethan, die von dem alten Griechenland durch Rom und das Mittelalter bis zu der neueren Zeit geht und endlich unsre Civilisation mit all ihren Schwächen und Inkonsequenzen hervorgebracht hat. Dem Juden liegt sie als etwas Fremdes gegenüber, das er mit dem Verstande, bloß logisch beurteilt und ohne Bedauern zu Grunde gehen sieht. Alle ihre Voraussetzungen seit dreitausend Jahren, er trägt sie nicht wie wir unmittelbar im Blute, ihn verbindet kein natürliches Band mit ihren Besonderheiten und Eigenheiten; ihr Irrationales stört sein abstraktes Denken und regt nur seinen Witz an. So wird der Jude nie an unserm Staats- und sozialen Leben, an unsrer Dichtung u. s. w. aufrichtig und wohlthätig teilnehmen: wo er eingreift, zersetzt er. Ihm fehlen die Ahnen, deren Produkt wir übrigen schon sind; ihm fehlt die Antike, das Christentum, das Mittelalter, der ganze Kulturgang Neu-Europas und das in uns übrigen nachwirkende dunkle Gefühl dieser langen Geschichte. Es ist nur dasselbe, wenn man dem Juden die Anhänglichkeit an das Vaterland, überhaupt an einen Boden, an ein natürliches Medium und die daher gewonnene Kraft und Bestimmtheit abspricht. Seine wahre Heimat ist die Religion oder, wenn er diese abgestreift hat, die abstrakte Leere."

„Kein Jude hat Humor, sondern er ist entweder frivol oder fanatisch. Der jüdische Fanatiker kann sich auch nicht für einen Augenblick auf einen fremden Standpunkt versetzen, niemals über sich selbst scherzen; er stellt keine reiche, sondern eine arme Menschennatur dar, da er ja nur eines hat, nur ewig einen und denselben Punkt im Auge hält. Der jüdische Fanatiker gleicht dem Fabrikarbeiter, der sein Leben lang eine und dieselbe Bewegung macht und den Umschwung des großen

Maschinenrades immer und ewig mit demselben Griff an demselben Punkte trifft."

„Das Seelenleben der Völker, unter denen er lebt, wird dem Juden immer unverständlich bleiben. Da spricht kein Gefühl innerer Verwandtschaft. Darum kümmert ihn auch nicht der Untergang alter Kultur, die die Jahrhunderte mühsam geschaffen haben: es freut ihn, sie nach Kräften zu untergraben."

„Jeder Jude muß Freihändler sein. Der Schutzzoll hat nur Sinn als Befestigung eines nationalen Ganzen, als Trieb der Individuation; der Jude aber kennt kein Recht der Einzelheit, kein Vaterland, keine nationale Eigenheit. Er dringt auf Freiheit, auf allgemeinen leeren Raum: er will in der Betriebsamkeit nicht behindert sein, und zuletzt verwandelt er alles in Geld, das alle Dinge aufgelöst in sich enthält."

„Den Ackerbau haßt er, weil dieser an ein Land, eine feste Heimat bindet. Der Jude ist vaterlandslos, darum gibt er sich nur mit beweglichen Gütern ab. Und auch diese verwandelt er gern in das noch beweglichere Geld."

„Alle Bildung ist eine säkuläre und wird mit dem Enkel geboren. Darum denkt und fühlt der Jude anders als der arische Europäer, darum ist er klüger und dümmer, besser und böser als dieser, und strebt nach anderm, auch wenn er kein Wort hebräisch verstünde."

„Was allen Juden fehlt, sowohl den Schriftstellern und Gelehrten, als den Händlern und Fabrikanten, ist Solidität. In allem Falschmünzerei, Betriebsamkeit, Erwerb; alle Dinge sind nur Mittel, haben keinen Wert in sich, sondern werden fortgeworfen, wenn sie ihren Dienst gethan haben. Es fehlt ihnen auch begrenzte Form, griechische Seelenrhythmik, Sophrosyne, die Milde ausgleichenden, anerkennenden Gemütes, Harmonie menschlicher Empfindung."

„In vielem Einzelnen haben die Juden seit einem halben Jahrhundert manches geleistet, vieles gefördert, die vorhandene Wissenschaft bereichert — aber das Ganze, das Leben überhaupt ist durch sie zurückgegangen. Ich muß dabei an Parry, den Nordpolfahrer, denken, der den ganzen Tag auf dem Eise mit

seinen Hundeschlitten nordwärts gefahren war und dann am Abend durch astronomische Beobachtung erfuhr, daß er sich mehr südlich befand als am Morgen: die ganze ungeheure Eisscholle war mit ihm und allem darauf Befindlichen durch die Strömung unmerklich und unaufhaltsam nach Süden getrieben worden."

„Wie liebenswürdig-menschlich und frei ist dem starren Spinozismus gegenüber der Vertreter Europas und abendländischen Geistes — Leibnitz! Wie ist er billig, wie läßt er sich und andre gewähren! ‚Ich habe aus Erfahrung gelernt,' schreibt er, ‚daß man weit sicherer geht, die Meinungen andrer auf eine günstige Weise zu deuten, als sie zu widerlegen.' ‚Je ne méprise presque rien,' sagt er ein andermal."

„Kunstsinn, Sinn für Komposition fehlt allen Juden. Erst leise vorbereiten, dann in stetigem Fortschritt entwickeln, dann harmonisch ausklingen lassen — das gelingt keinem Juden; er hat dazu nicht Geduld genug, oder vielleicht sein Blick reicht nicht über ein Ganzes. Daher in allem, was ein Jude schreibt, Mangel an organischem Zusammenhang: nirgends die Selbstlosigkeit des Künstlers, dessen Hand ruhig bildet; nirgends die Spur des wahrhaften Kunstwerks, wo alles Einzelne, jeder Zug dem Ganzen dient, ohne sich selbst hervorzudrängen."

„Kein Jude ist einfach, gediegen und prunklos wie die Besseren unter den Deutschen, vielmehr ist er geistreich — ein Begriff der seit Heine aufgetreten ist, das Spiel mit Witz, Dreistigkeit, Eitelkeit und erheucheltem Gefühl."

„Die Natur schafft ewig Zusammenhänge, der Judaismus, als fremdes Element, ist beflissen, jeden Zusammenhang aufzulösen."

„Was hält die Juden so eng zusammen? Nicht die Sprache, denn sie reden in Hamburg deutsch, in Amsterdam holländisch, in Paris französisch. Auch nicht die Religion, denn die Getauften, die Enkel von Getauften sind in Körperbildung, in Benehmen, Sinnesweise und Ab- und Zuneigung die echtesten Juden. Was sie alle verbindet, ist die Rasse, das Stammesgefühl. Dies ist unauslöschlich in ihnen, der Jude erkennt und empfindet diesen Zug, dieses Band sogleich und unmittelbar.

Der Jude aus dem innern Rußland und der Jude vom Ghetto in Rom fühlen sich als Verwandte. Der eine judaisiert alles Russische, das er berührt, der andre alles Italienische: von der Umgebung bleibt der Kern seines Wesens unangetastet; Blick und Gebärden, diese Spiegel der Seele, sind bei beiden dieselben, sie helfen sich, sie erraten einander, wenn auch keiner des andern Sprache spricht."

„Nichts erbittert die Juden mehr als Wechsel der Gesinnung, und der Haß der Synagoge macht sich dann in Bannflüchen Luft. Wer im Leben, im Wandel der Dinge, durch Erfahrung etwas gelernt hat, der ist ein Abtrünniger, und das Motiv kann nur Eigennutz und persönlicher Vorteil sein. Deren Werden, Entwickelung, Wachstum sind diesem rechnenden Geiste ganz verborgene Begriffe. Er hält krampfhaft fest an der Formel des Parteigebotes; daß eine Einsicht reifen kann, liegt außerhalb seiner Vorstellung. Diejenigen aber unter den Juden, die sich außerhalb der Sekte halfen, sind die Frivolen, Irreligiösen, die Lumpen und Schufte, die gern für Freiheit reden; die echte menschliche Mitte zwischen fanatischer Parteisucht und witzelnder glaubensloser Gemeinheit hat nie ein Jude betreten."

„Es gibt nur eine Rettung gegen den Judaismus: Verbot oder wenigstens Erschwerung des Konnubiums. Ueberläßt man die Juden ihrer eigenen Fortpflanzung, dann gehen sie in sich selbst zu Grunde — durch Aushöhlung. Man muß sie als ein getrenntes Ganzes erhalten. Es gereichte den alten Römern zum Verderben, daß sie ihnen in Jerusalem den Mittelpunkt nahmen, mit dem damit verbundenen Tempelzins u. s. w."

„Statt ‚Où est la femme?‘ frage ich in allen abnormen Fällen: ‚Où est le juif?‘"

„Die Wahrheit ist den Juden nicht wichtig, auf geistreiche Apophthegmatik kommt ihnen alles an."

Während nun Hehn in diesen Sätzen, deren lapidare Deutlichkeit niemand verkennen wird, den prinzipiellen Gegensatz zwischen seiner Weltanschauung oder, wenn wir verallgemeinern, der europäischen und der jüdischen zusammenfaßt, illustriert er an einer langen Reihe von Beispielen den schädlichen Einfluß,

den das Judentum auf die deutsche Nation und speziell auf ihre politische und geistige Entwickelung gehabt hat. Auch hier wird es, um den Idealismus zu verstehen, mit dem er an das ihm höchst schmerzliche Problem heranging, unerläßlich sein, einige seiner Ausführungen herzusetzen.

„Wir Deutsche," sagt Hehn, „sind arm an demagogischen Talenten; seit zwei Menschenaltern haben wir nur drei gehabt: Fr. List, Robert Blum und Ferd. Lassalle. Seine (Lassalles) Ideen sind Marx entnommen, er versteht sie mit Gewandtheit und dialektischer Fertigkeit zu brauchen. Er ist Meister im Erfinden grober sinnlicher Formeln, welche durch den Ausdruck des Unsinns den Hörer verblüffen; er kennt den Zauber, den die Frechheit auf das autoritätsbedürftige Gemüt der Menschen übt; er braucht ihn dreist, denn sich zu schämen ist er ganz außer stande. Ueberall dieselbe Unfähigkeit, einen positiven Gedanken zu gebären, überall Lüge. Bei seiner Bildung konnte er ‚an die geistige Ueberlegenheit der Arbeiter,' die er doch im Munde führte, nicht glauben. Demagogentum bei Trüffeln und Sekt. Unzüchtiges Abenteurerleben dessen, der den Heiland der Armen spielte."

„Franz Mehring, der doch im allgemeinen ein Bewunderer Lassalles ist, wie er auch ursprünglich von ihm ausgegangen war, schreibt doch, seine Streitschrift gegen Schulze-Delitzsch ‚strotze von den ärgsten Geschmacklosigkeiten und Roheiten,' und spricht an einer andern Stelle von seinem ‚herrischen, höhnischen, petulanten Wesen.' Lassalle war der freche Jude, der auch wieder sehr unterwürfig sein konnte. Wieder ein andermal sagt Mehring: ‚Der komödiantenhafte und prahlerische Zug, der ihn charakterisierte' (diesen hatte auch Heine). ‚Niemals erschien er vor seinen Richtern anders als in elegantester Balltoilette.'"

„Die innere Entwickelung eines Charakters wie Lassalle. Dumm, kein Jude entwickelt sich, wohl aber greift er nach verschiedenen Mitteln, um entweder seiner Eitelkeit oder seiner Betriebsamkeit Nahrung zu geben. Er selbst bleibt immer derselbe, und auch Lassalle blieb es, er war von Anfang bis zu

Ende unwahr, eitel und frivol. Seine sogenannten wissenschaftlichen Schriften sind ein Produkt jüdischer Betriebsamkeit, die Ideen darin sind alle entlehnt."

„Es gibt aber auch fanatische Juden, die nur eine personifizierte Formel sind. Auch diese entwickeln sich nicht, wohl aber können sie plötzlich umschlagen, dann gilt ihr Fanatismus dem Gegenteil."

„Jeder Jude, der einer Sekte angehört, ist Proselytenmacher, Menschenfischer; außerhalb der Partei kann er nicht leben, — oder er wird ein Nichtswürdiger, dem nichts heilig ist."

„Jacobi im Jahr 1871: ‚Der Krieg absolut verdammenswert, und gehe die Welt darüber zu Grunde.'"

„Marx: ‚Was liegt an diesem jämmerlichen Europa? Mag es zu Grunde gehen.'"

„Lasker: ‚Kein Ausnahmegesetz, keine Verletzung des Vereinsrechtes, und handle es sich um den Jesuitenorden, diese geistliche Mafia.'"

„Diese Juden begreifen natürlich nicht, daß ‚die sittlichen Zustände in den heutigen Kulturvölkern das Ergebnis tausendjähriger Erfahrungen und Versuche sind, an welchen nicht nur die weisesten Staatsmänner, sondern das Volk selbst durch seine Sitten, durch seine strafende Verachtung und belohnende Achtung auf das lebendigste mitgewirkt haben' (v. Kirchmann)." „Die vorhandenen Mängel sind bei der steten Kollision der mannigfachen Ziele, denen man nachstrebt, noch die geringeren gegen alle die, welche aus Weltverbesserungsprojekten der Einzelnen hervorgehen werden." „Der Einzelne mit seiner kurzen Spanne Zeit und seinen beschränkten Erfahrungen ist nicht imstande, das zu ersetzen, was die Völker in unzähligen Generationen an Erfahrungen und Erprobungen im öffentlichen und privaten Leben als das Beste erkannt und zur sittlichen Regel erhoben haben." „So kann die eigene Ueberzeugung nur eine sehr untergeordnete Bedeutung haben; jeder Besonnene sollte sich bemühen, das Vorhandene und geschichtlich Entstandene in Staat, Kirche, Familie und im wirtschaftlichen Leben in seiner Tiefe und Wahrheit zu erfassen — statt aus Prinzipien und vermeint-

lich logischer Konsequenz sich selbst eine Ueberzeugung zu bilden, an welcher er dann starr, mit innerer Verbissenheit festhält." Dazu kommt, daß „neun Zehntel der Nation bei großen Fragen der Gesellschaft, des Staates, der Religion sich gar keine Ueberzeugung bilden, gar keine Prüfung anstellen kann. Achtung, Ansehen, Gefühl bestimmen ihr Thun und Meinen; wäre das nicht, so würde schon die Kollision der Prinzipien nichts als Schwanken und Unsicherheit erzeugen. Theoretische Freiheit soll herrschen, aber sie geht notwendig in Handeln über. Oeffentliche Predigt, Verbreitung durch den Druck ist schon That. Die Grenzen sind hier unmöglich zu ziehen."

Hehn notiert zu diesen Sätzen, die uns ohne Zweifel die Quintessenz seiner politischen Anschauung geben, siehe darüber die Stellen in Hegels Rechtsphilosophie. So kehrte er in gewissem Sinne zum Meister seiner Jugend zurück, nur daß sein damaliger theoretischer Liberalismus in einen Kreis konservativer Grundanschauungen ausgemündet war. Kein Wunder darum, daß die schärfsten Pfeile seiner Polemik sich gegen Lasker richten.

„Lasker," schreibt er, „ist ein echt jüdisches Genie. Abstrakt, logisch, Feind aller Inkonsequenz, an strengem Denken die Wirklichkeit messend. Er ist kein umfassender Geist, kein echt politischer oder, um einen Ausdruck Bismarcks zu brauchen, kein europäischer Kopf. . . . Starr am Buchstaben seines Breviers haltend (‚Es ist aber leichter, daß Himmel und Erde vergehen, denn daß ein Titel vom Gesetz falle'), widersetzte er sich im Jahr 1872 dem Gesetz, das die Jesuiten vom deutschen Boden ausschloß. Häßlicher als je offenbarte sich der Mangel konkreten, realen historischen Sinnes bei diesem juristischen Asketen im Februar 1874, als das Reichsmilitärgesetz zur Beratung kam. Die dauernde Friedenspräsenzstärke verstoße gegen das Budgetrecht — und dieses muß ja intakt bleiben, und ginge auch Preußen und Deutschland, ja die ganze Welt darüber zu Grunde. Man konnte den Dialektiker manchmal bewundern, mußte aber bedauern, daß in ihm auch nicht die kleinste Ader eines Staatsmannes stecke. Alles Prinzip, starre Sympathie;

wäre Lasker Konservativer geworden, so hätten wir den zweiten Stahl, in derselben semitischen Vollendung."

„Zur Zeit des Konflikts, im Jahr 1862, trat Lassalle mit einem Vortrag auf, überschrieben: ‚Was nun?' Er entwickelt darin (ich entnehme den Inhalt der Schrift von Franz Mehring ‚Die deutsche Sozialdemokratie'), daß alle organisierte Macht des Staates, das Heer, das Beamtentum u. s. w. in den Händen der Regierung sei. Deshalb sei eine Steuerverweigerung ein Schlag in die Luft, eine leere Drohung, welcher niemand gehorchen werde. Nur in England sei dies Mittel unfehlbar, wo alle reellen Machtfaktoren in den Händen des Volkes seien. Die preußische Volksvertretung habe nur ein Mittel, ihr Recht durchzusetzen, aber dies Mittel sei auf die Dauer unwiderstehlich. Sie solle aussprechen das, was sei, d. h. durch einmütigen Austritt aus den Kammern die Arbeiten der Kammer suspendieren unter der feierlichen Erklärung, nicht eher wieder zusammenzutreten, ehe die Regierung den Nachweis geliefert habe, daß die nichtbewilligten Ausgaben für das Heer eingestellt seien. Entweder müsse dann die Regierung nachgeben oder sich offen vor aller Welt zum Absolutismus bekennen. Letzteres könne sie nicht wollen, noch weniger ausführen, ohne sich selbst nach innen und außen lahm zu legen u. s. w."

„Das war logisch ganz richtig, aber eben nur in abstracto. Von den wirklichen Menschen, von Preußen und seiner Geschichte war dabei ganz abgesehen. Daß bei allem Streit doch der Preuße Ehrfurcht vor seinem Königshause, Achtung gegen den tüchtigen Beamtenstand in seinem Blute trug, daß jeder dieser natürlich vorhandenen und historisch gegebenen Menschen in seiner innersten Anlage Soldat ist — das fiel dem syllogistischen Schlußfolgerer nicht ein. Und ebensowenig fiel es seinem Gemüte schwer und schmerzlich, daß das Königreich Preußen auf diese Art gespalten, zu Grunde gerichtet, sein Leben gestört und gelähmt werden sollte. Das alles hat gegen die Konsequenz seines logischen Aut — aut nichts zu sagen. Die Menschen sind nur Rechnungsgrößen, Nummern oder Zahlen, aus denen der Jude sein Facit zieht. Nun ist aber die Politik eine konkrete

Kunst oder Wissenschaft. Das Gebiet der Umstände, der Relativitäten, der Inkonsequenzen. Jene jüdischen scharfsinnigen Argumente sind doch herzlich dumm. Es fehlt diesen Rabbis ganz und gar der Sinn für die reale Logik, für individuale Auffassung der Dinge, für die Vernunft der Wirklichkeit. Ganz ebenso urteilte Lasker das Jahr darauf (1863) in einer haarscharf geschliffenen Deduktion (in Oppenheims ‚Deutschen Jahrbüchern') über das Recht des Herrenhauses auf Existenz. Lasker bewies mit glänzender Logik, mit unwiderstehlichem Scharfsinn, daß das hohe Haus illegitim geboren sei und ein illegales Leben führe. Die Schrift Laskers, unwiderleglich wie Mathematik, ist ganz und gar vergessen und das Herrenhaus besteht noch immer."

„Was Lasker fehlt, ist der organisatorische Geist des echten Politikers, der Sinn für das Gegebene, an das der Fortschritt sich anknüpfen soll, das Band der Liebe zu dem Erbe der Väter, die Neigung, es zu vermehren, statt das Haus auszuräumen. Lasker ist abstrakt, ein Judenkopf, er hängt nicht an der langsam gewachsenen europäischen Kultur, von der ihn Geburt und Abstammung ausgeschlossen hält, und deren Gefühl durch kein Denken zu erwerben ist."

„Die ganze liberale Gesetzgebung seit 1867 hätte keine so verderbliche Wirkung gehabt, wenn es — keine Juden gegeben hätte. Der langsamere deutsche Geist und die ererbte sittliche Grundlage der nationalen Kultur hätten das Aktiengesetz, das Wuchergesetz, die Freizügigkeit, die Wahlfähigkeit, für alle, die Gewerbefreiheit u. s. w. vielleicht zur Wohlthat gemacht — aber die Juden bemächtigten sich allsogleich des ihnen geöffneten Raumes, und auch die von Frankreich gezahlten Milliarden ließen sie schnell in Rauch aufgehen. Jetzt gibt man sich Mühe, durch ein Gesetz dem Wucher zu steuern. Die Schwierigkeit wäre bald gelöst, wenn man alle Juden zum Lande hinaustreiben könnte. Dann würde die bestehende Wucherfreiheit bleiben können und wie jede andre Freiheit befruchtend wirken. Aber dazu ist es jetzt zu spät."

Hehn erwartete, wie wir sahen, die Rettung von einem Verbot des Connubiums, ohne doch selbst an die Möglichkeit

einer derartigen Schranke recht zu glauben, und deshalb münden seine Beobachtungen über Juden und Judenfrage auch in die volle Hoffnungslosigkeit aus. Dies ist auch der letzte Grund, der ihn von einem Liberalismus fern hält, den er in seinen Jugend- und Mannesjahren vertreten hat, und der ihn nun, da die Praxis desselben ihm täglich vor Augen trat, in tiefster Seele anwiderte. „Liberalismus, geboren aus Nachahmung ausländischer Muster und abstrakter Doktrin, lange vor der eigentlichen politischen Arbeit. Wie zerging er Blase nach Blase, als die Nation mit den Aufgaben des Lebens selbst sich zu befassen begann.“ „Das Deutsche Reich,“ schreibt er ein andres Mal, „hat ganz neue Rechtsordnungen eingeführt, sowohl in der öffentlichen als in der Privatsphäre. Es geschah abstrakt, nach Theorie, als Experiment, systematisch, darum ist das Recht ungefühlt, unverstanden, tot.“

„Parlamentarismus ist die Herrschaft der Dummen und macht jede Staatskunst unmöglich. Es ist diejenige Form, wo die Mehrheit herrscht; die Mehrheit aber ist wetterwendisch und weiß in keiner Sache gründlich Bescheid. So läßt das Volk in Shakespeares Julius Cäsar bald den Brutus, bald den Antonius leben, und so folgte auf Beakonsfield plötzlich Gladstone, der unermüdliche Redner — und durch Reden wirkt man auf die Menge —, den zugleich das Geld der jüdischen Bankiers unterstützte. Der Volkswille ist unberechenbar. Das Parlament ist ein Extrakt der Dummheit, denn die Klugen wissen nicht zu reden, wie die Menge es verlangt, und werden nicht gewählt.“

„Der jetzige Liberalismus ist der legitime Sohn oder Enkel der Philanthropie des 18. Jahrhunderts, ebenso leer und wohlklingend wie diese.“

„Ehe wir das allgemeine gleiche Wahlrecht erhielten, galt diese Einrichtung für ein Lebenselixier, eine Art Malzextrakt gegen alle Uebel. Wenn die Arbeiter sich dies Recht erkämpften, dann öffneten sich die Pforten des tausendjährigen Reiches. So verkündigte Lassalle z. B. im Jahre 1863. Das allgemeine Wahlrecht ließ er drucken, sei das einzige und unfehlbare Mittel zu der intellektuellen, materiellen und moralischen Hebung des

vierten Standes. ‚Dies ist das Zeichen,‘ so schloß er seinen Aufruf, ‚das Sie aufpflanzen müssen. Dies ist das Zeichen, in dem Sie siegen werden. Es gibt kein andres für Sie.‘“

„Und nun? Wir besitzen diese Art Wahl schon 13 Jahre. Hat sie die Welt umgestaltet? Sie hat im Gegenteil den Parlamentarismus und die Repräsentativverfassungen mit jedem Jahre immer mehr in Mißkredit gebracht.“

„Wenn ich die Wahl habe, so bin ich lieber Sozialdemokrat als Fortschrittler. Der erstere greift nach dem Mond und den Sternen, was sich von selbst verbietet; der Fortschrittler will den Baum umgekehrt in die Erde pflanzen, was wenigstens möglich ist, wenn auch der Baum dabei zu Grunde geht.“

Hehn war durch seine Berliner Erfahrungen je länger je mehr in das konservative Lager geführt worden. Jedoch keineswegs so, daß er sich unbedingt den Schlagworten der Partei angeschlossen hätte. Vor allem stand er nicht auf positiv-kirchlichem Boden. Gerade in dieser Hinsicht hat sich die Geistesrichtung seiner Jugendzeit fast gar nicht verändert: man würde, wie unsre früheren Ausführungen zeigen, sein religiöses Bekenntnis wohl am richtigsten treffen, wenn man es mit dem Goetheschen völlig identifizieren wollte. Aus einem Briefe Goethes an die Gräfin Stolberg notiert er: „Alles dieses Vorübergehende lassen wir uns gefallen: bleibt uns nur das Ewige jeden Augenblick gegenwärtig, so leiden wir nicht an der vergänglichen Zeit.“ Ohne Zweifel entspricht es auch seiner Vorstellung von der Religion, wenn er aus „Eugenie“, Akt 5, die Stelle über die Aufgabe des Priesters excerpiert, die folgendermaßen lautet:

„Den Wunsch der Liebe, der zum All das Eine,
Das Ewige zum Gegenwärtigen,
Das Flüchtige zum Dauernden erhebt,
Den zu erfüllen ist sein göttlich Amt.“

Für das dogmatische Christentum hatte er keinerlei Sympathieen, wohl aber stand er den historisch gewordenen Glaubensformen und namentlich allem, was kirchlicher Brauch war und

was als solcher in das Leben des Volkes Eingang gefunden hatte, pietätvoll gegenüber. Die moderne Richtung der Philosophie lehnte er ab — Schopenhauer und Hartmann erschienen ihm als philosophische Dilettanten. Er haßte ihren Radikalismus wie jede andre radikale Richtung. Er konnte es einem Freunde nie verzeihen, als dieser sich nur vom Standesamte trauen ließ, ohne den Segen der Kirche einzuholen; die Kluft, die dadurch zwischen ihnen entstand, führte schließlich — obgleich Hehn nur sehr schwer von allen Freunden ließ — sogar zu völligem Bruch.

Bei allen Aussetzungen jedoch, die er im einzelnen an den Konservativen des Augenblicks zu machen hatte, entsprach doch die Kreuzzeitung noch von allen Zeitungen am meisten seiner politischen Anschauung. Sein politischer Führer und sein staatsmännisches Ideal aber war, wie wir gesehen haben, Bismarck, an dem er mit unbedingtem Vertrauen und mit uneingeschränkter Bewunderung festhielt. Er kommt immer auf ihn zurück, wo er sein politisches Glaubensbekenntnis ausspricht. „Bismarck," schreibt er, „nicht bloß ein Staatsmann, sondern auch ein Held. Wie hat er ringen müssen, die Arbeiten des Herkules verrichtet! Wie ist er tausendfältig mit Hohn und Schmach überworfen worden! Die einen nannten ihn einen frechen Junker, die andern einen Seiltänzer. Alle haßten ihn als das verkörperte Böse. Er war immer frei von den Lehrmeinungen kurzsichtiger Parteien und Schulen, von verhärteten Doktrinen, die für unumstößliche Resultate der Wissenschaft ausgegeben wurden. Darum verwarfen und hinderten sie ihn und retteten die Welt vor seinen Attentaten. Jetzt sagen sie, er sei alt geworden, weil er sich abermals, wie zur Zeit des Konflikts, mit ihnen in Widerspruch gesetzt hat."

Bismarck war ihm in der Politik, was Goethe in der Poesie: er duldete nicht, daß ihm einer von beiden angetastet wurde und konnte, wo es geschah, sehr scharf und abweisend werden. „Unter unzähligen Nieten zogen sie endlich einen Treffer, das große Los — und wußten nichts mit ihm anzufangen. Der wahre Töffel:

Und regnet's Brei,
So fehlt's am Löffel.

Ganz so machten sie es mit Goethe, als ihnen ein wirklicher Dichter geschenkt war."

Beides ist ungerecht geurteilt. Bismarck und Goethe haben ihr Volk doch mit sich gezogen und von ihm die geistige Unterstützung gefunden, deren sie bedurften; erst freilich bei wenigen, schließlich bei der ungeheuern Mehrzahl der deutschen Nation, und Hehn stand auch, als er jene Zeilen schrieb (1885), keineswegs isoliert mit seiner unbedingten Verehrung da.

Es gehört in den Zusammenhang dieser Bemerkungen über Hehns Stellung zum Judentum und über seinen politischen Standpunkt, wenn wir etwas eingehender uns mit einer Arbeit beschäftigen, die ihn fast bis zu seinem letzten Atemzuge in Anspruch nahm. In gewissem Sinne knüpft sie, wie die „Gedanken über Goethe", an den Tulaer Plan einer Goethebiographie an, bei welchem, wie wir gesehen haben, die Geschichte des Goetheschen Stiles eine besonders eingehende Berücksichtigung finden sollte. Hehn hatte durch seinen ganzen Bildungsgang die Erkenntnis gewonnen, daß die Sprache der Träger des historischen Lebens einer Nation sei und mit ihrer Hilfe in jene Urzeiten einzudringen versucht, die sich jeder andern Forschungsmethode verschließen. Er hatte dann die Entwickelung der Sprache in geschichtlicher Zeit verfolgt, die aufbauende und die zerstörende oder zersetzende Thätigkeit einzelner am Leben der Sprache kennen gelernt, im wesentlichen aber sich mit dem Deutsch Goethes die Grenze gezogen, bei der er stehen blieb. Die Berliner Jahre, die ihn doch in ganz andrer Weise, als es z. B. in Petersburg möglich war, mit dem rasch pulsierenden Leben der Gegenwart in Verbindung setzten, die ihm in Parlament, Presse und Litteratur, im Umgang mit Deutschen aus Nord und Süd die lebendige Tagessprache entgegentrugen, legten ihm die Aufgabe nahe, auch den Entwickelungsprozeß zu verfolgen, den die Sprache seiner Zeit nahm. Er hat seine Studien und Beobachtungen in einen stattlichen Folioband zusammengetragen. Nichts ist mehr zu bedauern, als daß er gerade diese

Arbeit nicht über das Stadium der Vorbereitung hinausgeführt hat, denn sie wäre ein gewaltiger Mahnruf an das sprachliche Gewissen der Nation geworden. In der Anlage lassen sich deutlich zwei vorwaltende Gesichtspunkte erkennen. Erstens der Hinweis auf das noch Lebendige, Gute und Echte in unsrer Tagessprache, zweitens die rücksichtslose Zurückweisung alles dessen, was als Symptom des werdenden oder schon vollzogenen Niederganges zu betrachten ist.

So beginnt er mit folgenden Rubriken: Allgemeines, zu veralten beginnt, Archaismen, feste Phrasen, Sprichwörter, deutsche Redensarten, Nord- und Süddeutsch, Fremdwörter, Goethes, Humboldts, Bismarcks Deutsch, Goethe beginnende Entartung.

Damit wäre der Uebergang zum zweiten Teil gegeben:

Falsches Deutsch, falsche Phrasen, Kakophonieen, niedrige Ausdrücke, Unsinn, Gemeines, Abgeschmacktheiten, Zeitungsstil, Uebertreibung, schlechter Stil. Französisch-Deutsch, modernes Deutsch, Stil der höheren Commisbildung, judaistischer Stil, heinisierender Stil, sächsischer Stil, Auftreten neuer Wörter.

Damit ist im wesentlichen der Rahmen dieser Sammlung gegeben. Sie ist ihrer Natur nach nicht erschöpfend und hätte, da sich ewig neuer Stoff bot, einen gewaltsamen Abschluß verlangt, wenn die Ergebnisse zusammenfassend hätten formuliert werden sollen. Dazu aber fehlte Energie und Zeit. Dagegen läßt sich an den erhaltenen Bausteinen erkennen, wohin die Arbeit führen sollte. Es galt zunächst, die thatsächliche Verderbnis der Sprache nachzuweisen, und dann an der Hand des wirklich Guten, das trotz allem sich in die Sprache der Gegenwart hinübergerettet hatte, den Weg zeigen, der zu gesunder, volkstümlicher oder sagen wir lieber dem Genius des Volkes entsprechender Sprache zurückführte.

Auch zeigt eine der Hehnschen Bemerkungen, daß er sich das Ziel etwa so zu stellen dachte. Er schreibt nämlich: Bei dem tiefen Verfall der deutschen Sprache und Litteratur können solche, denen nach Rettung aus dem Verderben verlangt, eine doppelte Stellung einnehmen. Sie können erstens in die Zu-

kunft den Blick richten und den Untergang beschleunigen helfen, damit die erwartete Wiedergeburt erfolgt. Allein was kommt, wissen wir nicht; was wir haben, fühlen wir. Mir schaudert vor einer Bildung, die sich auf den Trümmern Goethes auferbaute. Oder er kann zweitens in die Vergangenheit zurückgreifen und etwa die deutsche Bibel und Wilhelm Meister als Fels und Kanon hinstellen — aber wer gebietet der Strömung, wer hält den Prozeß der Desorganisation auf, der sich täglich vor uns vollzieht. Mit unsern Worten wird doch nichts ausgerichtet und alles geht seinen Gang, unbekümmert um unsern Zorn und um unsre Liebe."

Mit Liebe und Zorn ist denn auch Hehn an seine Sammlung herangetreten, und völlig schonungslos richtet er seinen Spott und den Ausdruck seiner Mißachtung gegen diejenigen, die ihm sein „geliebtes Deutsch" verderben.

Wir wollen hier nur auf die beiden Hauptquellen der Verderbnis eingehen, auf das, was er Stil der höheren Commisbildung nennt und was er als judaistisches Deutsch geißelt.

Der Sammlung über den ersteren schickt er die folgende allgemeine Betrachtung voraus:

„Die Schulen sind in Deutschland zu zahlreich, zu gut — jedermann hat etwas gelernt, kennt die Schillerschen Balladen auswendig, kann selbst schreiben und läßt drucken. Diesterwegianismus. Zu viel Schulen mit Militärbefreiung. Allgemeiner Rückgang auch der Sprache durch Demokratismus. Zu der Schulbildung kommt später die Fortbildung durch Zeitungsleserei. Da wird denn jeder selbst zum Zeitungsschreiber, wozu keine wirkliche Bildung gehört. Ja, die letztere stört nur. Der Jude, der betriebsam ist, hält sich mit Studium, das nichts einbringt, nicht auf, und schreibt pikant und anzüglich. Er weiß auch Goethesche Citate anzubringen, die er nicht aus Goethe selbst hat, sondern wieder aus andern Feuilletons. Doch von Juden ist auf diesem Blatte nicht die Rede, sondern von dem edlen Tone höher denkender Kaufgehilfen, Techniker, Apothekerlehrlinge, Chemiker u. s. w. Sie schreiben blumig, aber wie im Bierdusel, in lauter falschen Phrasen; es ist viel Adel in

ihrer Seele. Aber alles hohl, inhaltlos, schwülstig, aufgedunsener Redebombast.

„Meistens sind die Skribenten dieser Art für Aufklärung und Fortschritt der Menschheit begeistert, ihr Kopf berauscht, wenn sie auf die neuen Erfindungen zu sprechen kommen. Heute lese ich: ‚Der elektrische Telegraph, die Kraft des Dampfes und der Luft haben Raum und Zeit auf Erden bedeutungslos gemacht.‘ Wenn das der alte Kant schon gewußt hätte! Muß nicht jetzt die Metaphysik eine ganz andre werden und ist nicht jetzt die Endlichkeit, deren abstrakte Form ja Raum und Zeit sind, ganz aufgehoben und mit ihr auch die Unendlichkeit? Die Welt überhaupt ist ins Nichts versunken und es ist nur das Reichseisenbahnamt und die Fabrik von Siemens und Halske in der Markgrafenstraße geblieben. Der Schreiber (vermutlich ein gewesener Realschüler II. Ordnung) sagt noch neue schöne Dinge derselben zweiten Ordnung, die ich zu träge bin, abzuschreiben. Ich möchte ihm in Bezug auf seinen obigen Satz eine Fabel erzählen. Als der erste Vogel zu fliegen anfing, da sagte eine junge Pflanze, die sich an den Boden gefesselt fühlte, mit Thränen der Freude oder der Wehmut: jetzt ist der Raum bedeutungslos! Aber ein alter erfahrener Baum erwiderte ihr: Mein Kind, du sprichst wie ein jüdischer Commis oder wie ein Elementarlehrer von Diesterwegscher Aussaat. Auch der Vogel braucht Tage und Wochen, ehe er im Herbst oder Frühling seine Reise vollführt, der Raum ist immer da, nur der Maßstab ein etwas größerer. Aus dem Raum kann kein Wesen hinaus und glücklich derjenige, der, wie wir, eine sichere Heimat gefunden hat und an einem festen Punkt sich an die Kette der Dinge schließen darf! Und sieht sich der Vogel nicht auch um, wo er einen gelegenen Ort, dort ein Nest zu bauen, finde und sich einer bestimmten, einzelnen, vertrauten Umgebung freuen könne?

„Raum und Zeit und überhaupt der Endlichkeit zu entfliehen, ist unmöglich, und keine Maschine, kein Telegraph, und hätte er die Geschwindigkeit des Lichtes, kann dazu verhelfen. Und auch der Tod kommt, wir mögen erfinden, was wir wollen.

Freiheit von den Schranken der Endlichkeit ist nur auf idealem Wege zu gewinnen und nur die Gestalten der Kunst und Dichtung sind unvergänglich, von ewiger Dauer und aus der Verkettung der Dinge enthoben."

„Neben Demokratismus und allgemeiner Schulpflicht (der Bauer, der in keiner Schule gewesen, spricht besser, als der aus der Schule gekommene) hat auch der Weltverkehr (Eisenbahnen 3. und 4. Klasse) zum Verfall der Sprache beigetragen. Der junge Kaufmann, der in London erzogen ist oder in Charlestown oder in Montevideo in einem Comptoir gedient hat, spricht ein undeutsches Deutsch, ein abstrakt weltbürgerliches, oder ein mit fremdartigem, der deutschen Phantasie nicht geläufigem oder ihr widerstehendem Bildwerk verziertes Deutsch und trinkt Sherry-Cobbler dazu." Aus der langen Reihe der von Hehn aufgeführten Proben dieses Stils der „Kaufmannsdienerbildung" mag eine genügen: Der Commis begrüßt den Frühling mit folgenden Worten: „Die Zeit hat Flügel. Und es ist ein wahres Glück, daß diese Seglerin im Kosmos des Unendlichen und Ewigen sich jetzt beeilt, den kalten Zonen und Regionen des Winters zu entkommen, um nach den Wonnegefilden im Lande des Frühlings, in das gesegnete sonnige Elysium auf Erden zu gelangen, dessen Blumenpforten zum Empfang der Zeit als Friedenstaube sich nun bald allerorten öffnen und auch den Erdenpilgern, die dem jungen Lenz Altäre bauen und Opfer weihen, ein gastliches Willkommen entgegenhalten." (So geht es noch eine ganze Spalte fort.)

Weit eingehender und mehr von Zorn und Spott durchsetzt ist, was Hehn über den judaistischen Stil sagt.

Auch hier mag eine allgemeine Betrachtung, die er bei andrer Gelegenheit anstellt, vorhergehen.

„Wie oft ist gesagt worden, die Sprache sei der Ausdruck des nationalen Geistes, der in einem Volke lebenden Stimmungen und Vorstellungen, die durch Vererbung fortgepflanzt, endlich zum festen Naturell werden. So gibt es einen deutschen Stil und Ton, der mehr empfunden, als für den Verstand aufgewiesen werden kann, eine feine Färbung der Gedanken und

des Ausdrucks, die das echte Deutsch kennzeichnet — das Resultat einer tausendjährigen inneren und äußeren Geschichte. Kann nun ein Jude gutes Deutsch schreiben? Unmöglich. Er schreibt grammatisch richtig, aber jenes unnennbare Kolorit ist ein fremdes. Die Schicksale seines Stammes, seiner Voreltern sind in ihm, seinem Gemüt, seiner Rede gegenwärtig: er spricht und schreibt semitisch, ohne es selbst zu wissen, mit lauter deutschen Worten. Eher noch könnte ein Franzose, ein Engländer, ein Russe, wenn er als Kind nach Deutschland gekommen, von deutschen Pflegeeltern erzogen, in deutschen Schulen erwachsen wäre, sich wirklich deutsch ausdrücken. Diese Nationen haben sich doch innerhalb derselben Religion, in demselben Weltteil, in denselben politischen und geistigen Formen gebildet, sind auch von Anbeginn desselben Blutes und Stammes: zwischen dem jüdischen und deutschen Naturell liegt der tiefe Abgrund ursprünglicher Rasse und eines seit vielen Jahrhunderten abweichenden Bildungs- und Lebensprozesses.“

Als erstes Beispiel des judaistischen Stils bringt Hehn die folgende Schilderung der Hitze in Syrakus:

„Die erhitzten Steine strömen eine wahrhaft *übermütige* Wärme aus.“ „Es ist eine wahrhafte *Feuerprobe*, die der Nordländer hier zu bestehen hat.“ „Um sechs Uhr morgens wird es heiß, um sieben Uhr *sehr heiß*, um acht Uhr *furchtbar heiß*, um neun Uhr hört die *Möglichkeit einer menschenwürdigen Existenz auf*.“ „Um ein Uhr beginnt die Hitze *zweiter Instanz*, wo die Atmosphäre so durchkocht ist, daß der Unterschied zwischen Schatten und Sonne verschwindet und daß man dort sich *mehr gesotten* und hier sich *mehr gebraten* fühlt. Jede geistige *Potenz verdunstet*, ein *hilfloser Leichnam* wälzt sich auf dem Lager, ausschließlich mit *Schwitzen beschäftigt*. Selbst die Erfrischung durch das Seebad ist nicht groß, da das Wasser ungefähr die Temperatur einer *mundgerechten Fleischbrühe* hat. Um die Mittagszeit des Tages meiner Ankunft stieg ein *seekrankes* Gewitter am Horizont herauf, *knurrte* und *gurgelte* etwas, vermochte aber keinen Tropfen *herauszu*-

würgen und zog endlich mit eingekniffenem Schwanz wieder ab."

„Wie geistreich und wie abgeschmackt," bemerkt Hehn dazu; „die besonders geistreichen Stellen habe ich unterstrichen. Hier sind Heines Naturschilderungen noch übertroffen. Nur ja nichts natürlich gesagt, sondern alles in das Gemeine herabgezogen, ins Ungereimte gesteigert! Und der Schreiber frivol darüber stehend, mit freiem Geist! Jüdischer Doppelsinn in Feuerprobe, menschenwürdige Existenz aus dem Kauderwelsch des Sozialismus, Hitze zweiter Instanz aus der Sprache jüdischer Referendare u. s. w. Das letzte Bild von der Seekrankheit eines gurgelnden Gewitters ist ekelhaft, das mit dem Schwanze ebenso platt, als es witzig sein soll."

„Der Jude hat keinen Sinn für künstlerische Form. Heines und Börnes Stil fließt nicht — kein zusammenhängender Gedankengang, keine Unterordnung der Teile unter ein größeres Ganze, keine Uebergangsfarbe. Jedes Einzelne gilt für sich, es ist eine Sammlung von Nadeln und Spitzen. In diskreten Sprüngen folgt ein Witz dem andern, eine prägnante Formel der andern. Es sind Sprüche Salamonis, wie im Alten Testament. Heines lotteriger Versbau ist auch jüdisch: zu der schönen Wellenform bringt es dieser prikelnde Geist nicht."

Büchertitel alle pikant: „Zum Dessert, Geplauder." „Gutta in lapidem, d. i. Tropfen auf die Steinblöcke menschlicher Vorurteile und Irrtümer." „Cis-moll, Stimmungsbilder." „Mehr Licht."

Statt „veraltete Einrichtungen abschaffen", sagt der Jude: „Es ist Zeit, diese Einrichtung ins Antiquitätenkabinett abzuliefern." Statt Gedanken sagt er gern „Nachtgedanken". Das macht sich pikanter, es ist ein Streifzug in die Litteraturgeschichte. Ebenso sagt er nicht, es war eine Qual, sondern eine „Tierquälerei". „Dies Gedicht wird dem Autor keinen Grundbesitz auf dem Parnaß einbringen."

„Was der Jude schreibt oder dichtet, ist krampfhaft, zuckend. Alles wird in Witz und Satire umgesetzt, alles im Hohlspiegel der Eitelkeit verzerrt, verschoben, fratzenhaft. Kein tieferer

Humor, nirgends Fleiß und Harmonie. Kein andres Streben als nach dem Auffallenden."

„Auch der bloße Wortwitz wirkt zerstörend. Denn die Worte und ihr Sinn sind etwas Gegebenes, eine Erbschaft der Väter, uns unbewußt, fast wie eine physiologische Funktion. Nun kommt der Jude, spielt mit den Ausdrücken und schnellt sie in ein andres Gebiet hinüber; der Bauer hört's, staunt eine Weile, dann lacht er in heiterer Verwunderung; wird ihm dies öfter geboten, dann verliert er die Unbefangenheit, er wird aufmerksam auf seine Rede, diese stockt, der Gedanke, der Ernst, der Inhalt ist ihm nicht mehr das Ursprüngliche, zu dem die Form sich von selbst findet, die letztere wird Zweck. So wird nicht bloß die Sprache aufgelöst, auch die geistige Gesundheit überhaupt gebrochen. Ich empfinde, wenn ich ein jüdisches Witzblatt, wie die Wespen, lese, zuletzt nur Ekel; diese Juden drehen einem das Wort im Munde um. Daß der schale Spaß mit Herrn Wippchen weit und breit so lauten Beifall gefunden hat, ist ein schlimmes Symptom, demütigend für die Geschmacksbildung der jetzigen Generation."

„Auch die jüdischen Reime gehören in dies Kapitel. Heine brachte sie zuerst auf. Heute finde ich wieder einen solchen Reim: Kanzleistil — Beispiel, Dunstkreis — Kunstgreis, Lob ist — Mirabeau bist."

„Der geistreiche Jude sagt nicht: Er trug ein schmutziges Hemd, oder sein Hemd war schmutzig, sondern: ein Hemd, dessen Dunkelfarbigkeit die Entscheidung über die Reinlichkeitsfrage erschwerte. Von den Nibelungen und den Hohenstaufen sagt der Jude: ‚Diese sagenumwobenen Hochgipfel altdeutscher Geschichte, diese leichenbesäeten Schlachtfelder unaufführbarer moderner Dramen und unlesbarer Ritterromane.' Abgesehen von den gehäuften schweren Adjektiven ist hier die Mischung von Schwung und litterarischer Satire echt jüdisch; in die reine Luft der Höhen weht plötzlich ein stinkender Hauch der Niederung hinein und dieses Unerwartete ist die eigentliche Absicht, die gesuchte Manier."

Findet der Jude einen Adler irgendwo (auf Münzen, im Reichswappen, auf Schildern) schlecht gezeichnet, dann sagt er:

„Der im schlimmsten Stadium der Heraldik stehende tuberkulöse Adler.“ Von einer Kunstausstellung: „Man wandelt durch eine Art Milchstraße, in der sich leider manche mit bloßem Auge gar nicht zu erkennende Sterne dritter und vierter Klasse ohne Eichenlaub breit machen.“ Eine nackte Venus nennt er „einen Stein des Anstoßes für regulative Gemüter.“ Hat jemand die eben erwähnte Venus an sich gebracht, so schreibt der Jude: „Ein konfessionsloser Ankauf.“ „Die Griechen eröffneten den trojanischen Revanchekrieg“ u. s. w. Der ganze Kniff besteht darin, das Ideale, das Heilige, die Welt des Gemütes und der Phantasie durch Zusammenstoß mit der vulgärsten Prosa der Tagesgeschichte, des gemeinen Lebens und grober, natürlicher Bedürfnisse zu zertrümmern, es ist ein ewiges Beinstellen. Von dem wahren Humor unterscheidet sich dies durch den Mangel an Ernst, an Wärme.

„Das Zusammenhanglose, Unkünstlerische der jüdischen Manier malt sich auch in den liederlichen Possen, mit denen die Berliner Theater seit Jahren versorgt werden. Sie sind Pflanzschulen nicht bloß sittlicher, sondern auch dichterischer Verwilderung geworden. Auch gleichen sich diese Stücke, von Kalisch bis auf Jakobson herunter. Charakteristisch dabei ist die Auflösung jeder Kunstform, der absolute Mangel an Humor und freier Komik, die Unfähigkeit, ein Ganzes zu geben, die Jagd nach Kontrasten, die Frechheit, mit der Lieder eingemischt werden, die mit dem dargestellten Leben nichts zu thun haben. Viel Wortwitz, wenig sachliche Komik, die letztere immer über die Grenze des Gemeinen und Platten hinaus sich wagend u. s. w.“

„Um den Juden nicht unrecht zu thun, muß man bedenken, daß er ja eine fremde Sprache spricht und schreibt. Könnte er im Zusammenhang mit den drei Jahrtausenden bleiben, deren Geschöpf er ist, so würde sein Ausdruck freier und natürlicher sein, sein Geist sich selbst angehören und vielleicht mehr aus der Tiefe, ohne Hemmung und Einbuße, sein Eigenes offenbaren. Jetzt ist alles an ihm gezwungen, unnatürlich, in sich unvereinbar.“

Wir halten hier inne, weil diese wenigen Excerpte aus einer langen Reihe doch ausreichend zeigen, was es war, das

Hehn als judaistischen Stil verfolgte. Es war, wie nicht nachdrücklich genug betont werden kann, nur die Sache, die ihm dabei am Herzen lag. Im persönlichen Umgang war er seinen jüdischen Bekannten gegenüber ebenso rücksichtsvoll und höflich, wie gegen jedermann, wenn auch noch etwas zurückhaltender. So hat er jahrelang mit Fanny Lehwald in Verkehr gestanden, die er im Sommer 1877 in Ragaz kennen lernte. Auch sein erster Hausarzt — später war es Doktor Bidder, ebenfalls ein Landsmann —, mit dem er jahrelang freundschaftlich verkehrte, war nach seiner Auffassung von dem inhärierenden Charakter der Rasseneigentümlichkeiten Jude, und so noch andre, mit denen er thatsächlich Ausnahmen machte. Unduldsam aber wurde er, wo es sich um die Sache handelt, und in seinen letzten Lebensjahren wohl auch heftig, wenn politische Meinungsverschiedenheiten, speziell seine Verehrung für Bismarck oder den alten Kaiser, „den unbegreiflichen Helden", in Frage kamen. Um ihn aber wurde es mit den Jahren immer einsamer. Sehr schmerzlich hatte ihn schon der Tod seines Gönners, des Grafen Modeste Korff, im Jahre 1876 berührt, 1885 starb Fräulein Edith von Rahden, die geist- und gemütvolle Hofdame der Großfürstin Helena Pawlowna, dann folgte noch zu Ende desselben Jahres der Tod von Georg Berkholz, mit dem ihm ein Stück des eigenen Lebens verloren ging. Waren die Beziehungen zwischen ihm und dem Jugendfreunde auch allmählich weniger lebendige geworden, und konnte er, wie es in seinen Erinnerungen an Georg Berkholz geschehen ist, mitunter hart über den Freund reden, so war das eigentlich ein dépit amoureux. Aus ihm sprach halb unbewußt der Junggeselle, der den Freund einem Dritten nicht gönnte, am wenigsten einer Frau, und der praktisch-politischen Thätigkeit, die Berkholz in Riga im steten Kampf für die bedrohten Landesrechte der Heimat entfaltete, trug er kein rechtes Verständnis entgegen. Ihn schmerzte, daß die große wissenschaftliche Begabung, die Berkholz auszeichnete, sein umfassendes linguistisch historisches, fast könnte man sagen universelles Wissen nicht zu entsprechender Produktion geführt hatte. Aber während Hehn seine besten Gedanken zu Papier

zu bringen gewohnt war, und so lebhaft sein Geist in der Unterhaltung sprühte, doch von seinen Jünglingsjahren her die sorgfältig gepflegte Gewohnheit beibehalten hatte, stets mit der Feder zu arbeiten, war Berkholz eine mehr sokratisch angelegte und „mündliche“ Natur; ein Mann, von dem nach allen Seiten hin Anregung ausging, der freigebig sein Wissen und seine Studienergebnisse andern schenkte, und für sich zufrieden war, wenn er innerlich zu einem Resultat gelangte, das seinem fast untrüglichen kritischen Verstande genügte. Während Hehn sein politisches Denken vor der Oeffentlichkeit in sich verschloß, drängte es den andern, mit seiner Ueberzeugung hervorzutreten. Von gleichem Streben und gleichen Studien ausgegangen, waren beide schließlich durch das Leben auseinander geführt worden.

Wer mag entscheiden, wessen Leben das subjektiv reichere gewesen ist? Die weitere Wirksamkeit gehört Hehn und auch tiefere Spuren hat ohne Zweifel Hehn hinterlassen, der innere Reichtum aber läßt sich nicht messen. Sie waren beide überreich. Es ist, als habe das heute halb erstickte baltische Deutschtum an ihnen noch zeigen wollen, was es nach innen und nach außen an geistiger Kraft zu produzieren vermöge. Aus beiden spricht, um in den Kreis Hehnscher Anschauungen zurückzukehren, das Erbe der Geschichte und des Geistes der alten deutschen Kolonie.

Das Jahr 1889 brachte einen neuen Todesfall, der Hehn tief erschütterte, der um sechs Jahre ältere Stiefbruder Julius starb und Viktor Hehn, der immer der schwächere gewesen war, fühlte sich noch sterblicher und noch einsamer als sonst.

Auch der Tod des alten Kaisers bewegte ihn tief; die neunundneunzig Tage trug er schweren Herzens, und sorgenvoll schaute er nach Friedrichsruhe hinüber, voll trüber Ahnungen für die Zukunft. Aeußerlich zwar ging das frühere Leben fort, Lektüre, ein Glas Wein, der Verkehr mit wenigen Freunden. Aber er fühlte das Ende kommen und erwartete es eigentlich täglich. Wußte er doch, daß ein Hauch genügen werde, um auch ihn auf das letzte Lager zu werfen. Und überraschend schnell, seinen Freunden völlig unerwartet, ist dann das Ende gekommen. Am 21. März 1890, nach nur dreitägiger Krankheit, ist er gestorben.

Es waren die kritischen Tage, die über den Rücktritt des Fürsten Bismarck entschieden.

Mit ihm ist eine Persönlichkeit hingegangen, die einer andern Zeit angehörte, ein Mann, der als etwas Besonderes für sich dastand, der weder in den Kreis einer Schule, noch einer Partei hineingehörte. So umfassend auch seine wissenschaftlichen Leistungen waren, sie geben doch nur einen geringen Teil dessen, was er der Welt zu sagen hatte. Von ihm gilt das Wort von Montaigne: „Il y a des gens qui s'en vont de ce monde sans avoir déballé toutes leurs marchandises."

Anhang I.

Ein Blick auf die auswärtige Politik des Kaisers Nikolaus I.

Dreißig Jahre einer denkwürdigen Regierung liegen vor uns. Da seitdem die politische Konstellation und Gruppierung von Europa eine ganz andre geworden ist, so bilden sie eine völlig abgeschlossene Epoche und lassen schon jetzt eine unparteiische und objektive Charakteristik zu.

Der Grundzug der auswärtigen Politik Rußlands unter der Regierung Nikolaus I. bestand darin, mehr eine Politik des Prinzips, eine ideale Politik, als eine Politik des Interesses und eine reale Politik zu sein. Das Ereignis, das die Thronbesteigung begleitete, hatte einen so tiefen und unauslöschlichen Eindruck auf das Gemüt des Herrschers gemacht, daß es seiner Regierung auf lange, ja auf immer gleichsam die Signatur aufdrückte. Die bald darauf erfolgende Julirevolution, die durch dies Beispiel geweckten Unruhen und Aufstände in Belgien, Deutschland und Italien, endlich die die russische Herrscherkrone selbst antastende Empörung Polens befestigten in der Seele des Kaisers das Gefühl der ihm anvertrauten Mission. Er wurde der Retter Europas, der Wächter der legitimen Ordnung: mit blitzendem Schwerte hütete er die Pforte, durch welche die Dämonen sozialer Zerstörung einzudringen suchten. In dem Schwunge dieser Begeisterung, in der festen Willenskraft, die alle europäischen Verhältnisse auf dies eine Ziel

bezog, konnten die Bedürfnisse und die Interessen Rußlands nur in zweiter Linie in Betracht kommen. Rußland vergaß sich, um für den Weltteil zu leben und eine mühevolle, oft vereitelte Aufgabe zu lösen. Durch eine zahlreiche und glänzende Militärmacht, die an dem Reichtum des Landes zehrte, imponierte es den liberalen Mächten des Westens und den oft ängstlichen konservativen Mächten des Ostens. Durch eine streng angespannte Regierungsgewalt im Innern, die in Rußland keinen Zweck hatte, gab es den unsichern und schwankenden Regierungen des Auslands das Beispiel und Muster, wie die Revolution zu bändigen sei, und eine moralische Stütze, an der ihr Mut sich emporrichtete. Rußland mißtraute den in dem Volke schlummernden Kräften und der geistigen und materiellen Entwickelung — nur weil diese in den Staaten des Westens auf so verderbliche Abwege geführt hatte. Mit einem Wort, es opferte das Wachstum seiner Macht dem Ideal europäischer Stabilität; es diente mit seltener Selbstverleugnung, ich möchte sagen Schwärmerei, dem einmal erwählten politischen Prinzip.

In dem verwickelten Komplexe politischer Interessen werden gewöhnlich solche Länder, deren Grenzen nicht aneinander stoßen, in eine engere freundschaftliche Verbindung treten. Denn eben die entferntere Lage macht eine Kollision der Absichten seltener; die Sphären des Einflusses, die jeder Staat um sich herum zu ziehen beflissen ist, berühren einander nicht, und die Gegner sind gemeinsame. Umgekehrt ist die Stufe politischer Entwickelung, die Formel, nach welcher Staat und Regierung konstruiert sind, kurz, das politische Prinzip gewöhnlich bei Nachbarstaaten analog — die politischen Ideen stufen sich nach zwei entgegengesetzten Himmelsrichtungen in allmähligem Uebergang zu zwei entgegengesetzten Extremen ab. Rußland nun folgte der idealen Wahlverwandtschaft, nicht dem Zuge praktischer Vorteile: es stand im engsten Bündnisse mit den beiden Mächten des Ostens, die denselben politischen Grundsätzen huldigten, es arbeitete Frankreich entgegen, dessen Regierung aus einer Revolution hervorgegangen war und welches an der Spitze der liberalen Bewegung des Weltteils zu stehen schien.

In dem System des Kaisers Nikolaus hätte es gelegen, eine Thatsache, wie die Julirevolution und das aus derselben hervorgegangene populäre Regiment überhaupt nicht zu dulden. Sie widersprach sozusagen dem öffentlichen Bekenntnis des monarchischen Europa und forderte die Anwendung gemeinsamer repressiver Polizei. Indes — Rußland lag entfernt und Oesterreich und Preußen fürchteten die Gefahren eines Kreuzzuges an den Rhein. So mußte der Kaiser sich begnügen, beide Mächte, die er zu keiner energischen That bewegen konnte, wenigstens zu einer gemeinsamen negativen Haltung zu verbinden. Ludwig Philipp wurde zwar anerkannt, aber die Beziehungen zu seiner Regierung blieben kalt und völlig nichtig; ein Protokoll sanktionierte zwar die Lostrennung Belgiens, aber dem König von Holland wurden die möglichst vorteilhaften Bedingungen verschafft. Durch Bekämpfung des Prinzips der Nichtintervention (eines an sich unhaltbaren und niemals befolgten Grundsatzes, denn die europäischen Staaten bilden einen großen organischen Körper, an dem kein Glied verletzt werden kann, ohne daß alle übrigen mitleiden) wurde Frankreichs Aktion auf die engsten Grenzen beschränkt, zugleich durch den Einmarsch eines österreichischen Heeres in die römischen Legationen praktisch seine Nichtgeltung vor aller Augen bewiesen. Oesterreichs Bemühungen, in Deutschland Ruhe zu schaffen, der nach Stimmrecht verlangenden Demokratie den Mund zu schließen, die landesherrliche Gewalt in Gesetzgebung und Kammerverwaltung vor den Uebergriffen der Stände sicherzustellen — diese Bemühungen wurden von Rußland energisch unterstützt und durchaus kein Versuch gemacht, etwa durch Begünstigung der kleineren Staaten gegen die großen in Deutschland Einfluß und ein vorteilhaftes Gegengewicht zu gewinnen. Auf den denkwürdigen Konferenzen von Münchengrätz (1833) und Töplitz (1835) wurden vielmehr die Bande zwischen den drei Mächten noch enger geknüpft und für bestimmte Fälle eine solidarische Verpflichtung übernommen: fortan sollten die drei Mächte der liberalen Propaganda gegenüber ein imposantes Ganze bilden, dessen drohendes Veto jeder Bewegung des revolutionären Mutterlandes entgegentrat.

Da bald nach der Julirevolution England und Frankreich ein enges Bündnis eingegangen waren, da dies Bündnis sich durch den Beitritt Portugals und Spaniens zu einer Quadrupelallianz erweiterte, Don Miguel und Don Carlos hoffnungslos den Boden ihres Vaterlandes verlassen mußten, Belgien aber dem Einfluß und den Institutionen Frankreichs und Englands sich nicht entziehen konnte — so war Europa in die zwei ungleichartigen Massen des Westens und des Ostens zerfallen und gliederte sich nach einer idealen Geographie. Italien und Deutschland, in der Mitte liegend, bildeten den Uebergang, doch so, daß beide Länder dem großen Bunde des Ostens sich unterordneten: denn wenn auch im ersteren Lande Ancona eine französische Besatzung empfangen hatte, so war dennoch Oesterreichs Einfluß in der Halbinsel bestimmend, und wenn auch konstitutionelle Regungen die kleineren Staaten des andern beunruhigten, so bewirkte doch eine wachsame Preßpolizei, daß diese ein bescheidenes Maß nicht überschritten.

Lange konnte indes eine so gespannte Gruppierung nicht bestehen. Je länger Ludwig Philipp auf dem Throne sich erhielt, je geschickter und mutiger er die insurrektionellen Gewalten im Innern niederhielt, desto mehr mußten Widerwille und Mißtrauen gegen ihn bei den konservativen Mächten schwinden. Schon hatte der Thronerbe, der Herzog von Orleans, eine dem preußischen Königshause verwandte Prinzessin heimholen dürfen; die Beziehungen zwischen Frankreich unter Guizot und Oesterreich unter Metternich gestalteten sich immer freundlicher, ja sie wurden im Jahre 1847 völlig intim. Auf der andern Seite enthielt der nordische Bund genug innere Keime der Auflösung in sich. Daß diese nicht aufbrachen, war das Verdienst dessen, der die Seele des Bundes war, des Kaisers Nikolaus. Völlig uninteressiert, lebte und wirkte er nur für die durch die Allianz repräsentierte Idee. Weder hatte ihn die siebzehnjährige Dauer des Julithrones in seiner feindseligen Kälte irregemacht, noch bewogen ihn kommerzielle Rücksichten zu einer Anerkennung der Königin von Spanien, noch suchte er in der Gunst der kleinen deutschen und italienischen Höfe oder in Beförderung der natio-

nalen Bewegung, die unter den österreichischen Slaven ausgebrochen war, einen in passender Zeit zu gebrauchenden Hebel gegen Oesterreich: er gewährte dieser Macht freiwillig den Besitz des wichtigen Krakau, und als einst die österreichische Botschaft im Namen des Kaisers dem Petersburger Kabinett ihre tiefe Besorgnis wegen Ungarn vertraulich mitteilte (1837), schrieb er dem Grafen Nesselrode: „Sie werden dem Grafen Ficquelmont für diese wichtige Mitteilung danken. Ich flehe zu Gott, daß er Oesterreich die herannahende Prüfung erspare. Ich will hoffen, daß alle Maßregeln wohl genommen sind. Auf alle Fälle aber kann Oesterreich auf Rußland zählen.“ [1]) Dies war als Gesinnungszeugnis und in der Stille des Kabinetts das Vorspiel dessen, was einige Jahre später vor den Augen der Welt als eine große That der Rettung erscheinen sollte. Auch in Preußen hatte seit 1840 die Regierung eines geistreichen und beredten, aber phantastischen und haltungslosen Fürsten Hoffnungen geweckt und eine Gärung der Meinungen unterhalten, die dem, was die Allianz der Höfe erstrebte, direkt widersprach. In Italien ging von dem neugewählten ehrgeizigen Papst Pius IX. eine ähnliche, noch leidenschaftlichere Bewegung aus; die Schweiz setzte, allen Mächten des Festlandes zum Trotz, in einem Volkskrieg und mit einem Volksheere ihre neue, zentralisierte Verfassung durch; die konservative Sache und deren organisiertes Heerlager, dessen Führer Rußland war, schien gleichsam einen Abhang hinunterzugleiten und mit jedem Augenblick an der Festigkeit des Bestandes einzubüßen.

Da brachen die Revolutionen des Jahres 1848 aus und bereiteten Rußland noch einmal einen noch höheren Triumph. Als nicht bloß der Julithron zusammenstürzte, sondern auch in Wien, dieser Heimat des Jesuitismus und seiner geistlichen Zensur, dieser chemischen Küche des schlauesten Machiavellis-

[1]) „Vous remercierez le Comte Ficquelmont pour cette importante communication. Je prie Dieu qu'il épargne à l'Autriche l'épreuve qui se prépare. J'aime à croire que les mesures sont bien prises, mais en tout cas elle peut compter sur la Russie.“ (Brunnow, Aperçu général de nos relations avec les Puissances de l'Europe.)

mus, dieser Burg des feudalen Aristokratismus seit dreihundert Jahren — Studenten und Nationalgarden auf den Plätzen bivouakierten und der Kaiser fliehen mußte; als die preußische Garde nach einer blutigen Nacht die von Barrikaden durchschnittene Hauptstadt räumte und Nationalversammlungen in Frankfurt und in Berlin in anarchischen Beschlüssen sich überboten — da stand allein Rußland unversehrt da und glich einer Berggegend, in der eine gesunde Frische weht, indes durch die Niederungen ein verzehrendes Miasma schleicht. In diesen Tagen mußte jedem einleuchtend werden, daß die politischen Prinzipienkämpfe, in denen Europa seit 1789 sich abmattet, Rußland nicht berühren, dessen Entwickelung einen ganz andern Weg genommen hat. Rußland hielt sich demgemäß mit weiser Politik zur Seite und erklärte, aus der Rolle des Zuschauers nur dann heraustreten zu wollen, wenn der Umsturz seine eigenen Grenzen zu überschreiten versuchen werde.

Indes, wie vorauszusehen war, auf die fieberhafte Erhitzung folgte die Abspannung, die überraschten konservativen Elemente sammelten sich und bald war die Reaktion in vollem Gange. Als in Wien und Berlin mit Hilfe der bewaffneten Macht die Autorität notdürftig wiederhergestellt war, da erschien Rußland mit derselben Fahne in der Hand wieder auf dem politischen Schauplatz — seiner selbst vergessend und der alten leitenden Idee getreu. Oesterreich, durch einen Bürgerkrieg zerfleischt, ohnmächtig, des Todes sich zu erwehren, wandte sich in der äußersten Not hilfeflehend an den mächtigen Alliierten. Die Hilfe wurde gewährt, Ungarn unterworfen und das Kaiserreich in seinen alten Grenzen wieder hergestellt. Man hat vielfach über die Motive gegrübelt, von denen Rußland bewogen worden, diese Hilfe, diese Rettung zu gewähren, während eine Auflösung Oesterreichs aus nationalen Sympathieen wie aus Gründen politischen Eigennutzes dem Nachbar vielleicht willkommen sein konnte. Aber diese Motive liegen in keiner staatsmännischen Berechnung, sondern ganz einfach in dem persönlichen ritterlichen Sinn, der von Anbeginn die äußere Politik geleitet hatte: ein Volk, wider alle göttliche und menschliche Ordnung gegen

seinen Fürsten in Empörung, fand in dem russischen Monarchen seinen unzweifelhaften Feind und Rächer; ein Fürst, dessen Diadem angetastet war, durfte an seine Hilfe nicht vergebens appellieren.

Jetzt trat eine Zeit ein, wo in einer Reihe von Triumphen die Politik der Gesinnung ihren Träger mit der Glorie des europäischen Diktators umgab und sein Haupt hoch über die Häupter aller Fürsten erhob; dann eine andre, wo schmerzliche Enttäuschungen und bittere Erfahrungen es niederbeugten, bis es sich auf immer zur Ruhe legte. Denn solches ist das Schicksal desjenigen, der ausschließlich ein sittliches Ziel verfolgt: wohl gehorchen ihm die Dinge eine Weile, wie vom Zauber seines mächtigen Willens ergriffen, und der edelste Lorbeer wird ihm zu teil — aber in dieser bedingten endlichen Welt wird von dem Kämpfer nicht bloß Edelmut, sondern auch Klugheit gefordert; das von einer hohen Leidenschaft verklärte Auge verliert oft jene Schärfe, die die Menschen auch unter ihrer Larve durchschaut, und der Erhabene fällt in die Schlingen der ganz gewöhnlichen selbstsüchtigen Berechnung seiner Gegner.

Als Oesterreich und Preußen bereit waren, ihre gegenseitige Eifersucht zu einem Kriege ausbrechen zu lassen, da verwies sie Kaiser Nikolaus zur Ruhe und beschied sie vor seinen Richterstuhl in Warschau. Warschau war eine nach Westen fast bis in das Herz des Weltteils vorgerückte Nebenhauptstadt des großen Reiches, bestimmt, Europa zu verwalten, gleichsam eine Kanzlei, niedergesetzt, die europäischen Händel zu schlichten. Dort erschienen der Kaiser von der Donau und der König von der Ostsee und ihre Minister und die Fürsten der Höfe Mitteleuropas und holten Rat und Befehl ein und bekannten Rußlands Hegemonie. Frankreich zitterte gerade damals vor einer unbekannten verderbenschwangeren Zukunft, England lag abseits; beide blickten halb neidisch, halb ehrfurchtsvoll auf die polnische Hauptstadt. Mit Recht durfte der Kanzler Nesselrode in seinem Bericht über die vollendete fünfundzwanzigjährige Regierungsdauer seines kaiserlichen Herrn behaupten, die Warschauer Verhandlungen hätten den Beruf eines Lenkers besiegelt, den die

Ereignisse dem Kaiser von Rußland übertrügen und den ganz Europa, freiwillig oder gezwungen, anerkenne [1]).

Aber bald sollte bewiesen werden, daß jene Oberherrlichkeit doch ohne reale Basis gewesen und daß mancher Vasall im Glanze dieser Huldigungen nur seinem momentanen Interesse folgte.

Wir wenden uns nach einer andern Seite, die bisher absichtlich von uns übergangen worden.

In zwei großen Angelegenheiten konnte man der Politik des Kaisers Nikolaus nicht vorwerfen, bloß einem sentimentalen Schattenbild nachzujagen — wir meinen die orientalische Frage und die der dänischen Herzogtümer. In der letzteren war Rußlands Verhalten durch die Umstände selbst leicht und rein vorgezeichnet: Dänemark, welches den Sund besitzt, das Eingangs- und Ausgangsthor für die Länder an der Newa und der Düna, mußte in seinem Bestande erhalten bleiben. Die politische Legitimität forderte, den Aufstand empörerischer Unterthanen gegen ihren Herzog-König niederzuwerfen, das politische Interesse, dem Ehrgeiz Preußens in dieser Angelegenheit den Weg abzuschneiden [2]). Um die Aufgabe noch ebener zu machen, ging auch Englands Vorteil hierin mit dem russischen völlig Hand in Hand.

Viel verwickelter und weitgreifender, als am Sunde, war die zu lösende Aufgabe am Bosporus. Die Türkei hatte am

---

[1]) Votre Majesté vient de mettre le sceau à ce caractère de modérateur que les événemens Lui defèrent et que l'Europe se sent contrainte ou empressée à Lui reconnaître. Mit gerechtem Stolze und im Bewußtsein reiner Absichten schrieb der Kaiser unter den eben erwähnten Bericht, indem er ihn seinem Sohne, dem Zarewitsch Thronfolger, zusandte, die edeln Worte: „Hier hast Du meinen Rechenschaftsbericht für fünfundzwanzig Dienstjahre; gebe Gott, es möchte mir gelingen, Dir Rußland so zu übergeben, wie ich bestrebt war, es hinzustellen, stark, selbständig, wohlthätig — uns zum Heil — niemandem zum Uebel."

[2]) (Votre Majesté) a maintenu ... dans le Jutland et les Duchés l'intégrité de la Monarchie Danoise contre les prétentions arrogantes de la démocratie Allemande et l'ambition moins ouverte du gouvernement Prussien. (Bericht des Kanzlers Nesselrode.)

Eingang der langen Laufbahn des Kaisers die erste Sorge gebildet, die ihn traf (Verhandlungen zu Ackermann, 1826), sie war auch die letzte, während welcher sein Herz brach. Auch bei dieser Frage schienen freilich die Impulse der monarchischen Theorie ganz mit denen des Nutzens zusammenzufallen. Denn welches war die Legitimität des Sultans? Er war das Haupt einer wilden fanatischen Horde, die, einst aus Asien eingebrochen, ohne Zivilisationsfähigkeit und staatenbildenden Instinkt, rein gewaltthätig, auf dem schönen Boden gelagert blieb und eine unglückliche christliche Bevölkerung Sklavendienste thun ließ. Und wenn diese Bevölkerung gegen ihre Dränger sich erhob, durfte sie mit jenen Empörern zusammengeworfen werden, die in dem christlichen Europa die Grundlagen des Bestehenden umzuwerfen suchten? Sie bekannte sich zur anatolischen Kirche, wie die Russen — wenn sie in ihrem Glauben verfolgt wurde, wessen Mission war es, sich ihrer anzunehmen, und wer besaß neben der Gewissenspflicht auch die Macht dazu, als der russische Kaiser? Dazu war er der Erbe einer langen, glorreichen Tradition, die seit anderthalb Jahrhunderten, ja man kann sagen seit einem Jahrtausend auf Konstantinopel als ihr letztes Ziel gerichtet war. Rußland hatte die Furchtbarkeit der Türken, die einst auf ihren Streifzügen bis Moskau gekommen waren, zuerst gebrochen und sie in fortwährenden Siegen immer weiter zurückgedrängt; es war bis ans Schwarze Meer gekommen, hatte Fluß nach Fluß überschritten, Festung nach Festung erstürmt, eine Provinz nach der andern sich abtreten lassen und stand nun an der Donau; seine Handelsstädte blühten an den Ufern des Pontus, den seine Flotten drohend beherrschten. Da das osmanische Reich sichtlich zerfiel, wer mußte sich bereit halten, die gebührende Erbschaft sich nicht entgehen zu lassen?

So einfach aber demgemäß die Aufgabe der russischen Staatskunst in betreff der Pforte in sich war, so schwer war sie und mit so großer Umsicht mußte sie geführt werden der großen europäischen Politik gegenüber. Hier galt es richtig zu beobachten, Mittel und Zeitpunkt klug zu wählen, nichts zu übereilen, nichts zu versäumen, bei aller Konnivenz, die durch

die allgemeine Lage der Dinge gefordert wurde, dennoch Rußlands Zukunft nie aus dem Auge zu verlieren. Zwei Mächte kamen hier besonders in Betracht, die bei der Türkei aufs nächste interessiert waren, England und Oesterreich.

England stand den Bedingungen seiner Existenz nach nicht gerade in direktem Antagonismus zu Rußland und es hat Momente genug gegeben, wo es mit Rußland im freundlichsten Verkehr sich befand. Der Kaiser Nikolaus würdigte es sogar seines persönlichen Besuches. Die Schule historischer Politiker, d. h. solcher, die die traditionelle Erbschaft der Sitten aller gesetzgeberischen Staatskunst vorziehen, blickte auf England als das Musterland aristokratischer und konservativer Gewohnheiten. Wenn England in den letzten fünfundzwanzig Jahren sich sichtlich demokratisierte und egalisierte, so konnte dies auf dem Kontinent Verstimmung erregen, aber zu einer gefährlichen Propaganda führten die inneren Umwandlungen der abgeschlossenen Insel nicht, die von jeher ihren eigenen Gang verfolgte. Konflikte mit England konnten nur auf dem Gebiete politischer Machtentfaltung entstehen. England war vor allem eine die Welt umspannende See-, Kapital- und Industriemacht; es hatte sich aller Handelsstraßen und Stapelörter, aller beherrschenden Punkte versichert; wenn es auf dem Festlande größere Ländermassen sich unterwarf, so geschah dies nur, insofern diese Länder durch Gebirge oder andre Naturhindernisse wie Inseln abgesondert und umgürtet waren. Von dem Augenblick an, wo ein Volk auf dem Kontinent im Wachstum seiner Kräfte um sich griff und im Besitz der Küsten eine Weltmacht zu gründen drohte, mußte es mit England feindlich zusammenstoßen. Eine solche Macht, ein solches Volk war zum Beispiel Nordamerika. Aber der Anspruch auf den Besitz von ganz Amerika, den dieses Volk erhob, die Monroedoktrin, d. h. die Abweisung jedes europäischen Einflusses auf den westlichen Kontinent, war im Grunde nur der Ausdruck der vorliegenden Naturverhältnisse: England sah dies ein und faßte frühzeitig seinen Entschluß: es gab Amerika ganz auf; die neue Welt nämlich war eine Insel, überall von Meer umgeben, ganz eine Welt für sich: dort mochte sich ent-

falten, was da wollte — es hatte keinen direkten Zusammenhang mit Englands Existenz und Größe. Amerika mußte über den Atlantischen, über den Stillen Ozean hinauslangen, um auf die Rivalität der Engländer zu stoßen, die auf ihrem eigenen Element nicht zu unterliegen fürchteten. So gab England seine Kolonieen im mexikanischen Meerbusen als hoffnungs- und zukunftslos auf, sah ihre Zerrüttung durch die Negeremanzipation und die abnehmende Produktion mit Gleichgültigkeit und wandte die ganze Macht seiner Kolonisation und seiner kolossalen Kapitalien auf Ostindien und die ostindischen Inseln, auf Australien und Ozeanien und den dahin führenden Weg, d. h. das Mittelmeer und das Rote Meer. So kann es noch lange dauern, ehe England und Nordamerika in einen ernstlichen Krieg verwickelt werden, d. h. einen Krieg, bei dem es sich um die gegenseitige Existenz handelt.

Ebensowenig ist Frankreich durch Lage, Volkscharakter, Ideenentwickelung zu einem bedrohlichen Feinde Englands bestimmt. Englands Blicke laufen unruhig spähend über den Erdkreis, vom Aequator und den Wendekreisen nach den Polen hin, über die Ozeane und die klimatischen Zonen — Frankreich strebt nach Ruhm und Herrschaft auf dem europäischen Festlande; im vorigen Jahrhundert wandte es seine Thätigkeit auf Verbreitung religiöser Aufklärung, dann seit der Revolution auf Experimente politischer Theorieen und Konstruierung von Staatsidealen; dabei verbrauchte es seine besten Kräfte, sein edelstes Blut und seine Schätze; es ist kriegerisch und kriegstüchtig, eine Nation marschierender Infanterie, die gern auf den ersten Trompetenstoß aufbricht, eine Nation auch der Artillerie und des Festungsbaues, d. h. exakter Technik, aber keine Nation, die, wie der Kaufmann thut, langsam spekuliert, fremden Volksidiomen mit Verständnis sich anschmiegt und die Realitäten der Weltlage geduldig hinnimmt und einer gegen die andre sich bedient. Frankreich hat mehr als einmal in Europa geherrscht und alle Völker des Weltteils seinen Sitten und Ideen unterworfen, aber seine Seemacht war und ist eine künstliche, sein Handel kränkelt, seine Küsten sind ohne Häfen, es hat wenig

Kohlen und Eisen, seine Kolonieen sind abgefallen oder verkümmern. So sind England und Frankreich überall auf entgegengesetzten Gebieten thätig. Höchstens wäre das Mittelländische Meer, diese englische Etappenstraße, ein Punkt möglichen Zusammenstoßes, aber wie alle übrigen Kolonieen ist auch Algier zwar ein Schauplatz bewundernswerter Märsche und Gefechte gewesen, aber es hat sich zu keiner Kolonie aufschwingen können, d. h. einer Nation neben der Nation, einem Lande mit eingewanderter ackerbauender Bevölkerung. Die Besorgnisse Englands wegen Algier sind bald wieder verschwunden.

Ganz anders gestaltete sich das Verhältnis Englands zu Rußland. Gerade in den dreißig Jahren der Regierung des Kaisers Nikolaus nahm dies Verhältnis allmählich eine immer deutlichere und festere Gestalt an. Rußland war gleichfalls eine Weltmacht, deren Territorium (nach Humboldts Bemerkung) die sichtbare Oberfläche des Mondes an Flächeninhalt übertrifft. Es war eine Macht mit sichtlicher Expansivkraft und Expansionslust. Es reichte zweihundert Längengrade weit über drei Weltteile weg. Wohl hatte es bei dieser ungeheuren Ausdehnung mit der Ungunst des Klimas, mit der Kargheit der Natur, mit Eis und Sumpf und Steppe zu kämpfen und die Verbindungsmeere lagen weit oder waren geschlossen, aber ein natürlicher und unwiderstehlicher Zug trieb es weiter nach Süden, über seine Grenzen, zu reichen und fruchtbaren Gegenden, zu den großen Straßen des Weltverkehrs. Ist die angelsächsische Rasse eine in ausgezeichnetem Grade kolonisierende, so ist es die slavisch-russische nicht minder. Wie der nordamerikanische Hinterwäldler, im Trieb nach Unabhängigkeit oder nach Abenteuern, sich vom zivilisierten Leben losriß, mitten im Walde sein Blockhaus baute und, wenn die Kultur und die Menge der Ansiedler ihm nachgekommen war, unwillig aufbrach und noch weiter nach Westen in die Einöde zog, halb Ackerbauer, halb Jäger, nur von der Flinte begleitet — so eroberten und kolonisierten in alten Zeiten die Nowgoroder alles Land nach Nordosten bis zum Ural, die Gegend von Moskau, jetzt das Herz Rußlands, wurde noch in historischer Zeit eine ungeheure russische Ansiedelung, Kosaken und

Flüchtlinge drangen in Sibirien vor, Stanitza folgte auf Stanitza, finnische und tatarische Stämme schwanden oder assimilierten sich, und so geht derselbe Prozeß noch heutiges Tages am Altai und am Kaukasus, am Aral und am Amur fort. Mußte die große, immer weiter nach Süden rückende Linie des russischen Gebietes und Einflusses nicht endlich auf die nördliche Grenze des großen englischen Reiches und Warenmarktes stoßen? Es begann in den Zwischenländern ein Kampf gegenseitiger Bewachung. Der persische Krieg, der mit dem Frieden von Turkmantschai schloß (Februar 1828), rückte das Gebiet des großen russischen Reiches um einige Provinzen weiter nach Süden, in die Verbreitungssphäre der Seide und der Baumwolle. Das Kaspische Meer ward von einer russischen Flotte befahren, Dampfboote gingen über den Aralsee, an dem Jaxartes ward eine Festung gegründet, der Handel verband Orenburg mit Khiva und Buchara, Kosakenposten näherten sich dem Issikulsee und im Herzen Asiens kämpften russische und englische Wollen- und Baumwollentücher [1]). Grund genug zu Besorgnissen an der Themse und am Ganges. Die räuberischen Kaukasusvölker und ihr wilder Fanatismus fanden in England heimliche Unterstützung, die freilich bei der geschlossenen Lage des Schwarzen Meeres und der wachsamen Aufsicht über die Küste nicht sehr wirksam werden konnte. Konstantinopel aber ward in England mit Recht als der Kardinalpunkt alles Widerstandes gegen Rußland angesehen; fiel diese Schranke, so stand der nordischen Monarchie der Weg zur Weltherrschaft offen. Wer am Bosporus herrscht, der beherrscht auch den Nil und den Euphrat: von dort aus war nicht bloß der Weg nach Ostindien versperrt, sondern auch das angloindische Reich in seinem Bestande bedroht. Ein schwacher, obgleich ausgedehnter Staat, wie die Pforte, ein despotisches und doch laxes Regiment, eine religiös verehrte Autorität im Mittelpunkt und ein lokaler, altorientalischer, feudaler Naturstand der Satrapieen, eine barbarische und also der

---

[1]) Der Missionär Huc fand in H'Lassa, der Hauptstadt von Tibet, russische Wollentücher.

europäischen politischen und kommerziellen Bevormundung offene Regierung — dies war es, was England zusagte. Die Türkei, wie sie war, bildete die beste Zwischenstation, den geeignetsten Weg für Depeschen, Reisen, Waren von und nach Indien. Erhaltung der Türkei mußte Englands erste Sorge sein. Den kleinen Staat der Griechen, dieser mäßigen und wohlfeilen Frachtschiffer des Mittelmeeres, sah England mit finsterem Auge und schickte mehr als einmal seine Seekolosse gebieterisch in den Piräus. Den Pascha von Aegypten, dessen Macht sich zu befestigen drohte, drängte es aus Syrien wieder hinaus.

Es ist leicht einzusehen, daß in allen genannten Punkten das Streben Rußlands das entgegengesetzte sein mußte. Es konnte nicht Aufgabe der Politik des St. Petersburger Kabinetts sein, die Türkei zu erhalten oder künstlich zu stärken oder den Abfall einzelner Provinzen mit allen Mitteln zu verhüten. Hatten sich die Griechen ihrem Joche mutvoll entzogen, so war kein Grund da, dem schönen Gefühl nicht zu folgen, das zu ihrer Beschützung und Rettung aufforderte. Mit großer Geschicklichkeit wußte die russische Diplomatie, England, das selbstsüchtige England, zu einer Konvention zu bewegen, welche die Unabhängigkeit und den Schutz Griechenlands zum Zweck hatte. Der in russischem Staatsdienst befindliche Graf Capo d'Istria übernahm die Präsidentschaft des neuen Staates; die Schlacht von Navarin diente vollständig dem russischen Interesse.

Als nun dasselbe Interesse im Jahre 1828 gebot, mit Waffengewalt die Türkei für ihre offene Wortbrüchigkeit zu strafen, da geriet außer England auch die zweite der oben genannten Mächte, Oesterreich, in die äußerste Besorgnis und erschöpfte sich in Versuchen, Rußland auf seinem Wege zu hemmen.

Oesterreich nämlich muß durch jeden Fortschritt Rußlands an der Donau und am Hämus fast noch tiefer geängstigt werden als England. Oesterreich ist ein Konglomerat von Religionen, Sprachen und Verfassungen, von Völkern und Provinzen, die im Laufe der Zeit durch Zufall, durch Heiraten, durch Schwäche der Nachbarn zu einem schlecht gefügten Ganzen sich zusammenfanden. Jede Beziehung der einzelnen Bestandteile zu irgend

einem auswärtigen verwandten Element, die stärker ist als das schwache Band, das die österreichische Einheit bildet, muß diesem Staate Verderben drohen. Eine solche Wahlverwandtschaft war in der slavischen Nationalität, in der anatolischen Kirche gegeben. Rußlands Größe bildete für Oesterreich eine stete Lebensgefahr. Wenn die vereinzelten und in dieser Vereinzelung schwachen slavisch-griechischen Christen der Türkei unter Rußlands Zepter sich vereinigten, so konnte nichts in der Welt den Zug auch der österreichischen Slaven und der österreichischen Stämme griechisch-morgenländischen Glaubens zu dieser politischen Einheit aufhalten. Rußland, zugleich in Warschau und in Konstantinopel herrschend, umfaßte Oesterreich von drei Seiten in einer tödlichen Umarmung, in der es auseinander springen mußte.

Während des Krieges ließ es Oesterreich nicht an Versuchen fehlen, den Londoner und Pariser Hof zu einem thätigen Widerstande gegen Rußlands Unternehmen zu bewegen. Aber die Regierung der Bourbons stand mit Rußland freundlich; Frankreich hatte damals sein auf das Mittelmeer und die Levante gerichtetes politisches System noch nicht entwickelt. Das englische Kabinett schwankte; Rußlands Versicherungen halfen es beruhigen. So blieb die österreichische Regierung allein, die besorgten Blicke auf den Kriegsschauplatz gerichtet. Alles hing hier von dem Gange der Kriegsbegebenheiten ab. In der That, konnte die Türkei nicht vielleicht doch eine Lebensfähigkeit entwickeln, die unter dem Scheine des Verfalls nur verborgen lag? Konnten die Naturhindernisse, das mörderische Klima, die Schwierigkeit der Verpflegung im Bunde mit dem Fanatismus der Kinder des Propheten nicht die Türkei retten ohne Dazwischenkunft einer europäischen Macht? Der erste Feldzug, der des Jahres 1828, schien diese Meinung zu bestätigen: er blieb ohne entscheidendes Resultat, Oesterreich bot seine Vermittelung an: sie wurde abgelehnt [1]); es wies auf die Gefahren möglicher Revo-

---

[1]) Durch Annahme einer fremden Vermittelung, sagte der Minister in seinem Bericht über die Jahre 1827 und 1828, hätte Rußland einer

lutionen hin: man ließ sich dadurch nicht schrecken. Der folgende Feldzug brachte Oesterreich zum Verstummen; betäubende Nachrichten kamen Schlag auf Schlag nach Wien und London. Wieder, wie in alten Zeiten, war ein nordisches Heer über den Balkan gegangen und stand vor den Thoren von Byzanz, die Stadt konnte gefallen sein, der russische Besitz dort festgegründet sein, ehe die eifersüchtigen europäischen Mächte nur gerüstet hatten. Kaiser Nikolaus aber machte Halt und gewährte dem besiegten Feinde auf billige Bedingungen den Frieden. Gewiß ist, daß die Eroberung Konstantinopels und die Erklärung, es behalten zu wollen, einen Krieg mit wenigstens zwei Mächten zur Folge gehabt hätte. Dennoch glauben wir, daß in dem Frieden von Adrianopel abermals die Großmut des Kaisers dem Sultan mehr zugestand, als die politische Lage forderte [1]). Verhältnismäßig geringe Abtretungen in Asien und die Aussicht auf dauernden Einfluß in Konstantinopel waren die einzige reelle Frucht eines so glänzenden, mit so schweren Opfern verbundenen Feldzugs. Dennoch machte das englische Ministerium in einer Art Protest gegen die Stipulationen dieses Friedens seinem Unmut Luft.

Bald darauf brachen die Stürme des Jahres 1830 los und lenkten die Aufmerksamkeit Rußlands und der Welt von den orientalischen Angelegenheiten weg. Aber daß die Bour-

---

Grundmaxime seiner Politik entsagt (. . . renoncer, par l'acceptation d'une médiation étrangère, à une maxime fondamentale de notre politique).

[1]) Zwar urteilte ein gleichzeitig (September 1829) niedergesetztes geheimes Komitee — bestehend aus dem Grafen Kotschubei, dem Grafen Tolstoi, dem Fürsten Alexander Galitzyn, dem Grafen Nesselrode, dem Grafen Tschernischeff und Herrn Daschkoff — gleichfalls, daß es in Rußlands Interesse liege, die Türkei aufrecht zu erhalten und mit ihr einen ehrenvollen Frieden zu schließen (Bericht des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten, und Brunnow, Transactions rél. aux affaires d'Orient). Aber beratende Versammlungen werden selten zu einem kühnen Schritte raten; außerdem kannte das Komitee die persönliche Ueberzeugung des Kaisers im voraus („Cette conviction que l'Empereur n'avait jamais hesité d'émettre se trouvait attestée . . . par les déliberations d'un comité spécial" etc., Brunnow, Transact.).

bons gefallen, daß die Julimonarchie und das durch die Reformbill umgewandelte England fortan in enges Bündnis zusammentraten, war nicht bloß für die konservative Sache, sondern auch für die früher oder später wieder aufzunehmende orientalische Frage ein Unglück [1]). Frankreich, welches in den Jahren 1828 und 1829 ein wohlgesinnter Freund gewesen war, trat in die Reihe der Wächter des Bosporus; es sprach das Protektorat der lateinischen Kirche an, es bestellte sich zum Gönner und Schützer des Pascha von Aegypten, es buhlte um Einfluß in Athen, wie in Konstantinopel. In der letztgenannten Stadt ging das Spiel rivalisierender Minister in lebhafter Weise fort und gab bald dem einen, bald dem andern das Uebergewicht. Drei Jahre nachdem die Türkei dem Untergang nahe gewesen (im Jahr 1829), schien sie wiederum an den Rand des Abgrunds gebracht) (1832). Die Armee Ibrahim Paschas rückte durch Kleinasien auf Konstantinopel los; die Pforte hatte seit der Schlacht bei Konieh dem aufrührerischen Vasallen kein Heer mehr entgegenzustellen. Es tauchte die Idee eines arabischen Reiches auf, d. h. einer Regeneration der islamitischen Herrschaft durch Substituierung der arabischen Nationalität statt der türkischen. Mehemed Ali und sein kriegerischer Sohn, auf den Thron der Kalifen erhoben, schienen eine neue Aera der Stabilität und Macht für das in Auflösung begriffene Osmanenreich zu versprechen. Rußland standen hier zwei Wege offen. Es konnte Mehemed Alis Triumph befördern und ihm zum Einzug in Konstantinopel behilflich sein — denn daß dadurch nur die allgemeine Verwirrung und der Zerfall befördert und die Zahl günstiger Wechselfälle vermehrt wurde, mußte jedem Politiker einleuchten, der sich nicht in Phantasmen verlieren wollte. Oder es konnte den Sultan durch militärische Hilfe sicher stellen und die Pforte, deren Bestand momentan erhalten blieb, an Rußlands mächtigen Schutz und höchste Autorität gewöhnen. Der

---

[1]) . . . cette alliance Anglo-Française, si hostile à nos intérêts politiques, si fatale pour la situation des Gouvernements conservateurs. (Bericht des Kanzlers N.)

erstere Weg, kühner und selbstsüchtiger, hatte in den Augen des Kaisers Nikolaus den Grundfehler, das Legitimitätsprinzip zu verletzen, denn Sultan Mahmud war der Souverän, der Pascha von Aegypten der Unterthan — so wurde der andre eingeschlagen. Ein Heer setzte an die Ufer des Bosporus über, russische Kriegsschiffe ankerten im Angesicht des Serails. Es war, als wenn Rußland in diesem stolzen Augenblick sagte: Rühre kein andrer an diese Hauptstadt, denn sie ist früher oder später mein Erbe. Wirklich geriet die auswärtige Diplomatie, von demselben Gefühl beherrscht, in geschäftige Aufregung: sie drang in die Pforte, Ibrahims Bedingungen ohne Aufschub anzunehmen und sich so einer doppelten Gefahr zu entziehen. Sultan Mahmud verstand sich zum Frieden von Kutahia, der sein Reich durch Erblichkeitserklärung, d. h. Abtretung von zwei oder drei wichtigen Provinzen wesentlich schwächte. Die russischen Streitkräfte zogen sich wieder zurück, aber sie brachten den Vertrag von Unkiar Skelessi mit (Juli 1833). Beide Reiche sagten sich in dieser Konvention gegenseitige Hilfe zu; die Dardanellen sollten für fremde Kriegsschiffe geschlossen sein, das Schwarze Meer also ein Binnensee bleiben, auf dem nur die russische Flagge herrschte [1]).

Aber gerade diese prävalierende Stellung Rußlands erbitterte und erschreckte die Mächte des Westens, vornehmlich England, von nun an immer mehr. David Urquhart begann seine fanatische Agitation gegen Rußland; die Lage der Dinge im Orient

[1]) Kaum erhielten England und Frankreich von diesem Vertrage Kenntnis, als sie in einer Kollektivnote erklärten (Oktober 1833), sie würden eintretendenfalls verfahren, „als wenn der Vertrag von Unkiar Skelessi nicht existierte“. Hierauf erwiderte Graf Nesselrode, der Kaiser werde den Verpflichtungen des Traktates treu bleiben und eintretendenfalls verfahren, „als wenn die englisch-französische Note nicht existierte“ (Brunnow, Aperçu de la politique du Cabinet de Russie — Transactions rélatives aux affaires d'Orient). Der Vertrag von Unkiar Skelessi wurde durch die Konvention von 1840 formell aufgehoben, der Sache nach aber durch eben jene Konvention bestätigt (Le traité d'Unkiar Skelessi, annulé en apparence, a été perpétué réellement sous une autre forme. Bericht des Kanzlers).

gewann in den Augen des Ministeriums, wie des Parlaments und der Nation eine immer größere Wichtigkeit. Die Pforte, durch ihre eigene Abhängigkeit von Rußland erschreckt, warf sich dem englischen Residenten ohne Rückhalt in die Arme. Der englische Einfluß überwog jetzt den russischen, ohne jedoch auf so reelle Thatsachen basiert zu sein, als der letztere. Denn was wollte der Hattischerif von Gülhane, der durch die Lords Ponsonby und Palmerston diktiert war, gegen die mächtigen Bande sagen, durch welche Bischöfe und Gemeinden der christlichen Bevölkerung mit denen Rußlands verknüpft waren? Was bedeutete Malta gegen Sebastopol? Eine neue Krisis wurde bald durch England vorsätzlich heraufbeschworen. Englische Eingebung vermochte den Sultan, gegen den mächtigen Vasallen, den Pascha von Aegypten und Syrien, die Waffen zu erheben (1839). Aber Ibrahim Pascha gewann die Schlacht von Nisibi, der Kapudan Pascha führte die osmanische Flotte dem Feinde in die Hände — wieder schien das Ende der türkischen Herrschaft gekommen zu sein. In diesem kritischen Moment war die Lage der vier Hauptmächte zu einander folgende. England fand in dem Triumph der Aegypter das stärkste Motiv, diese ägyptisch-syrische Macht, die ihm den Weg nach Indien versperrte, zu beschränken und zu demütigen. Nun stand sie aber unter dem speziellen Schutze Frankreichs, welches fernliegende Absichten auf eine Herrschaft in der Levante hegte. Indem Lord Palmerston gegen den Pascha von Aegypten auftrat, mußte er folglich mit Frankreich brechen und das Bündnis zerreißen, das beide Länder seit der Julirevolution verknüpft hatte. Oesterreich, ohnehin an der Erhaltung der Türkei interessiert, erfreut über das Zerwürfnis zwischen England und dem verhaßten Frankreich, schloß sich ohne weiteres der brittischen Politik an. Rußland aber — durfte es zusehen, wie England die Seefestungen des Paschas bombardierte, wie es im Bunde mit Oesterreich der besiegten Pforte als Lohn für ihre Niederlagen die längstverlorenen Provinzen Candia, Syrien und Arabien zurückerkämpfte? Oder mußte es, bedingungsweise auf Seite des höchst entrüsteten Frank-

reichs tretend, beide westliche Mächte in gegenseitiger Spannung halten, den Schiedsrichter im Orient spielen und diesen nicht zu einer Konsolidierung kommen lassen, die doch nur trügerisch war und auch wenn sie hätte erreicht werden können, den Zwecken Rußlands nicht dienen konnte?

Auch in diesem günstigen Moment wurde die russische Politik von jenem alle andern Rücksichten überwiegenden Grundsatz geleitet, dem der Legitimität. Die Trennung Frankreichs von England war ein Ereignis, das, lange ersehnt, von dem monarchischen Europa mit Jubel begrüßt wurde. Wenn auch Rußland jetzt zu England hinübertrat, so war das alte europäische Bündnis erneuert, jene Koalition, die einst dem revolutionären Frankreich gegenüber gestanden hatte, die dort die Bourbons eingesetzt und die Geschicke Europas in monarchischem Sinne geordnet hatte. Frankreich und den Liberalismus zu isolieren und gleichsam als unrein aus der europäischen Gesellschaft auszuscheiden, war eine Lockung, gegen die alle orientalischen Pläne ihr Gewicht verloren. So trat Rußland bei und es kam die Quadrupelallianz von 1840 zu London zu stande. Mehemed Ali wurde auf Aegypten beschränkt, die Dardanellen wurden allen fremden Kriegsschiffen geschlossen. Frankreich zürnte und rüstete, dann, nach Entlassung des Ministeriums Thiers, gab es gleichfalls seine Unterschrift her.

Wiederum ruhte für einige Jahre die türkische Frage. Daß sie aber bei dem ersten gegebenen Anlaß abermals in drohender Gestalt auftreten werde, konnte keinem schärfer Blickenden verborgen bleiben. Daß ferner, wenn Rußland mit England und Oesterreich sich verstand, Frankreichs Widerspruch bei der bevorstehenden Katastrophe nicht ins Gewicht fallen werde, hatten die Ereignisse des Jahres 1840 bewiesen. Englands Interesse im Orient endlich mit dem Rußlands innig zu verschmelzen, beide Mächte durch vorausgegangene Uebereinkunft und Zuweisung des einer jeden zufallenden Anteils aus Nebenbuhlern zu Genossen desselben Gedankens zu machen, dies mußte das verderbliche Bündnis mit Frankreich, das sich ohnehin gelockert hatte, vollends zerreißen und einem doppelten Ziel, dem

orientalischen und dem europäischen, zugleich dienen. So begannen, zur Zeit der Anwesenheit des Kaisers in London, geheime Verabredungen mit dem Ministerium Peel-Aberdeen (1844). Sie blieben indes im allgemeinen: noch war alles unbewegt in den Ländern des Halbmonds. Das Ministerium wechselte, wie gewöhnlich, in England, die damals aufgesetzte Denkschrift schien vergessen, das Jahr 1848 brachte verheerende Revolutionen. Nachdem diese in ihren ephemeren Wirkungen vorübergegangen, zeigte der Weltteil ungefähr dieselbe Gestalt wie früher — die Gedanken des Jahrs 1844 wurden wieder lebendig: die erste Gelegenheit mußte bewähren, ob sie auf eine richtige Schätzung der diplomatisch-politischen Lage Europas basiert waren.

Bekannt ist, daß dieser Anlaß durch die von Frankreich vertretenen Ansprüche der Lateiner auf die heiligen Stätten, dann durch die Sendung des Grafen Leiningen gegeben wurde. Was darauf folgte, ist noch in aller Andenken: aus scheinbar geringfügigen Verwickelungen erwuchs ein europäischer Krieg, dessen letztes Resultat Rußland aus mühsam erworbenen und lange behaupteten Positionen zurückdrängte. Wir wollen hier nicht die einzelnen Phasen verfolgen, die der diplomatische Kampf durchlief, ehe er schließlich den Armeen und dem Schlachtfelde die Entscheidung überließ, auch hat die Diplomatie mit einer staunenswürdigen Offenheit alle ihre Thaten und Schriften der neugierigen Welt vorgelegt — gewiß aber ist, daß sich die russische Politik der letzten Jahre mehrere verhängnisvolle Berechnungs- und Beobachtungsfehler hat zu schulden kommen lassen. Sie hatte so lange und so konsequent im Dienst der Theorie gestanden, daß sie mit stolzer Sicherheit die Dinge voraussetzte, wie sie sie haben wollte — nach einer, sozusagen, gebieterischen Konstruktion. Von der Majestät ihrer Prinzipien getragen, hatte sie sich entwöhnt, die Stimmung der Höfe und der Völker nüchtern zu beobachten und klug zum eigenen Vorteil zu wenden. Sie zweifelte

1. an der Möglichkeit und Dauer eines Bündnisses zwischen England und Frankreich — und doch war dies ein wesentlicher

Punkt und alles hing davon ab, gerade hierin nicht zu irren. Aber die Aufgabe unsrer Gesandtschaften in London und Paris beschränkte sich darauf, am letztern Orte bloß formell und in stolzer Zurückhaltung den äußern Verkehr zu unterhalten, an beiden Orten aber die Wiederkehr gesunder Grundsätze und der sie vertretenden Parteien zu befördern. Man scheint geglaubt zu haben, England begehre nichts, als bei dem letzten Schicksal der Türkei nicht übergangen zu werden. Man vergaß, daß, wenn Lord Aberdeen auch persönlich volles Vertrauen in Rußlands Ehrenhaftigkeit setzte, doch in der Nation die ausgestreute Saat des Mißtrauens zu tief Wurzel gefaßt hatte, und daß in keinem Lande weniger, als in England, die oberste Verwaltung von dem Impulse der Volksmeinung unabhängig ist. Man teilte den Irrtum der oberflächlichen Menge, als sei der Name Napoleon gleichbedeutend mit unversöhnlichem Haß gegen England und als müsse das neue Kaisertum auch hierin dem alten gleichen. — Ein großer Fehler bestand

2. darin, daß man infolge der großmütigen Hilfeleistung von 1849 glaubte, Oesterreichs ganz sicher zu sein. Hingebung und Dankbarkeit sind schöne Tugenden, aber selten in der politischen Welt und am seltensten am Wiener Hofe. Wo es die Selbsterhaltung gilt, schweigen überdies alle andern Rücksichten. Später wäre man zufrieden gewesen, auch nur eine moralische Billigung oder das Versprechen der Neutralität von Oesterreich zu erhalten, aber selbst dies konnte Graf Orloff von dem treulosen Kabinett nicht erlangen. Hatte man also früher in Wien so gut sich zu verstellen gewußt, oder hatte man von seiten der russischen Diplomatie sich nicht die Mühe gegeben, die wahre Meinung des Nachbarn und Freundes zu erforschen? Gewiß widerstrebte es dem Charakter des Kaisers Nikolaus, eine solche Gesinnung nur vorauszusetzen, und von seiner eigenen Denkungsart ausgehend, verschmähte er es, einen Augenblick an der Ergebenheit des von ihm geretteten Hofes zu zweifeln. Aber wie Oesterreich in Wahrheit dachte, hatten die Jahre 1828 und 1829 gelehrt, und die geheimen Artikel der Konvention von Münchengrätz (September 1833), wonach beide Mächte sich gegenseitig

verpflichteten, im Falle des Zusammensturzes der Türkei durchaus gemeinschaftlich zu verfahren, waren von Oesterreich sicherlich nur als Ueberwachung des Alliierten gemeint. — Aber selbst abgesehen von all diesem war

3. der Zeitpunkt, Ansprüche gegen die Türkei zu erheben, überhaupt übel gewählt. Es herrschte überall vollkommene Ruhe, keine schwere Frage im Innern fesselte die einzelnen Staaten. England, so oft von Schwierigkeiten bedrängt, hatte gerade einen Moment völliger Freiheit, das neue Kaisertum in Frankreich bedurfte vielleicht sogar der Aktion nach außen. Oesterreich war wieder völlig konsolidiert, die Türkei selbst im Zustand unbestrittener Autorität im Innern. Es war, als wenn Rußland geflissentlich sich einen Moment ersehen hätte, wo ganz Europa am meisten geeignet war, sein Uebelwollen zu zeigen, Einsprache zu erheben und materiell und moralisch Hindernisse zu schaffen. Wenige Jahre vorher hätte niemand Macht und Zeit gehabt, dem sterbenden Osmanenreiche mit Flotten und Armeen sich zu substituieren. Damals aber war die russische Politik ganz von ihrem Kampf gegen die revolutionären Grundsätze des Westens, die sie wenig angingen, absorbiert, und als sie später es unternahm, auch einmal sich Recht zu schaffen, fand sie eine mächtige, einige und immer mehr an Umfang gewinnende Koalition sich gegenüber. Da das Uebel aber geschehen war, mußte eines von beiden gewählt werden: man mußte entweder der Gewalt der Umstände nachgeben, und zwar gleich in den ersten Stadien des diplomatischen Notenwechsels — ein ernstliches Opfer ward dabei nicht gebracht und der Ruf versöhnlicher Mäßigung neu bestätigt —, oder den Gefahren der Unternehmung kühn entgegengehen, das unzuverlässige Oesterreich herausfordern, längs dem ganzen Lauf der Donau die nationalen und religiösen Sympathieen aufrufen und die seit lange stockende Lösung durch Anwendung aller verborgenen und offenen Hebel entscheiden. Statt dessen machte man weder beizeiten Halt, noch ging man entschlossen auf das Ziel los. Die Besetzung der Donaufürstentümer war eine halbe Maßregel, die weder dem einen, noch dem andern Zwecke diente. Die Diplomatie ließ

sich von dem Strome treiben, ohne dem Steuer eine kräftige Wendung zu geben — bis sie scheiterte und das Schwert gezogen werden mußte. Indes, wie auch der Ausgang gewesen sein mag, eine kostbare Frucht hat dieser erste orientalische Krieg getragen — die deutliche Kenntnis der reellen europäischen Lage und die Rückkehr der nach außen gewendeten Kräfte zur Arbeit an dem eigenen Wohle.

St. Petersburg, März 1857.

Anhang II.

Briefe Viktor Hehns an Verwandte und Freunde.

1. Briefe an den Bruder Richard.

Zürich, den 5. Juli 1860.

Lieber Richard!

Große Freude und Beruhigung gewährte es mir, durch Osenbrüggen zu erfahren, daß Du Dich auf deutschem Boden befindest und also Deinen Paß noch zu rechter Zeit erhalten hast. In Berlin, wo ich über vierzehn Tage blieb, hatte ich vergeblich auf Deine Ankunft gewartet. Ich sprach öfter über Dein Uebel mit Doktor Friedländer und unserm Vetter Martin, und beide rieten einstimmig und kategorisch zu einer Kur in Aachen. Gern hätte ich Dir geschrieben, um Dich von der Idee der Wasserheilung abzubringen und Dich nach Aachen zu dirigieren. Nun ist es mir doppelt erfreulich und überraschend, Dich wirklich in Aachen zu wissen.

Ich bin von Berlin ohne Aufenthalt nach Köln gereist und dann in kurzen Tagereisen von Stadt zu Stadt den Rhein hinauf. In Bingen im Rheingau faßte ich Fuß und verbrachte drei bis vier Tage in diesem Mittelpunkte der reizendsten und gesegnetsten Landschaft. Von Frankfurt, wo sich der Buchhändler Bär meiner freundlich annahm, machte ich einen Abstecher zu meinem immer gütigen Chef, dem Baron Korff, und zu seiner Familie. In Heidelberg, wie schon in Berlin, Frankfurt und später hier in Zürich, lernte ich mehrere bedeutende

Männer kennen und habe viel aus deren Munde erfahren und gelernt. (Unter uns gesagt: der fortwährende Bier- und Weingenuß macht mich von Natur blöden Jüngling dreist, unverschämt und gesprächig — wie ein Reisender sein muß.) In Baden-Baden blieb ich einen Tag und gewann zwei Gulden durch einen letzten verzweifelten Coup, worauf ich auf weiteren Reichtum verzichtete. Von da in einem Zuge hierher nach Zürich. Ich lebe hier, wie der Herrgott in Frankreich. Aus meinem Fenster die köstlichste Aussicht. Die Pension, in die ich mich habe aufnehmen lassen, kostet alles in allem 5 ½ Franken täglich — also nicht voll 1 ½ Rubel. Osenbrüggen ist der liebenswürdigste Freund und steht mir mit Rat und That bei. Durch seine Vermittelung habe ich allerlei Bekanntschaften gemacht. Vischer ist leider schwer zugänglich, so daß ich ihm noch nicht so nahe gekommen bin, als ich dachte und wünschte. Vor einigen Tagen wohnte ich einer Ausfahrt bei, die von Studenten und Professoren unter Musikbegleitung den See hinauf nach der Insel Ufnau, wo Ulrich v. Hutten begraben liegt, und dem uralten Städtchen Rapperswyl gemacht wurde. Jeder Student hatte eine von ihm aufgeforderte junge Dame am Arm, die er dann am Abend den Eltern wieder zustellte. Ueber hundert Personen. Auf der Ufnau Frühstück im Freien, in Rapperswyl hoch auf dem Schützenhof im Angesicht des Sees Mittag. Später tanzte das junge Volk, dann, bei sinkender Sonne, Musik und die wehende Festfahne voran, Arm in Arm die abschüssigen Straßen des Städtchens hinab zum Dampfboot, welches die Ermüdeten über den smaragdgrünen See heimbrachte. Ich taumelte voll Weines und eingesogener Naturherrlichkeit nach Hause. Auch hoch oben auf dem Uetli bin ich schon gewesen. Ich werde mich schwerlich vor acht Tagen von Zürich trennen können. Warum auch weit reisen und nomadisierend von Ort zu Ort ziehen? Ein Sommeraufenthalt an einer Stätte, wo es einem wohl ist, ist vernünftiger. Mein Plan für die Schweizerreise ist noch nicht festgestellt. Ich gehe sicher an den Comersee und, wenn ich kann, längs der Küste von Genua nach Nizza.

Da ich doch über Zürich zurückkomme, so wäre es schön, wenn Du Anfang August mir einen poste-restante-Brief hierher schriebest. Den Rückweg nach Berlin denke ich über München zu nehmen. Könnten wir die Heimreise nicht zusammen machen? Da ich den 12. Mai alten Stils abgereist bin, so muß ich den 12. September alten Stils wieder in Petersburg sein, doch kommt es auf einige Tage mehr oder minder dabei nicht an. Zurück gehe ich bestimmt zu Lande.

Möge die Kur dir wohl bekommen! Die Langeweile muß in Aachen groß sein. Grüße Luise und teile mir in Deinem Briefe viel aus der Heimat mit. Dein Viktor.

Zürich, Mittwoch, den 11. Juli 1860, abends.

Lieber Richard!

Dein Brief hat mich noch vor Thoresschluß erreicht. Ich bin ganz Deiner Meinung, daß Reisen zwar schön ist, allein — Reisen aber sehr langweilig, ja trostlos werden kann. Je schneller ich also mit Dir zusammentreffe, desto lieber wird es mir sein. Zürich ist die letzte Stadt, wo ich Bekanntschaften machen konnte oder vorfand, denn unsern Onkel V. in Vevey und den Pastor V. in Lausanne rechne ich nicht. Ich werde also suchen, den nächsten Monat in der Schweiz und in Oberitalien herumzustreifen und am 13. August neuen Stils in Nizza eintreffen. Da Dir Paris ans Herz gewachsen ist, so versuche ich nicht, Dich direkt nach Italien zu locken. Die Reise quer durch Frankreich mit der Eisenbahn ist lang und daher kostspielig, ohne durch interessante Zwischenpunkte zu entschädigen. Ich hatte die Absicht, über den Splügen, Chur, Bad Pfäffers u. s. w. nach der Schweiz und Zürich zurückzukehren, doch können wir mündlich in Nizza die weitere Route festsetzen. Zürich muß ich aber jedenfalls bei der Rückreise berühren, da ich hier Geld und Gepäck zurücklasse. Also nach viereinhalb Wochen Zusammentreffen in Nizza! Ich werde im Hôtel de France absteigen, welches in meinem Bädeker gleich voransteht; sollte daselbst kein Platz sein, so hinterlasse ich Nachricht, wo ich zu finden bin. Also Hôtel de France!

Möchte Aachen Dir Heilung bringen! Diese Hoffnung läßt die Langeweile ertragen, durch welche Aachen sprichwörtlich ist. Du weißt, daß nach Heine selbst die Hunde auf der Straße in Aachen sich langweilen —

> sie fleh'n unterthänig:
> Gib uns einen Fußtritt, o Fremdling, das wird
> Vielleicht uns zerstreuen ein wenig.

Ich bin leider bis jetzt durchs Wetter wenig begünstigt. Morgen will ich von hier abgehen und den Rigi besteigen. Wenn der Himmel sich aber nicht erhellt, so sehe ich mich zum Bleiben gezwungen — übermorgen aber muß ich fort, es komme, was wolle. Ich bin am Rheinfall bei Schaffhausen gewesen, in einem halben Tage von hier aus hin und zurück; habe auch das schweizerische Sängerfest in Olten (Kanton Solothurn) mitgemacht, gleichfalls in einem Tage hin und zurück. Mit Vischer und Osenbrüggen bin ich abends gewöhnlich in der Kneipe.

Ich werde die köstliche Fahrt von Genua nach Nizza wahrscheinlich schnell machen, um mit Dir langsam per vetturino denselben Weg zurück zu machen. Es gibt in ganz Italien nichts Südlicheres, als diesen himmlischen Küstenstrich. Man übernachtet, wenn ich mich recht erinnere, dreimal.

Wenn Du nach Hause schreibst, grüße Deine Frau — hätten wir sie als Dritte bei uns!

Also auf fröhliches Wiedersehen.

Dein Viktor.

St. Petersburg, den 6. Oktober 1867.

Lieber Richard!

Ich schreibe Dir in der Voraussetzung, daß Du wieder daheim in Deinem geliebten Pernau sitzest, und in der Hoffnung, von Dir bald eine Antwort und den ausführlichen Bericht über den zweiten Teil Deiner Reise zu erhalten. Mir war es, als Du mich am frühen Morgen in München verlassen hattest, recht beklommen zu Mute; ich fühlte mich einsam und wankte den Tag über durch die Straßen, Museen und Kaffeehäuser, ohne eine behagliche Stätte finden zu können.

Am folgenden Morgen traf ich im Eisenbahncoupé zwei Herren, die direkt von München nach Kassel gingen, und mußte mir sagen, daß Du einen falschen Weg über Frankfurt gewählt hattest. Ich übernachtete in Hof, im „Goldenen Hirschen“, welches nicht eine der großen mechanischen Logierfabriken war, mit lächelnden, unverschämten Zierbuben, Kellner genannt, — sondern ein kleiner, altfränkischer, sehr sauberer und bequemer Gasthof, mit weißen Dielen und weiblicher Bedienung, wie man sie nur in kleinen Städten findet. Ich wäre noch einen Tag dageblieben, wenn ich nicht gefürchtet hätte, mich lächerlich zu machen, so aber wollte ich am nächsten Morgen ohne Wagenwechsel nach Berlin. Dort wollte ich, wie Du weißt, vierzehn Tage verweilen, blieb aber nur etwas über acht, d. h. ich wartete nur die Arbeit meines Schneiders ab, und traf hier in Petersburg sogar vor Ablauf meines Urlaubs ein. Ich weiß nicht, welche Verdrossenheit und Stumpfheit sich meiner bemächtigt hatte, oder vielmehr, welche Sehnsucht nach häuslicher Bequemlichkeit, nach Arbeit und Büchern. Ich halte Berlin noch immer für eine genußreiche Stadt zum Wohnen, aber zur Bummelei hat es nach so vielmaligem Besuche meinerseits den Reiz der Neuheit verloren. Auch habe ich manche Bekanntschaft nicht fortgesetzt und gepflegt, teils, weil ich ja doch nur ein Durchzügler, teils aus purer Faulheit. Abends war ich meist im Weinhause mit Redakteuren und Deputierten, aber beim Trinken, Schreien, Aufstehen und Hinzukommen war kein rechtes Gespräch möglich, und es kam folglich wenig dabei heraus. Einige Wahlversammlungen, denen ich inkognito beiwohnte, interessierten mich indes recht sehr.

In dem prosaischen Alltagsleben unter dem düsteren Oktoberhimmel schwebt mir Neapel und unser Leben dort nur noch wie ein Traum der vergangenen Nacht vor, mit verblaßten Farben und schwankenden Umrissen. Geht es Dir nicht auch so? Oder denkst Du noch zuweilen an Virgils Grab, an diesen Punkt, der so schön ist, daß Du, im äußersten Aerger hinaufgestiegen, oben wie umgewandelt warst und Hitze und Mühsal vergessen hattest? Oder an die zuppa magnifica unsres Kellners

in der trattoria centrale, welche Suppe in der That nicht übel war, und an Deine ersten kindlichen Sprachübungen im Italienischen? Oder an Deine Eseltour nach Camaldoli — bei der ich Dich hätte begleiten sollen, da ich das erste Mal doch nur wenig gesehen hatte — und meine Verzweiflung wegen Deines langen Ausbleibens? Oder an die mißglückte Ersteigung des Vesuv — wenn in dieser paradiesischen Gegend überhaupt etwas mißglücken kann — und unser darauffolgendes Nachtquartier bei der italienischen Handwerkerfamilie in Torra Annunziata — ohne cimici (Wanzen)? Oder an das kleine Insekt, genannt Frau v. W., ohne Stachel, aber unermüdlich nach allen Seiten hin und her summend? (Ich werde ihr im Monat November meine Photographie schicken.) Oder beim Austritt aus dem herrlichen Lande an die Herberge zum „Mondschein" in Botzen — man denkt bei diesem schnurrigen Namen unwillkürlich an Shakespeares Sommernachtstraum — und an den schönen Sommerabend daselbst bei erlesenem Tirolerwein und unter schwebenden Ailanthusbäumen? Jetzt wird die Brennerbahn täglich befahren und man gelangt wie durch Zauberkraft über das Gebirge in den Süden, den unsre Väter nur nach langen Anstrengungen und durch hundert Polizeischranken hindurch erreichten. Es gehört jetzt nichts dazu, als Zeit, Geld und — Jugend und Empfänglichkeit. Suchen wir uns die letztere zu erhalten, solange es geht; auch der Wille vermag manches dabei, wenn auch nicht alles. Daß ich meinen Bädeker auf der Eisenbahn vergessen habe, wie Du Deine Uhr mit Adamo und Eva in Neapel, ist mir ein Anzeichen, daß ich nicht das letzte Mal die Alpen überstiegen habe.

Mich hat ein großes Unglück betroffen, worüber nicht zu lachen ist. Meine Aufwärterin, eine unliebenswürdige, aber sehr zuverlässige Person, hat mir aufgekündigt und reist schon übermorgen nach Warschau ab. Vorigen Winter gab ich meine Wohnung zur Hochzeit ihrer Tochter her; sie fiedelten und trompeteten die ganze Nacht und tanzten und schwitzten und tranken und stanken, indes ich in einem Winkel des Hauses verzweiflungsvoll im Bett lag. Jetzt soll die Tochter wieder-

kommen, und die Mutter reist zu ihr und verläßt mich — das ist der Dank dafür. Ich habe eine Deutsche aus Reval engagiert, die zugleich kochen soll und von mir beköstigt wird. Es geht also eine Wirtschaft bei mir los, ich muß Küchengerät kaufen, den Geldbeutel groß aufthun. Es wird bunt werden und mir graut und schaudert davor. Ich glaube, ich werde eines Tages heimlich mein Haus verlassen und das Weite suchen. Freunde haben mich zu dem thörichten Schritt verleitet, ich bin überrumpelt worden. Ach, wenn ich das Ganze nur wieder los wäre! Lieber möchte ich meine Stiefel selbst wichsen! Ich, der ich am besten bedient bin, wenn man mich ganz und gar in Ruhe läßt!!

Ich arbeite an meinem nächsten unsterblichen Werk; es geht langsam vorwärts. Ist es fertig, dann beginnt eine andre Bemühung, die um meine Pensionierung.

Sage mir bald, ob Du in Paris gewesen, wo Du mit Deinen beiden Frauen den Herbst genossen und wie sich diese befunden haben. Und ob Deine Augen wieder lesbar geworden. . . . Und ob Du bei heiterer Stimmung und guter Gesundheit und ob L. noch zuweilen von mir spricht und an mich denkt. Nimm ein Beispiel an diesem geschwätzigen Briefe und spare die Tinte nicht. Daß Du Dich kurz zu fassen weißt, habe ich in Neapel gesehen. Dein Viktor.

Mittwoch, den 17. Januar 1868, abends [1]).

Lieber Richard!

Ich habe lange keine so große Freude gehabt, als die mir der Empfang Deines Briefes und der Anblick Deiner Schriftzüge gewährt hat. Nachrichten, die mir auf Umwegen zugekommen waren, hatten meine Besorgnis aufs äußerste gesteigert, erwiesen sich aber jetzt glücklicherweise als Pernauer Weinstubengespräche, nach denen Du ja auch in Neapel bis auf die Haut ausgeplündert worden wärst. Ist es denn

---

[1]) Dieser Brief ist der letzte, den Hehn dem Bruder schrieb; er starb am 27. Januar 1868.

Deines Arztes Ernst, wenn er sagt, Dein Herz könne wieder genesen? Nämlich ganz und gar, denn mit einem halbkranken Herzen lebt man bei gehöriger Vorsicht wohl noch lange fort.

Daß von meinen zwei Dezemberbriefen wieder einer verloren gegangen und gerade der lange und ausführliche, ärgert mich mehr, als wäre mir meine goldene Uhr auf der Straße gestohlen worden.

Mein alter Freund R. St., neben dem ich in Tertia auf der Schulbank gesessen, ist also auch dahingegangen! Auf solche Kunde kann man nur verstummen! Du hast recht zu sagen, daß es auch heißen wird: „Hast du gehört, der Hehn (in Petersburg oder in Pernau) hat sich empfohlen!“ Da ich aber der ältere bin, so nehme ich das Vorrecht in Anspruch, um so mehr als mir dann der Schmerz des Alleinseins erspart wird. Wirst du mir es glauben, daß ich von der Eitelkeit aller Existenz schon so durchdrungen bin, daß mich selbst ein öffentliches Lob, wie in Nr. 29 der „Nationalzeitung“, verhältnismäßig kalt läßt? Vor dreißig Jahren und noch später hätte mich eine solche Anerkennung in ein grenzenloses Entzücken versetzt. Jetzt sehe ich den Zusammenhang von allem zu deutlich, ich sehe, wie gute Bücher unbemerkt bleiben, schlechte gelobt werden, und wie dumm die Menge in dem einen und dem andern Falle urteilt. Den Russen hier und den Männern der oberen Sphäre kommt der Artikel gar nicht zur Kenntnis; meine hiesigen deutschen Bekannten hätten, wenn ich getadelt worden wäre, königlich vergnügt die Köpfe zusammengesteckt und einander gefragt: „Haben Sie gelesen, da und da u. s. w.?“ Jetzt, wo man mich lobt, geben sie mir zu verstehen, das Datum „Rom“ sei nur erdichtet, die Kritik aber von hier eingeschickt und von mir selbst inspiriert. Und wenn ich die Vermutung hinwerfe, der Verfasser sei wohl Gregorovius, dann ist die nächste Frage: „Kennen Sie ihn, haben Sie ihn diesen Sommer gesehen?“ So sind die Menschen, und nach deren Beifall jagt man! — Ich habe übrigens den #-Korrespondenten der „Nationalzeitung“ immer für Gregorovius gehalten. Warum aber lobt er mich? Vielleicht weil ich selbst ihn lobend citiert habe, denn

wie man in den Wald hineinruft, so schallt es wieder heraus. Wer sich aber aufrichtig über diese Beurteilung freut, ist mein Verleger, Herr Rötger. Du fragst nach meinem „zweiten Kinde." Nun, es rückt im stillen fort. Zuweilen überfallen mich schwere Zweifel, doch habe ich mich schon zu tief eingelassen, um es unvollendet aufzugeben. — Eine zweite sehr lobende Beurteilung meines „Italien" stand im Juni- oder Juliheft der „Blätter für litterarische Unterhaltung", unterzeichnet: „Otto Speyer", nach meiner Meinung treffender als die römische.

2. Briefe an den Bruder Julius.

St. Petersburg, den 30. Januar 1868.
Im Hause der Kais. Oeffentl. Bibliothek.

Lieber Bruder Julius!

Wie Du erfahren hast oder am Ende auch nicht erfahren hast, ist unser Bruder Richard in Pernau am 27. Januar frühmorgens von dieser Welt geschieden. Ich war ihm eng und nahe verbunden, ich pflegte jedes Jahr, wo ich nicht gerade im Auslande war, einen Sommermonat oder mehr bei ihm zu verbringen und stand auch in der Zwischenzeit mit ihm und unsrer Schwägerin Luise in regelmäßigem Briefwechsel. Noch diesen Sommer schwärmten wir einige Wochen in unzertrennlicher Gemeinschaft in Neapel, Sorrent und Amalfi umher, durchzogen darauf ganz Italien im Fluge und überstiegen von Süd nach Nord die Tiroler Alpen. In München drückten wir uns die Hand zum Lebewohl, das ein ewiges sein sollte; er ging nach Paris zur Ausstellung, die ich schon kannte, ich über Berlin nach Petersburg zurück. Ein Herzleiden, das sich schon in Neapel durch einige damals nicht beachtete Symptome verraten hatte, bildete sich nach der Rückkehr in Pernau rasch zu einem Grade aus, daß keine Rettung möglich war. Noch am 12. Januar schrieb er mir eigenhändig einen Brief von vier Seiten, nach dessen Empfang ich wieder einige Hoffnung schöpfte. Ueber die letzten Momente weiß ich noch gar nichts, bloß eine telegraphische Nachricht liegt mir

vor. — Wir Brüder waren trotz allem Anschein des Gegenteils völlig gleich in Vorzügen und Fehlern, in Abneigungen und Liebhabereien, eins in allen Grundstimmungen des Wesens. So ist mir jetzt, als wäre die Welt mitten durchgerissen und die eine Hälfte vor mir versunken, und als wäre es mir ganz unmöglich, so allein weiter zu leben. Und da fällt es mir aufs Herz, daß auch wir beide füreinander wie nicht vorhanden sind. Seit bald siebzehn Jahren, wo ich Dorpat verließ, ist kein Verkehr zwischen uns gewesen. In langen Zwischenräumen erfuhr ich irgend eine abgerissene Nachricht von Dir und hatte schon öfters die Absicht, Dir zu schreiben, doch blieb es, wie gewöhnlich, bei dem Vorsatz. Du bist im Jahr des Tilsiter Friedens geboren, ich wenige Tage vor der Schlacht bei Leipzig; wir stehen an der Schwelle des Greisenalters, und wer weiß, wie nahe der Tag ist, wo wir keine Briefe mehr schreiben und empfangen. Der jüngste, der kräftigste, der immer vom Glück begünstigte unter uns Brüdern hat zuerst Abschied genommen; so sollten wir Ueberlebenden einander näher treten, wie es Brüdern geziemt. Schreib mir, wie es Dir geht, was Du treibst, was Du für die nächste Zukunft vorhast und was Du von mir zu hören wünschest. Du kannst überzeugt sein, daß ich Dir antworten und daß mein Herz offen vor Dir daliegen soll.

Ich verbringe die Nächte schlaflos, die Tage in Fieber und habe selbst das Obige mit Mühe zustande gebracht. Möchte dieser Brief Dich bei besseren Kräften finden! Grüße deine Mutter und laß bald von Dir hören!

Dein Dich liebender Bruder Viktor.

St. Petersburg, den 3. Dezember 1868.

Verehrte Freundin! [1])

(Morgen schreibe ich Julius, oder übermorgen.)

Für Ihren Brief, der mir so überraschend kam, danke ich mit wahrhafter Rührung. Sie schildern mir Ihr tägliches Leben,

---

[1]) Die Mutter des Stiefbruders.

so daß ich mir ein wirkliches ausgeführtes Bild davon machen kann, als wäre es mir vergönnt, hin und wieder selbst bei Ihnen einzutreten und persönlich teilzunehmen. Julius ist darin glücklicher als ich, daß ihm seine Mutter so lange erhalten geblieben ist. Auch ich habe früher mit der meinigen zusammengelebt und damals wenig an das Glück gedacht, das in dem Besitz einer echten, von der Natur gegebenen, rein und innig mitempfindenden Freundin liegt. Seit mehr als einem Jahre bin ich mit einer Wirtschafterin gesegnet, die den zarten Namen Mathilde Karlowna führt und in deren Händen mein ganzes Hauswesen ruht, lebe aber in einem geheimen Kriegsstande mit ihr. Sie hat viel Freundschaften und Verwandte, empfängt viel Thee- und Kaffeebesuche und ist sehr mitleidig gegen Arme, deren es bekanntlich viele in der Welt gibt. Sie wohnt nicht viel schlechter als ich selbst und hat außer einem kleinen Vorzimmer eine wohl ausgestattete, mit Gas beleuchtete Küche und ein daran stoßendes schönes Zimmer mit Blumen auf dem Fenster und Bildern an der Wand zu ihrer Disposition. Mein Amt ist es, das Geld herzugeben, und ich darf nicht einmal fragen, wie es verwandt wird, wenn ich nicht einen Sturm heraufbeschwören will; das einzige, was ich thun kann, ist, daß ich meinen Wein und meine Zigarren vor fremden Händen behüte. Meine Wohnung ist warm, ich habe sogenanntes Kronsholz und brauche in diesem Artikel nicht zu sparen. Hoffentlich wird dieser Winter nicht so kalt sein wie der vorige, und Sie in Ihrem Zimmer mehr als zehn Grad haben. Sind Sie denn so unabänderlich an Ihr Quartier gebunden, daß Sie es mit keinem wärmeren vertauschen können? In unserm hohen Norden ist der Winter die Hauptjahreszeit, auf die alles berechnet werden muß. — Wenn Sie künftig eine Sommerreise nach Reval machen wollen, wird der Weg dahin kürzer sein. Die Eisenbahn von Baltischport über Wesenberg nach Narwa ist von hiesigen Bankiers übernommen, und man bezahlt bereits Aufgeld für die einzelnen Stücke. Wehe den kleinen Kapitalisten, in deren Händen dieselben zuletzt verbleiben, denn garantiert ist die Bahn nicht und einbringen wird sie auch nichts. Die andre projektierte Bahn

von Riga nach Dorpat über Wolmar und Walk ist hier abermals gescheitert, und das Innere der Provinz bleibt wie bisher unaufgeschlossen und Dorpat ein glücklicher, verborgener Winkel. Die Bereitwilligkeit der Berliner Börse, für russische Unternehmungen ihre Millionen herzugeben, fängt auch allmählich an zu erkalten, und hier am Platze ist das Kapital rar und teuer. Petersburg macht ganz den Eindruck einer heruntergekommenen, täglich mehr verarmenden Stadt, wo kein Haus mehr gebaut wird und deren Einwohnerzahl eher ab- als zunimmt, und gerät immer mehr in Abhängigkeit von Berlin, zu welchem es bald eine Art Vorstadt bilden wird.

Daß ein junger T., Sohn von Max und Virginie, Sie häufig besucht, kommt mir wunderbar vor; ich habe den alten Peter Martin und seinen Sohn und Nachfolger und dessen blühende Braut und nachmals junge Frau noch immer in der alten Gestalt vor Augen. Wie das alles um mich herum heranwächst und — stirbt! Da ist ein guter Freund und Bekannter von mir, der General C., Bruder des Vizegouverneurs in Riga, auch vor einigen Wochen ins Grab gestiegen, nachdem er sich ganz leicht auf der Straße an einem Pfosten gestoßen und auf den kleinen Schaden nicht geachtet, der zuletzt brandig wurde.

Nochmals meinen innigen Dank für Ihre freundlichen Zeilen. Behalten Sie in gutem Andenken

Ihren Sie von Herzen verehrenden alten Freund

Viktor Hehn.

D. 4. Dezember 1868.

Lieber Julius!

Nach dem Briefe Deiner Mutter glaubte ich auf eine Antwort von Dir selbst verzichten zu müssen, um so freundlicher war hernach die Ueberraschung. Die Adresse hast Du gut und völlig leserlich geschrieben, nur in steifen Zügen, wie sie in Peters des Großen Zeit gebräuchlich waren und noch heute vom Djatschok und Ponomar (Küster) hingemalt werden. Daß Du mich im Mai oder Juni besuchen willst, hat wohl denselben Sinn wie die Lesung nach sechs Monaten im eng-

lischen Parlament; auch bin ich dann schwerlich in Petersburg, sondern jenseits der Kosakenlinie in Wirballen oder wenigstens im Begriff, mein Reisebündel zu schnüren. Wenn ich auf die nächsten fünf Monate mich leidlich gesund halte, so daß mein Manuskript im Frühling druckfertig wird, dann werde ich einen schönen Teil des Sommers in Berlin mit Korrekturlesen verlieren müssen. Ist das überstanden, dann erhole und stärke ich mich in den Bergen oder in der Ferne im Süden. Dies ist mein Plan in allgemeinen Zügen für das nächste Jahr, weiter wage ich jetzt nicht mehr zu spekulieren. Die Berichte aus Rom von der Frau Stahr in der „Kölnischen Zeitung" habe ich übersehen, obgleich das Blatt mir zu Gebote steht; ich lese regelmäßig nur die „Nationalzeitung", die ich selbst halte, und wegen der neuesten Nachrichten das „Journal de St. Pétersbourg", alles übrige nur gelegentlich und hin und wieder. Das Ehepaar Stahr macht in Berlin Haus und gibt Thees, bei denen die Wirte glänzen und als vielgereiste litterarisch-ästhetische Genies sich bewundern lassen. Man wirft ihnen eine unausstehliche Eitelkeit vor. Stahr hat übrigens ein gutes Buch über Italien geschrieben, das eine treffliche Vorschule für den bildet, der zum erstenmal die Alpen übersteigt. Obgleich sich seit jener Zeit in Italien viel verändert hat: es ist nicht mehr, wie früher, das allerwohlfeilste Land in Europa, und die Zwanziglirestücke fliegen einem aus der Hand, wenn auch nicht so schnell wie in Paris; Rom ist nicht mehr, wie ich es noch gekannt habe, der Mittelpunkt der europäischen Kunst mit einer angeregten und zahlreichen deutschen Künstlerkolonie, in deren Mitte der Ankömmling leicht die Vorstufen übersprang; die italienische Oper und musikalische Komposition hat sich ausgelebt, größere Gesangstalente gibt es fast nicht mehr; mit Borghesi ist der letzte hervorragende Archäologe und Inschriften- und Münzenkenner begraben worden. Dafür sind die italienischen Eisenbahnen über die Seealpen, durch die Sümpfe des Po und an verschiedenen Stellen über den Apennin erstaunliche Arbeiten, wahre Wunder des Wegebaus; zwischen Bologna und Florenz z. B. fährt man ohne Uebertreibung fast ebensoviel unter als hochschwebend

über der Erde, ebenso zwischen Neapel und Foggia. Dafür werfen diese Bahnen fast alle noch keine Rente ab, und der entsprechende Verkehr will sich nicht einfinden: es ist ein Land ohne Eisen und Kohlen, Marmor und Apfelsinen bieten dafür keinen Ersatz. — Die hiesige italienische Oper ist dieses Jahr noch glänzender als im vorigen, und man hat mit großen Kosten das Erste in ganz Europa versammelt, Mario, die Lucca, die Patti, die Trebelli! Die vornehme Welt hat alle Plätze für alle vier Serien im Sturm genommen, das Ganze aber ist doch hohl und eigentlich langweilig, weil bloß konventionell. La diva Lucca freilich ausgenommen, die aber auch keine nur lyrische, sondern dramatische Sängerin ist und diesseits der Alpen ihre Schule gemacht hat. Genug über Italien. Mit Deinem Urteil über Napoleons „Julius Cäsar" stimme ich in so fern überein, als alle Rezensionen, sowohl in Deutschland als in England, von politischem Haß eingegeben waren und viel zu ungünstig lauteten, und als alle Personen von Geblüt an allen europäischen Höfen zusammen nicht ein Kapitel dieses Buches zu stande bringen würden. Der Satz von den providentiellen Menschen ist anfechtbar und sichtlich bloß aufgestellt, um einen Rechtstitel für die eigene Usurpation abzugeben; auch ist er zweischneidig, da die Reflexion nahe liegt, daß die Cäsarenherrschaft den kommenden Untergang einleitete. Viel richtiger wäre es gewesen, die Napoleoniden mit den griechischen sog. Tyrannen zu vergleichen, doch wäre dies für die Franzosen zu gelehrt gewesen: diese kennen nur das römische, nicht das griechische Altertum und von dem ersteren auch nur die spätere Zeit. — Bist Du denn noch, wie sonst, ein Jünger von Ritter? Das große Werk hat mit dem Tode des Meisters seinen Abschluß gefunden. An die Stelle sind die vielen geographischen Journale getreten, darunter das neueste: Behms „Geographisches Jahrbuch", von dem mir zwei Jahrgänge 1867 und 1868 vorliegen; bedeutende Kräfte nehmen daran teil. Siehst Du unsern alten Freund Emil Anders[1]) noch mitunter und hilft er Dir nicht mit Büchern aus?

[1]) Bibliothekar in Dorpat.

Nun, lieber Julius, lebe wohl; alles Obige ist kaum des Schreibens wert gewesen, doch gab ich, was mir gerade einfiel. Laß wieder von Dir hören und behalte lieb

Deinen Bruder Viktor.

Hat Deine Mutter meinen Brief erhalten?

St. Petersburg, den 2. Februar 1870.

Lieber Bruder Julius!

Daß ich hier wirklich am Tische sitze und schreibe, setzt mich selbst in Verwunderung, denn schon seit Jahresfrist oder beinahe so lange gehe ich mit dem gleichen Vorsatz um, ohne ihn in Ausführung bringen zu können; was man täglich thun kann, thut man gar nicht, und immer stand etwas scheinbar Dringendes im Wege. Im Frühjahr mußte mein Manuskript endlich abgeschlossen werden, und ich wies alle Nebengedanken von mir ab; dann kam die Sommerreise und deren Zerstreuung; während des ganzen Herbstes brachte jeder zweite Tag einen halben Korrekturbogen aus Berlin, dessen Erledigung die äußerste Sammlung und zugleich Eilfertigkeit forderte. Jetzt nun treibt mich das Verlangen, von Dir und Deinem Leben und Befinden, sowie von Deiner Mutter etwas zu erfahren, zu diesen Zeilen, denn in der letzten Zeit habe ich auch nicht einmal auf Umwegen, wie doch sonst wohl geschah, über Dich Nachricht erhalten. Lasse mich also nicht zu lange auf Antwort harren.

Ich habe meines Buches erwähnt, das Ende November bei Gebr. Bornträger in Berlin erschienen ist. Von den acht Exemplaren, die mir mein Verleger zu Gebote gestellt hat, sind sieben an hohe Herren gegangen, die doch nicht mehr als höchstens den Titel lesen werden; das eine, das noch daliegt, würde ich Dir gern anbieten, wenn der Weg nach Dorpat nicht so weit und schwierig wäre. Die Menge Druckfehler haben mir die Ausgabe ganz verleidet, und ich denke nur mit Widerwillen daran; so steht S. 358 „Individuen“ statt „Epochen“, wodurch die ganze Stelle unsinnig wird. Und wie das so geht — so bin ich nachträglich auf eine Anzahl von mir früher im Drange

der Arbeit übersehener Quellen gestoßen, die teils eine Umarbeitung mancher Partien notwendig machen, teils eine wesentliche Ergänzung abgeben würden. Gelesen hatte ich viel — mehr, als das Buch verrät —, aber das Feld, das ich unvorsichtigerweise betreten habe, ist ganz unermeßlich. Jetzt habe ich nur den Wunsch, es möchte zu einer zweiten Auflage kommen, nicht aus Autoreneitelkeit, sondern um erstens jene Verbesserungen vorzunehmen, zweitens den Herrn Verleger zu zwacken und ihm zu beweisen, daß nicht bloß ein Buchhändler, sondern auch ein Gelehrter kleinlich eigennützig sein kann und den Wert der Silbergroschen wohl begreift.

Vorigen Sommer habe ich einige Wochen bei Johanna in Clarens verlebt, umflattert und umzwitschert von einem Schwarm Nichten; auch Karl, der jetzt, wie ich höre, von Leipzig nach Jena übergesiedelt ist, Luise und Wilfried G. (der Schwiegersohn) genossen mit mir der Erholung und schönen Natur. Mit den beiden erstgenannten und den beiden jüngsten Mädchen machte ich eine Tour von vierzehn Tagen über den Simplon an den Lago Maggiore, nach Mailand und an den Comersee; zurück über den Gotthard, Luzern und Bern. Die Fahrt war zu eilig und die Eindrücke folgten zu rasch, als daß nicht Ermüdung den Genuß überwogen hätte. Nächsten Sommer denke ich wieder auf zwei Monate in die Schweiz zu gehen, wozu die Erlaubnis hoffentlich nicht ausbleiben wird. Da ich Ende vorigen Jahres einen Tschin (Rang) bekommen habe, der bar bezahlt werden muß (damnum emergens), und aus demselben Grunde auch an dem alljährlichen Gnadengeschenk keinen Teil gehabt habe (lucrum cessans), so muß ich mir auch Geld zu schaffen suchen, ohne mein bißchen Kapital anzugreifen, wozu ich mich ungern entschließe. Doch steht mir ein Sümmchen in Aussicht, worüber ich noch nicht sprechen darf.

Wie hast Du Dich denn bei der fürchterlichen Kälte in Deiner Wohnung gehalten, über die Du in einem früheren Briefe, wie ich mich erinnere, zu klagen hattest? In der vorigen Nacht hat es hier wieder 15—20° R. gefroren. Meine Zimmer sind warm, das Holz brauche ich nicht zu sparen, die Bibliothek

grenzt nahe an mein Haus, und weitere Fahrten vermeide ich. Meine Gesundheit ist diesen Winter leidlich, ich hoffe von Dir dasselbe zu erfahren. An die Uebel, die mich plagen, habe ich mich längst gewöhnt, und kommt kein neues hinzu, so spiele ich den Gesunden.

Lasse bald etwas von Dir hören, denn ich bin ganz im Dunkeln über Dich. Du könntest heiraten wollen oder das große Los gewonnen haben, ich würde es nicht wissen.

Mit herzlichem Gruß an Deine Mutter

Dein treuergebener Bruder Viktor.

St. Petersburg, Sonntag, den 12. März 1872.

Lieber Julius!

Auf einem Umwege erfahre ich, daß Du Deine Mutter begraben hast, und ergreife diesen traurigen Anlaß, mich wieder mit Dir in brüderlichen Zusammenhang zu setzen, der immer hätte erhalten werden sollen. Du hast mit der Dahingegangenen in innigstem täglichen Umgang gelebt, sie hat Dir Gattin, Kinder, Freunde ersetzt, und die Leere, die ihr Scheiden gelassen hat, muß unerträglich sein. Jetzt, da Du so allein geblieben bist, möchte ich wissen, was Du zu thun gedenkst und ob Du überhaupt schon Deine Gedanken gesammelt und irgend einen Entschluß gefaßt hast? Willst Du in Dorpat bleiben, an das Dich Geburt und lange Gewohnheit knüpfen? Der alten Freunde und Bekannten sind wohl nur wenige noch übrig, der Tod hat unter ihnen tüchtig aufgeräumt und von dem reichen Hehnschen Verwandtenkreis ist der kleinere Teil in die Ferne gesprengt, den größeren Teil deckt die Erde. Oder denkst Du irgendwo in Deutschland oder in der Schweiz ein Asyl zu suchen? Von neuem anknüpfen ist in vorgerückten Jahren bitter, aber dem Vereinsamten und Nachgebliebenen erscheint gerade in fremder Umgebung die Welt weniger öde, und für einen Naturfreund, wie Du, kommt auch das freundlichere Klima in Betracht. Ferner möchte ich erfahren, welches von nun an Deine ökonomische Lage sein wird, ob sie Dir freiere Bewegung gestattet oder gewisse Schranken auferlegt und welche. Wenn Du eine

Photographie von Dir aus letzter Zeit besitzest, so lege sie in den Brief ein; ich möchte wissen, wie ich Dich mir jetzt zu denken habe. Wir sind beide alte Knaben geworden und würden wohl gegenseitig erstaunen, wenn wir uns gegenüberträten. Ich habe meine Pension bereits ausgedient und will mit Ende dieses Jahres Petersburg und mein Amt aufgeben und ganz fortziehen — zunächst nach Berlin. Ich würde diesen Entschluß schon jetzt ausführen, wenn ich nicht für die zweite Auflage meines Pflanzenbuchs, zu der das Manuskript zu Weihnachten in den Händen meines Verlegers sein muß, durchaus einer großen Bibliothek bedürfte. Meine Pension beträgt nur 754 Rubel, dazu ein eigenes Vermögen 700 Thaler jährlich oder etwas darüber. Damit muß ich in Berlin auskommen; wenn das nicht geht, einen kleinen Ort aufsuchen. Jährliche Sommer- und Badereisen wollen auch bestritten sein. Journalarbeit, die sehr gesucht ist und gut bezahlt wird, könnte einen Zuschuß liefern. Bei dem Gedanken an den Abbruch und Umzug empfinde ich schon jetzt ein Grauen, aber geschehen muß es, da hilft kein Bangen.

Wäre es nicht möglich, daß wir uns diesen Sommer sehen? Ich reise etwa den 15. Mai alten Stils von hier ab und kehre nach reichlich zwei Monaten, also Mitte Juli, wieder zurück. Den größten Teil dieser Zeit verbringe ich in der Schweiz, wohl bei Johanna in Clarens am Genfersee, vielleicht auch einige Wochen in Ragaz, welches ich nun schon zwei Sommer besucht habe und das mir sehr wohl gethan hat. Wenn Du etwa auch eine Reise vorhast — ich weiß von Dir jetzt nichts, absolut nichts —, so ließe sich ein Zusammentreffen, vielleicht sogar Zusammenleben einrichten.

Schreibe mir recht bald, erleichtere Dein Herz durch Mitteilung, meiner herzlichen Teilnahme bist Du gewiß. Meine Mutter liegt auch auf dem Dorpater Kirchhof, unser Vater schon seit lange, seit bald einem halben Jahrhundert. Als ich vor zwanzig Jahren an einem Sommerabend gewaltsam aus Dorpat weggeführt wurde, hatte ich doch die geheime Hoffnung, einst den Marktplatz und den Dom, auf dem ich als Knabe gespielt,

wiederzusehen. Jetzt ist die Sache zweifelhaft, ja unwahrscheinlich geworden.

Schreibe die Adresse Deines Briefes nur deutsch, er kommt mir doch zu.

In die Kaiserliche Oeffentliche Bibliothek.

In herzlicher Liebe

Dein Bruder Viktor.

St. Petersburg, den 9. April 1872.

Lieber Julius!

Dein Brief gibt mir die erwünschte Nachricht von Dir, die aber nicht in allen Punkten günstig lautet. Wenn Dir noch Freunde und Verwandte in Dorpat geblieben sind, in deren Umgang es Dir wohl ist, um so besser; nur die 400 Rubel jährlicher Einnahme wollen mir durchaus nicht in den Sinn. Von der Summe geht zunächst die Wohnungsmiete ab; Kleider, Schuhwerk, Wäsche, Pelz müssen von Zeit zu Zeit erneuert werden; für die Sommerreise ins Seebad muß eine Ersparnis übrig sein; wie sollen da die täglichen Bedürfnisse — Brot, Fleisch, Milch, Salz, Kaffee, Thee, Zucker, Seife, Holz, Licht, Tabak, Papier, Briefporto u. s. w. — bestritten werden? Wie oft passiert einem ein kleines Unglück: die Brille zerbricht, die Feder der Uhr springt, ein Schlüssel geht verloren, man schneidet sich in den Finger und braucht ein Pflaster aus der Apotheke — muß nicht in allen solchen Fällen der Beutel etwas enthalten? Auch Dorpat, obgleich noch keine Eisenbahn hinführt, wird sich von dem allgemeinen Steigen der Preise nicht frei erhalten haben. Ich weiß nicht, aus welchen Quellen die 400 Rubel fließen; sollten sie die Rente eines Kapitals sein, so würde ich raten, letzteres als Leibrente anzulegen; je älter man ist, um so vorteilhafter ist diese Art der Verwertung, und Erben, für die Du sorgen müßtest, hast Du ja nicht.

Auch die Genügsamkeit hat leider ihre Grenzen und die Bildung stellt für das äußere Leben gewisse Forderungen, denen man sich nicht so leicht entzieht.

Ein Ausflug nach Dorpat ist für mich doch nicht so leicht,

als Du anzunehmen scheinst. Meine Reisezeit, zwei Monate, ist in Anbetracht der weiten Strecken, der nötigen Stationen, der Badekur und endlich meiner angeborenen Bequemlichkeit nur kurz bemessen. Ein oder zwei Tage reichen für Dorpat nicht; ich kann doch nicht in absolutem Inkognito, gleichsam verstohlen, hinkommen, muß meine alten Bekannten, einige Professoren u. s. w. aufsuchen, die Bibliothek in Augenschein nehmen, auf Spaziergängen die wohlbekannten, jetzt wohl sehr veränderten Orte aufsuchen u. s. w. Ich hoffe indes immer noch, ehe mein großer Umzug erfolgt, einen Ausflug nach Dorpat machen zu können.

Ich habe jetzt gerade einen alten Freund hier, Berkholz aus Riga, und benütze einige freie Stunden am Palmsonntag, wo er andern Obliegenheiten nachgeht, Dir diese Zeilen zu schreiben. Es ist ein sehr gescheiter Kopf. Vor dreißig und mehr Jahren sprühte er wie ein Vulkan, und wir haben uns damals manche Wortschlacht geliefert und uns gegenseitig aneinander gebildet.

Das neueste Familienereignis ist, daß der Dr. W. G., Mann unsrer Schwestertochter Klara, plötzlich wegen eines Artikels in der Leehrschen psychiatrischen Zeitschrift seine Stelle im Irrenhause verloren hat. Nichts erregt hier größere Entrüstung, als wenn eine russische Einrichtung oder Anstalt vor Europa diskreditiert wird. Denn ihre ganze Kultur ist auf den Beifall des europäischen Theaterpublikums berechnet; sie kleiden und schminken sich mit dem Blick nach Westen und die Ferne kommt dem Effekt zu Hilfe. Im Inlande und in cyrillischer Schrift hätte er ohne Gefahr sagen können, was er wollte. Ich höre, daß er jetzt eine Privatirrenanstalt in Petersburg gründen will und dazu eine passende Lokalität sucht.

Das Osterfest steht bevor, eine hier recht unangenehme Zeit, abgesehen von den vielen Ausgaben, die die Landessitte für diese Tage mit sich bringt. Der Kaiser und sein Gefolge treffen heute hier wieder ein, der weibliche Teil des Hofes bleibt in der Krim. Bald geht alles auseinander, die Schulen schließen, die Behörden entleeren sich und Petersburg wird zur Wüste. Auch ich hoffe in der zweiten Hälfte Mai fliehen zu können.

Lebe wohl, sei gutes Muts, grüße Anders von mir und schreibe recht bald wieder.

In alter Gesinnung
Dein Bruder Viktor.

St. Petersburg, den 13. Mai 1872.

Lieber Julius!

Schon mit einem Bein im Eisenbahnwagen stehend erwidere ich Deinen Brief mit einigen flüchtigen Worten. Wenn Du im August über Petersburg gehen willst, so wäre das Problem wegen des Mikroskops gelöst. Ich bringe es entweder selbst mit, wenn es mich nicht zu sehr beschwert, oder der Kaufmann liefert es mir nach Petersburg, was keine Schwierigkeit haben kann. Im Punkt der Bezahlung sind die Berliner sehr liberal, das Geld wird nachgeliefert. Außerdem hoffe ich mich so einzurichten, daß ich das dazu nötige Sümmchen übrig habe. Schreibe mir nur aus Reval, wann Du einzutreffen gedenkst; benützest Du den Nachtzug und langst also zu vernünftiger Stunde hier an, so kann ich Dich selbst auf dem Bahnhof empfangen und den Führer und Dolmetscher machen. Platz ist in meiner Wohnung genug, nur mußt Du Dich auf ein improvisiertes Nachtlager u. s. w. gefaßt machen. Kramers wollen jetzt nach Ragaz; das könnte mich bestimmen, ein Gleiches zu thun, wenn sonst die Zeiten zusammentreffen. Pfäffers ist wohl romantischer, aber nur für den Vorbeireisenden. Auf die Länge ist unten im weiten Rheinthal die Natur schöner, größer, majestätischer; dort oben in der Enge ist man nach drei Tagen gegen ihre wilden Reize abgestumpft und sehnt sich aus der Klosterzelle fort. Das laue Bad jeden Morgen mit fortwährendem Zu- und Abfluß erquickt sehr — ob es aber sonst noch eine spezifische Wirkung hat? Es ist Meteorwasser, im Innern der Erde gewärmt, und ohne jede Beimischung. Daß es beim Trinken nicht beschwert, liegt wohl nur an seiner Temperatur; der Magen merkt es nicht, da es ihm weder Kälte noch Wärme bringt. Angenehm in Ragaz ist die vorüberführende Eisenbahn, die alle Art Ausflüge möglich macht; der neue großartige Gasthof gewährt alle verlangten

Bequemlichkeiten, ist aber teuer. Im übrigen fehlt es bei Regenwetter und während der heißen Stunden des Tages auch nicht an Langerweile, wogegen die fragmentarischen Zeitungen nicht schützen. Während der ersten Kriegswochen des Jahres 1870 lag ich in Ragaz gefangen, ohne regelmäßige Nachrichten, auf die Folter der Erwartung gespannt, von abenteuerlichen Gerüchten umschwirrt, die alle zu Ungunsten der Deutschen lauteten, wegen der Heimkehr besorgt. Letztere war Ende August auch schwierig genug.

Ich will nicht weiter schwatzen, sondern Dir nur noch einen guten, warmen Sommer und guten Erfolg der Badekur wünschen. Laß von Reval aus von Dir hören. Wenn Du diese Zeilen liesest, dulde ich im Käfig, Coupé genannt; die Reise von hier nach Berlin ist recht eine Zuchthausstrafe, man müßte denn ein hoher Herr sein, der es freilich bequem hat.

In alter Liebe

Dein Bruder Viktor.

St. Petersburg, den 30. September 1872.

Lieber Julius!

Schon seit Wochen liegt Dein Brief auf meinem Tisch und sieht mich vorwurfsvoll und mahnend an, aber wie der Mönch den Spruch an der Wand täglich ansieht und ihm doch zuwider handelt, so verschob ich die dringende Pflicht immer auf den nächsten Morgen. Was man täglich thun kann, thut man gar nicht, und ich bilde mir ein, daß damals, als die Post nur einmal wöchentlich abging, die Menschen weniger säumig im Briefschreiben waren. Nun, heute habe ich mich denn wirklich aufgerafft. — Dein Eisenbahnabenteuer hat mich sehr erheitert, aber leider wieder einen Beweis geliefert, wie schlecht die sogenannte große Bahn verwaltet wird. In Deutschland könnte dergleichen nicht passieren: der Schaffner soll wissen, welche Passagiere er mit sich führt und wo jeder auszusteigen hat. Kurz vor der Endstation hätte er Dir Deine Fahrkarte abnehmen, überhaupt bei jedem Haltepunkt den Namen derselben laut ausrufen sollen. Auf einer Bahn, die auf den Verkehr mit dem

Auslande angewiesen ist, muß jeder Kondukteur deutsch und französisch können, er muß überhaupt ein aufgeweckter und aufmerksamer Menschenkenner sein. Statt dessen haben sie lauter eingeborene versoffene Rüpel in Dienst und diese wie bei einer Maskerade in eine sogenannte altslavische Phantasietracht gekleidet. — Seit Du fort bist, ist nichts Großes passiert, das der Meldung wert wäre.

Aus der Schweiz sind Briefe da, in denen mir auch Grüße an Dich aufgetragen werden. Der Sohn Karl hatte sie besucht, ebenso Emanuel M. nebst Frau, der Herbst war schön, klar und mild. Ich bin mit Umarbeitung meines Buches beschäftigt, komme aber aus verschiedenen Gründen nur langsam weiter. Was Du mir über unsern Vetter Karl und die Getreidenamen, die er ins Auge gefaßt hat, schreibst, erregt mir einige Bedenken. Der Gegenstand ist schwierig und die Naturforscher thäten am besten, die Hand davon zu lassen. Es gehört eine eindringende Kenntnis der bei sprachlichen Untersuchungen in Anwendung kommenden Gesetze und Fertigkeit in kritischer Methode dazu, diesen Namen ihren historischen Gehalt abzugewinnen. Was die Naturforscher bisher in diesem Gebiet geleistet haben, ist so kindlich, daß ein Linguist darüber nur lächeln kann. Wenn Karl über den Namen Luzerne etwas ermittelt hat, so wird mich das sehr freuen. Ich bemerke nur, daß ich ja selbst auf das Alpenflußthal Lucerna hingewiesen habe — welches sehr leicht war, da die Kunst nur darin bestand, in einem geographischen Wörterbuch nach anklingenden Namen zu suchen —, daß ich dabei aber den historischen Nachweis (in irgend einem authentischen Dokument, je älter desto besser) vermißte; ferner daß der Name provençalisch lanzerdo lautet (und diese Sprache kommt hier zunächst in Betracht), endlich daß Diez, der das ganze Gebiet romanischer Litteratur und Sprache souverän beherrscht, in diesem Punkt seine Unwissenheit gesteht. Neulich stieß ich auf ein Buch, dessen Titel etwa lautet: Anweisung das Mikroskop zu gebrauchen, von Nägeli, Professor der Botanik in München, und Schwendener, ebensolcher Professor in Basel; dies Buch, denk ich, würde Dir nützlich sein, vielleicht treibst

Du es in Dorpat auf. Dieser Schwendener interessierte mich aus dem Grunde, weil er vor kurzem ein Büchlein herausgegeben hat, in welchem er mich auf das Unverschämteste plündert, ohne irgend einen eigenen Gedanken hinzuzufügen und ohne mich zu nennen. Noch ärger hat es der Professor O. Heer in Zürich gemacht: er hat am Anfang dieses Jahres eine Schrift in 4° über die Geschichte des Flachses herausgegeben, voll von Gelehrsamkeit und Zitaten, die alle aus meinem Buch entlehnt sind. Dieser nennt mich zwar hin und wieder, aber nur um mir Fußtritte zu geben. Da Herr Heer in der Paläontologie einen Namen hat, so will ich ihm in der Vorrede zur zweiten Auflage meine Meinung sagen. Ich fürchte nur, er stirbt mir bis dahin weg, denn die Aerzte haben ihn wegen eines Kehlleidens nach Italien geschickt. — Hast Du von dem Stiftungsfest der Livonia in Dorpat Notiz genommen? Man hat mich zum Ehrenphilister ernannt und ich habe die Farben angenommen. Beinahe wäre ich selbst hinübergekommen, allein der einzige Ertrag wäre doch nur gewesen, daß ich einigen alten Freunden unter die Augen getreten wäre, um — sie als Ruinen zu finden. Und das blöde Saufen in Verbindung mit inhaltsloser Begeisterung steht mir auch nicht mehr an.

Lebe wohl und laß von Dir hören. Der mit dem buschigen Schwanz hat einen Gefährten bekommen, dem er aber häufig Ohrfeigen gibt, einen kleinen schwarzen munteren Hund, großen Menschenfreund. Marie ist wohl und scheuert eben die Thürschlösser, denn es ist Sonnabend.

In herzlicher Liebe

Dein Viktor.

Den 30. Dezember 1872.

Lieber Julius!

Mein Schriftchen, das Du schon an den Schaufenstern gesucht hast, wird erst im Februar neuen Stils ans Licht treten. Bis jetzt habe ich drei Korrekturbogen gelesen, ebensoviele werden noch folgen. Es wird Dich schwerlich interessieren; was mich an dem Thema anzog, war das neue Licht, das die Ge-

schichte des Salzes auf den Urstand der europäischen Völker wirft, die daraus gewonnene Bestätigung des ungeheuren Einflusses der Kelten auf die Bildung der Germanen, sowie der bisher rätselhafte Umstand, daß alle Salzflüsse in Deutschland Saale heißen, alle Salzorte aber Hall, Halle — was sich sogar Grimm in seiner Grammatik nicht erklären konnte. Der erstere Name ist sehr alt, da schon Strabo im inneren Deutschland einen Fluß Σάλας kennt. Wird der alte und der neue Glaube auch in Dorpat mit solcher Begier gelesen, wie in ganz Deutschland und wie sogar hier (natürlich ganz heimlich)? Daß ein Buch wissenschaftlichen Inhalts in einigen Wochen drei starke Auflagen erlebt, ist wenigstens in Deutschland unerhört. Mich hat die Lektüre bis ins Herz erfrischt und ich fing nach Beendigung derselben gleich wieder von vorne zu lesen an. Die ganze Theologie und theologisierende Philosophie ist natürlich aus dem Häuschen, das Schauspiel der dreißiger Jahre, wo das erste Leben Jesu erschien, wiederholt sich. Ich hoffe, der Verfasser nimmt die Gegner wieder in einer Reihe Streitschriften vor, darunter auch den matten Münchener Philosophieprofessor Huber (wie könnte er in jetziger Zeit Professor sein, wenn er nicht vermittelte?) und den Zürcher Stadtpfarrer Lang, der, selbst sehr liberal, aber dabei wohlmeinend, keinem gestatten will, weiter zu gehen, als er, oder auch nur mit der Sprache herauszurücken. Jetzt zu Deiner oder des Prorektors Schmidt Anfrage wegen der Doubletten unsrer Bibliothek. Seit mindestens zehn Jahren hat keine Auktion und kein öffentlicher Verkauf von Duplikaten bei uns stattgefunden und wird es auch in diesem Jahr nicht. Ein kaiserlicher Befehl schrieb damals vor, was wir nicht nötig hätten, andern Lehranstalten und Bibliotheken im Innern des Reiches geschenkweise zu überlassen. Das geschah anfangs; bald aber fand sich, daß keiner die Transportkosten tragen wollte oder konnte und so schlief die Sache ein. Seitdem hat sich ein eigener dazu bestimmter Raum bei uns mit Doubletten gefüllt, von denen bei Gelegenheit an Liebhaber verkauft wird. Sollte also der Herr Prorektor selbst nach Petersburg kommen oder hier eine Vertrauensperson besitzen, so kann

er unter der Hand einen Handel anknüpfen. Die Preise sind indes hoch und nach meiner Erfahrung um nichts geringer, als die der Antiquare in Deutschland. Seltenheiten sind auch nicht darunter. Dazu kommt, daß die Bibliothek gewöhnt ist, mit dem unwissenden russischen Publikum zu verkehren und sich gar nicht schämt, im gegebenen Fall ihren Kunden blauen Dunst vorzumachen und sie zu übervorteilen. Wer also nicht Kenner ist, kaufe lieber anderswo.

Daß Du Dein Testament gemacht hast, ist löblich und auch das Glas Ungar paßt zu dem traurig-fröhlichen Akt. Ich selbst mache mir Vorwürfe, daß ich den gleichen Schritt von Jahr zu Jahr aufschiebe. Hier versäumen selbst Familienväter, die von Weib und Kind umgeben sind, nicht, ein Testament aufzusetzen und von zwei Zeugen unterzeichnen zu lassen, weil im entgegengesetzten Falle die rechtlichen Weitläufigkeiten, der Zeitverlust und die Gefahr des Betruges und Diebstahls groß sind. Mich hat nebenbei die innere Ungewißheit abgehalten, wie über mein Bißchen verfügen? Jetzt habe ich beschlossen, erst in Deutschland meinen letzten Willen aufs Papier zu bringen; ereilt mich der Tod schon hier, so nehme das Schicksal seinen Gang. Von mir und meinem Leben weiß ich fast nichts Neues zu melden. Meine Köchin, die Du ja kennst, liefert mir den für meine bescheidenen Ansprüche völlig genügenden Tisch und sorgt auch sonst zur Zufriedenheit für mich. Der kleine Hund, ein niedlicher schwarzer King Charles, ist längst auf der Straße verloren gegangen (wie hier alle Hunde, die nicht am Bande geführt werden), dagegen gedeiht „der mit dem buschigen Schwanz“ sichtlich, hat sich aber in den letzten Wochen einem argen Don-Juanleben ergeben, vermutlich weil er die ganz ungewöhnliche, warme, feuchte Witterung mit der des Monates März verwechselt. Den Weihnachtsabend verbrachte ich nach alter Sitte in dem reichen Kramerschen Hause und erhielt denn auch meine kleinen Geschenke, einen Shawl um den Hals, ein Porte-Cigarres u. s. w. Den echten deutschen Weihnachtsabend, sowie Sylvesterabend, feierten wir auf unsrem Klub mit der üblichen Punschbowle; das russische neue Jahr soll ich morgen in der Familie meines

Kollegen V. gleichfalls beim Punsch erwarten. Eine Woche lang setzte uns das von allen Seiten mit Bestimmtheit auftretende Gerücht von einer Verlegung der Universität Dorpat nach Polozk in Angst — bis die Berichtigung im Regierungsanzeiger erfolgte. Das Gerücht hatte seinen Ursprung wohl in dem Wunsch oder war ein ballon d'essai. Jetzt zerbricht sich die Hauptstadt den Kopf, warum der Chef der dritten Abteilung, Graf Peter Schuwaloff, nach London gereist ist? Denn umsonst bemüht sich eine so hochstehende Persönlichkeit mitten im Winter doch gewiß nicht.

Viel Glück zum neuen Jahr! Guten Mut und gute Gesundheit! Schreibe bald wieder

Deinem Bruder Viktor.

St. Petersburg, den 4. März 1873.

Lieber Julius!

Ich sehe das Datum Deines Briefes an — 1. Februar! Und wir sind schon im März. Wie die Tage im Alter verfließen, um so rascher, je weniger ihrer übrig sind! Du schreibst mir von Schnupfen und Zahnschmerzen, die sind nun jetzt längst vorüber und mein Bedauern kommt zu spät. Ich will nur nachträglich bemerken, daß, so lästig die genannten Uebel sind, sie doch vor ernsteren Krankheiten bewahren, wie Gehirnentzündung oder Typhus. Mein Freund Berkholz in Riga, der sich auch mit Auswanderungsplänen trägt, will, wie er mir schreibt, einen Wohnort aufsuchen, wo es keine Katarrhe gibt. Da kann er lange suchen! Es müßte denn etwa der Süden Italiens sein und es müßten die Mittel nicht fehlen, sich eine gleichmäßig erwärmte, behagliche Wohnung einzurichten, z. B. mit Watercloset. Auch in Rom und Neapel oder in Nizza oder Mentone thut der zu Erkältung Geneigte wohl, sich abends zu Hause zu halten, versteht sich im Winter, das andre aber, was Berkholz schreibt, er wolle durch mehr freie Luft sich mehr und besseres Blut schaffen, hat seine Richtigkeit. Unser Klima und unsre Sitte verurteilt uns alle zur Gefangenschaft und diese vergiftet unser Blut, macht uns skorbutisch und raubt den

Nerven die Energie. Ob aber diese in höherem Alter durch Milde des Klimas wiederherzustellen ist? Wir sind der Tag- und Nachtgleiche, also dem Frühling, ganz nahe und doch friert es wie im Januar, zehn Grad und drüber. Vorgestern abend ist die Kaiserin mit Gefolge in eigenem kaiserlichen Wagenzuge nach Sorrento bei Neapel abgereist. Der Zug, einst dem Kaiser Napoleon gehörig, ist mit allen erdenklichen Bequemlichkeiten ausgerüstet und man speist, schläft, liest und spielt wie zu Hause. Die Fahrt geht ohne Aufenthalt von Wirballen nach Bromberg und Breslau, weiter durch Böhmen nach Salzburg, von dort über den Brenner nach Italien. Wenn die hohe Frau will, kann sie in Eydtkuhnen einsteigen und nach sechs Tagen in Castellamare wieder aussteigen; von da bringt sie die reizendste Uferchaussee in zwei Stunden nach Sorrent. Dort ist die sogenannte Villa Nordi oder das Hotel Tromontone mit 90 Zimmern auf drei Monate für 75000 Fr. gemietet. Im Jahre 1867 verlebte ich mit Richard in der anstoßenden Villa Ruspoli acht bis zehn Tage. Aus der Thür unsres Zimmers traten wir auf eine mit Geländer versehene Terrasse einige hundert Fuß hoch unmittelbar über dem Meer. Ein unterirdischer, geneigter, angeblich aus dem Altertum stammender Gang führte unten zum Badehäuschen, wo wir uns an einem Strick gegen die ewig flutende salzige Brandung halten mußten. Unser Hausgenosse war der Maler Overbeck, ein ehrwürdiger alter Herr (seitdem verstorben), dessen Bild, der Fischzug Petri, wir Zug für Zug entstehen sahen. In Gesellschaft eines Dresdner Ehepaares, dem höheren Beamtenstande angehörig (mit der Frau habe ich später noch korrespondiert und mußte ihr den Tod Richards melden), machten wir jeden Nachmittag bis zur Dunkelheit Eselpartien auf die verschiedenen Berghöhen, wo in immer neuer Verschiebung beide Golfe, der von Neapel und der von Salerno, sichtbar werden. Es war im August und die Hitze sehr groß, auch beständiger Dunst den Aussichten hinderlich. Eine Bootfahrt, die Richard und ich zum gegenüberliegenden Capri machen wollten, wäre uns bald verderblich geworden. Es erhob sich ein Wind, der sich in den Schluchten fing und mit seinen

Stößen unser Fahrzeug umzuwerfen drohte. Zu wenden war nicht möglich und so waren wir froh, zwischen zwei Felsrippen landen, uns hinaufwinden und auf der Chaussee nach Hause wandern zu können. Mit derselben Dresdner Familie bestiegen wir den Vesuv, ich seit fast dreißig Jahren zum drittenmal. Wie fand ich ihn verändert! Laß Dir diese Erinnerungen gefallen, nur mit Wehmut kann ich jener Tage gedenken. Jetzt zu was anderm. Mein Schriftchen über das Salz ist heraus, aber noch nicht in Petersburg. Es ist hübsch gedruckt und 74 Seiten lang. Der Berliner Verleger hat mir drei Exemplare unter Kreuzband zugeschickt, alle drei bereits versagt, eins habe ich Kunik überreicht (der mein Manuskript durchgesehen hatte), das andre Prof. L. Müller (der mir kurz vorher seinen Lucilius verehrt hatte), das dritte der Baronesse Rahden, meiner alten Gönnerin, Hofdame der verstorbenen Großfürstin Helena. Es thut mir jetzt wieder leid, daß ich das Ding vorzeitig in die Welt geschickt habe; da es fertig war, wollte ich es los sein. Mein ursprünglicher Plan, nach welchem es die erste Hälfte eines größeren Ganzen sein sollte, dessen zweiter Teil der Bernstein, das glesum des Tacitus, gebildet hätte, hätte sich immer noch ausführen lassen. Material dazu war schon einiges gesammelt, darunter das linguistisch wichtigste, aber der schwierige Punkt des homerischen ἤλεκτρον, Unwohlsein, Faulheit, vor allem die noch immer ausstehende zweite Auflage und die dazu bestimmte Abhandlung über das Pferd vereitelten die Ausführung. Gestern schreibt mir der Verleger: „Die Nachfrage nach ‚Salz‘ ist groß, nach ‚Kulturpflanzen‘ steigend.“ Zugleich proponiert er mir eine neue Auflage meines „Italien“ (ich weiß nicht, ob Dir das kleine Buch jemals in die Hand gefallen ist), das ihm von zwei Königsberger Professoren als eine Schrift „ersten Ranges“ gepriesen worden. Nun gehört Italien aber nicht mir, sondern dem hiesigen Buchhändler Röttger (Firma H. Schmitzdorff) und dem mag er, falls noch Exemplare übrig sind, die Auflage abkaufen. Wenn von mir nur keine Umarbeitung verlangt wird; dazu fehlt es mir an Zeit, Lust und Stimmung; das Buch, vor sechs Jahren erschienen,

liegt für mich schon in nebelgrauer Ferne. Prof. Grisebach in Göttingen hat eine Polemik gegen mich eröffnet, zwar in anständigem Ton, aber mit echt naturforscherlicher Beschränktheit: er glaubt, die Pflanzenwelt der Mittelmeerländer sei immer dieselbe geblieben, und die historischen Beweise des Gegenteils lassen ihn gleichgültig. In der That, wenn ich recht habe, dann ist sein neues zweibändiges Werk über die Vegetation der Erde teilweise auf Sand gebaut; kein Wunder, daß er seinen Herd und Altar verteidigt. Ich werde ihm in der Vorrede der neuen Ausgabe zwei Seiten widmen. In Summa: preise Dein Geschick, daß du kein Schriftsteller geworden bist.

Aus der Schweiz sind Nachrichten da, die aber nichts Neues enthalten . . . man fragt, wenn ich kommen werde, ich weiß darüber nichts Bestimmtes zu sagen. Alles ist in der Schwebe, vor allen Dingen muß ich die Ankunft des Grafen Korff erwarten, die im April oder Mai erfolgen soll. Dein Gönner, der württembergische Gesandte, hat mir seinen Nachfolger, den Freiherrn von Maucler mit einigen liebenswürdigen Worten zugeschickt; vielleicht führe ich ihn in den Klub ein. Es ist ein noch junger, rascher Mann, der nach unsern Begriffen mehr Bürgerliches als Weltmännisches an sich hat.

Schliemann, dessen Du erwähnst, habe ich hier in Petersburg, wo er Kaufmann war, ganz gut gekannt. Hüte Dich, auf seine Ausgrabungen und Deduktionen zu viel zu geben. Er ist ein Dilettant, eine lächerliche Person und die Gelehrten zucken über ihn die Achseln. Jetzt aber genug, meine Finger sind müde. Ein andermal Besseres. Halte Dich gesund und laß von Dir hören.

Dein Bruder V.

St. Petersburg, den 11. März 1873.

Hurra! Du alter Knabe machst noch Erbschaften! Ein Glas dem Andenken Lottchens, die in jungen Jahren gewiß in Dich verliebt gewesen ist! Aber lächeln machen mich Deine Fragen und Sorgen und Zweifel. Zum Reisen gehört wie zum Kriegführen nur Geld und wieder Geld; alles übrige ist

jetzt so leicht und bequem gemacht, daß man sich langweilt und sich nach einiger Schwierigkeit sehnt. In der Gegend, wo Johanna wohnt, sind Gasthäuser und Pensionen überall ausgesät, gleich am Bahnhof z. B. das schön gelegene Hotel des Crètes, von dem ein kurzer Gang abwärts nach Clarens und ans Ufer des Sees, ein ebensolcher aufwärts an Villa Tavel vorbei, wo Luise und ihre Schwester wohnen, nach dem Dorf Baugy zu Johanna führt. Etwas billiger ist die Pension Gento, an demselben Wege gelegen. Im Sommer wählt man lieber die Pension in den Dörfern, die noch über Johannas Wohnort liegen, da dort die Luft frischer und die Hitze erträglicher ist. Die großen Gasthöfe an der Straße in Clarens pflegen im Sommer fast leer zu stehen, alles flieht in kühlere Gegenden. Daher auch die Preise in dieser Jahreszeit geringer sind. Je nach den Ansprüchen kostet die Pension sechs bis zehn Franken, täglich, wofür man Frühstück, Mittag- und Abendessen hat. Der Wein der Gegend ist gut und kostet achtzig Centimes bis ein Frank die Flasche. Zigarren thut man am besten mitzubringen. Du siehst, daß es dir schwer fallen würde, in zwei Monaten 250 Rb. = 850 Fr. auszugeben; aber auch, wenn Du aufgehen lassen willst, würde es ja nur von Dir abhängen, Dein Geld zu überzählen und je nach dem Facit den Aufenthalt abzukürzen oder auszudehnen. Ich habe immer nur bei Johanna selbst gewohnt, weil sie nicht zuließen, daß ich in einer Pension mich einmietete. Die Eisenbahn führt in wenig Minuten nach Vevey und nach der andern Seite nach Montreux und Chillon, aber auch da nur Wein und Aussichten. Im See zu baden ist zwar, so viel ich weiß, in der Gegend nicht gebräuchlich, aber die Gelegenheit wird sich finden. Jeden Tag kommt die Nationalzeitung an, aber die ist bald durchgelesen. Doch Du wirst ja selbst sehen und hören und da Du absolut frei bist und kein Amt, kein Termin Dich zurückruft, kannst Du es ja ganz nach Belieben halten.

Was mich betrifft, so ist noch alles in der Schwebe und ich kann gar nichts Bestimmtes aussagen. Nach Wien zu gehen, fällt mir nicht ein, ich habe im Punkt der Ausstellungen mich

vollständig satt gegessen. Ehe Du Deine Reise antrittst, wird sich mein Schicksal entschieden haben, und ich werde nicht versäumen, Dir dann darüber Mitteilung zu machen.

So viel vorläufig; bis zum Mai können wir das obige Thema noch wiederholt besprechen. Nochmals: Ehre dem Andenken Lottchens, in Clarens kannst Du Dich in ihrer Sprache üben.

In Liebe

Dein Viktor.

St. Petersburg, Sonnabend, den 14. April 1873.

Lieber Bruder Julius!

Daß Du nach Italien gehen willst und des Italienischen so mächtig bist, um an einen Brief in dieser Sprache zu denken, waren zwei für mich überraschende Neuigkeiten. Eine Reise nach Italien ist eine im Stübchen daheim, wenn draußen noch im April der Winter nicht weichen will, höchst angenehme Phantasie — in Wirklichkeit aber würdest Du Dich ohne erfahrenen Leiter und Freund bald ganz hilflos finden. Ich will nur an eines erinnern: seit 1866 ist infolge der Kriegsausgaben Gold und Silber ganz aus dem Verkehr verschwunden, alles rechnet mit kleinen und größeren Banknoten; nun gibt es nicht bloß Noten der großen Staatsinstitute, sondern auch lokale Wertzeichen, deren Annahme man nicht gut verweigern kann, die aber in der nächsten Stadt nicht mehr gelten. Im Jahr 1867 bezahlten Richard und ich in Neapel immer noch mit Metall, da das Agio noch nicht so bedeutend war, jetzt aber beträgt es 10 Prozent, und wer sich vor Verlust bewahren will, muß gut rechnen und auf jedem Schritt die Augen aufthun. Hat man sich endlich hineingefunden, dann ist gerade der Zeitpunkt da, wo man das Land wieder verlassen muß. Fornasari auswendig wissen, ist wohl lobenswert — obgleich die Leute, mit denen der Reisende am meisten in Berührung kommt, ein Kauderwelsch reden, das kein Teufel versteht —, noch nützlicher, ja ganz unentbehrlich ist aber Bädeker (ja immer die neueste Ausgabe). Seine allgemeinen Vorbemerkungen und praktischen Regeln kann man sich nicht tief genug einprägen. Was nun

Genua und den Weg dahin betrifft, so ist Aosta vom Genfersee aus nur über den Großen St. Bernhard zu erreichen, dieser aber ist nur zum Teil fahrbar, zum Teil Saumpfad, auch an sich der am wenigsten großartige Uebergang nach Italien. Als ich im Jahre 1869 mit dem Neffen Karl und drei Damen eine Spritztour von vierzehn Tagen an den Lago Maggiore, Mailand und den Comersee machte, wählten wir von Clarens aus den Simplon und kamen über den Gotthard wieder. Es war beschwerlich und weitläufig genug. Jetzt aber führt eine ununterbrochene Eisenbahn von Clarens über Genf durch den Mont Cenis nach Turin und Genua; von Genf morgens Ausfahrt, Nachtlager in Turin, von da in einigen Stunden am nächsten Morgen nach Genua. Letztere Stadt aber ist aus folgenden Gründen zum Seebad ungeeignet. Der Hafen durch einen künstlichen Molo abgesperrt, steckt voll Schiffe und enthält ein kaffeebraunes Wasser ohne Wellenschlag; wer also ein Bad nehmen will, muß sich entweder in einem Boot in die See hinausrudern lassen oder zu Lande bis jenseits des Leuchtturms fahren. Du müßtest also in einer der unzähligen Villen und Ortschaften, die sich an beiden Seiten des Golfs hinziehen, ein Unterkommen suchen; viele der besseren Landhäuser haben eine Badeeinrichtung. Aber die Einsamkeit, die Entfernung von der Stadt, die Sorge für Verpflegung, der Mangel an Zeitungen u. s. w., für den Erfahrenen nicht unmöglich zu finden und zu beschaffen, aber für Dich! Dann die Sommerglut. — Genua hat ein im Frühling und Herbst, auch im Winter angenehmes Klima, in den heißen Monaten, wo Du reisen willst, wird es geflohen, nicht aufgesucht. Ein köstlicher Seebadeort im Sommer ist Sorrento (nach Norden geöffnet), das liegt Dir aber zu weit; auch ist es für Dich allein und ohne Vorbereitung noch weniger anzuraten als Oberitalien, welches im Grunde nicht viel anders eingerichtet ist, als das cisalpinische Europa. Genug über Italien — mußt Du denn durchaus ein Seebad brauchen? Die Seebaderei ist allmählich etwas aus der Mode gekommen. Ein Verjüngungsbad für alte Leute und besonders eine Stärkung für leidende nordische Nerven ist, wie ich selbst

erfahren habe, Ragaz, welches ja auch in der Schweiz und an der Eisenbahn liegt. Auch ein einfaches Schweizer Luftbad mit Nichtsthun, guter Kost und fleißigem Spazierengehen wiegt gewiß ein Seebad mit schlechtem Wetter und unter ungünstigen Umständen auf.

Morgen kommt der Kaiser Wilhelm an und die Wellen gehen hoch. Dabei aber immer noch Winter und die Newa fest gefroren. Dein Viktor.

St. Petersburg, am Petri-Paulstage, den $\frac{\text{29. Juni}}{\text{11. Juli}}$ 1873.

Lieber Julius!

Lange wartete ich auf ein Lebenszeichen von Dir und glaubte endlich, Du seist ruhig zu Hause geblieben, weil die Kreuz- und Quernachrichten aus der Schweiz Dir die Sache verleidet hätten. Eben hatte ich, auf dringendes Ersuchen von T., ein Ultimatum an Dich nach Dorpat gerichtet, mit der drohenden Anfrage: Reisest Du oder nicht? Antwort kategorisch und umgehend — da langt ein Brief von Dir an aus — Hamburg! Mein Erstaunen war groß, ebenso groß meine Genugthuung, daß alles so gut gegangen. Auch die weitere Reise scheint ohne Unfall abgelaufen zu sein, vermutlich über Frankfurt und Basel. Jetzt kannst Du Dich der Sommerhitze in dem rings von Bergmauern umschlossenen Winkel von Clarens und Montreux, dem Vorlande Italiens, erfreuen. Das Haus in Baugy muß jetzt verhältnismäßig leer und still sein; ich fand nicht nur die Schwestern alle zu Hause, sondern auch noch Gäste dazu, bewegte mich in einem Chorus von einem Dutzend weiblicher Stimmen und Köpfe (Sophie, Christine, die Savoyardin und die Katze gar nicht gerechnet) und trank Wein für sie alle. Willst Du ein kaltes Bad nehmen, so sind in Vevey Einrichtungen dazu: Du fährst morgens mit dem ersten Zuge, dritte Klasse, hin und kommst zu Fuß zurück, ehe die Sonne brennt. Nicht wahr, der Fleck Erde, wo Du bist, ist schön, ein kleines Paradies? Auf die Länge freilich zu einsam und abgeschlossen; dazu der zweite Uebelstand: die Menschen sprechen alle fran-

zösisch und denken folglich ebenso. Luise schreibt mir, Du wolltest nach Zermatt und an den Lago Maggiore. Erstere Tour ist beschwerlich, letztere ist nur in der Postkutsche zu erreichen, wo man in einen dunklen Kasten gesperrt wie ein Kalb zu Markte gefahren wird und nichts sieht noch hört. Doch thue, wie der Geist dir eingibt; Gold, das weiß ich, hast Du junger Erbe genug.

Was mich betrifft, so habe ich bis zum heutigen Tage aus Wiesbaden nicht eine Zeile erhalten. Der Kaiser ist aus Ems fort — hat mein Gönner*) etwas erreichen können oder nicht? Ich weiß es nicht und bin in gelinder Verzweiflung. Die Stadt ist einsam, die Hitze groß, die Fliegen sind geschäftig, die Bibliothek liegt im Halbschlummer. Ich könnte ruhig arbeiten — da mir noch viel vorliegt —, aber die Stimmung fehlt und immer kommt ein Seitengeschäft, mich zu stören. So erhielt ich in voriger Woche einen langen, schmeichelhaften Brief von Bunge, Vater und Sohn, aus Dorpat. Letzterer, Magister der Physiologie, hat eine Schrift über das Kochsalz verfaßt, worin er beweist oder zu beweisen sucht, bei vegetabilischer Nahrung sei das Salz dem Organismus notwendig; bei animalischer entbehrlich. Von mir will er ethnologisch-kulturhistorische Belege für seinen auf physiologischem Wege gewonnenen Satz. So habe ich denn tagelang lesen, suchen, schnüffeln, nachschlagen müssen, um seiner Erwartung einigermaßen zu entsprechen. Das Gefundene mußte dann noch in Ordnung und leserlich zu Papier gebracht werden. Langsam bin ich ohnehin, und so war wieder eine Woche geopfert.

Da ich so mißmutig, ohne Nachricht und von den Menschen verlassen bin, so bleibt mir nichts zu schreiben übrig. Grüße alle die Unsrigen, halte Dich wacker und gesund und bleibe solange noch etwas im Portemonnaie steckt — Dir läuft ja kein Urlaub ab und droht kein Stirnrunzeln eines Chefs bei der Rückkehr. Wäre ich auch schon so weit!

In Liebe

Dein Viktor.

---

[1]) Gemeint ist Baron Modeste Korff, Hehns Chef.

St. Petersburg, den $\frac{\text{1. September}}{\text{20. August}}$ 1873.

Lieber Julius!

Nur wenige Worte im Augenblick des Scheidens, die letzten aus Petersburg. Mein Abschied ist unterzeichnet, ein Nachfolger ernannt, mein Paß besorgt, meine Koffer werden gepackt, meine Bücher schwimmen in Gestalt von fünf schweren Kisten auf der Ostsee an Bord des Archimedes. Meine Möbel habe ich zu Schleuderpreisen einem Kollegen abgetreten, der sie, wie er mir vertraut hat, mit Vorteil weiter verkaufen will. Marie, meine Bonne, die Du ja kennst, hat, durch langes und wiederholtes Zureden bewogen, bei der Tante Ida Dienst genommen, — was mich insofern freut, als ich doch jetzt von ihr hin und wieder Nachricht haben werde. Vielleicht gelingt es ihr, die Alte zu gewinnen, denn sie besitzt das Talent, sich einzuschmeicheln. Ich bin, wie Du denken kannst, sehr zerstreut, auch traurig und, da ich die letzten Nächte nicht habe schlafen können, in ziemlich elender Verfassung. Achtzehn Jahre habe ich hier zugebracht, da kann die Gewohnheit sich wohl befestigen. Ein neuer Lebensabschnitt beginnt, der letzte Akt des Trauerspiels, wo der Held in beschleunigtem Gange zum Ende geführt wird.

Der Kaiser hat mir vor seiner Abreise in die Krim den Stanislausstern verliehen, ich soll ihn aber — ich weiß nicht nach welcher Regel des Dienstpragmatismus — nicht vor Weihnachten bekommen. Bitte also Fanny, ihre Hochzeit bis dahin aufzuschieben, ohnehin werde ich mich im Lauf des Winters schwerlich von Berlin entfernen können.

Ich hätte in diesen letzten schweren Tagen durchaus nach Oranienbaum müssen — eine Fahrt so lang wie von Clarens nach Martigny — und wagte den verwegenen Schritt, der Großfürstin einen direkten Abschiedsbrief zu schreiben. Die Kühnheit gelang, denn ich erhielt heute das liebenswürdige Telegramm: Remercie pour aimable lettre, souhaite bon voyage, espère revoir en Allemagne.

Danke Luise für ihren Brief, meine Antwort folgt aus der Hauptstadt des Deutschen Reichs. Die Gute, die mich seit

Jahren in Leid und Freud nicht verläßt, soll meine ersten Eindrücke erhalten — ich fürchte, lustig wird es nicht zu lesen sein.

Lebt alle recht wohl und gedenket meiner in Liebe. Du wirst doch die Traubenlese am Genfer See mitmachen wollen? Der Weg nach Dorpat steht Dir immer frei.

Den heutigen Abend muß ich noch bei Fräulein Rhaden verbringen. Die erweist mir auch mehr Freundschaft, als ich verdiene.

In herzlicher Liebe

Dein Bruder Viktor.

Auf alle Fälle setze ich die Adresse hier, unter der mich in Berlin ein Brief sicher erreicht: Gebrüder Bornträger, Zimmerstraße 91. Ich treffe Donnerstag abends 6 Uhr in Berlin ein.

Berlin N, Ziegelstraße 4, den 2. Februar 1874.

Lieber Julius!

Dein Brief vom 14./26. Dezember bringt mir die erwünschte Kunde, daß Du für den nächsten Sommer wieder die Absicht hast, uns in Deutschland zu besuchen. Die Fahrt über Libau aber muß wohl überlegt werden; die kürzeste Linie auf der Landkarte ist nicht immer der kürzeste Weg in Wirklichkeit. Gehen denn von dem kleinen kurischen Neste in bestimmten, vorher in Rechnung zu nehmenden Fristen Schiffe nach Stettin? Denn anders als über Stettin nach Rügen zu kommen, scheint mir unmöglich. Doch wir stehen noch mitten im Winter; in den vier Monaten bis zu Deiner Abreise ist noch genug Zeit zur Erkundigung und Erwägung. Jetzt, wo die Erbschaftsgeschäfte glücklich abgewickelt sind, bist Du frei wie der Vogel unter dem Himmel und kannst versuchen, auch den Winter z. B. in der Schweiz zu bleiben und so die Hin- und Herreise zu ersparen. Es ist da nicht immer so kalt wie dieses Jahr; wird doch sogar aus Italien über Eis und Schnee geklagt. Hier in Berlin ist der Winter bis jetzt von unbegreiflicher Milde gewesen: noch keine Flocke Schnee, ein paarmal leichter Frost, die Dampfschiffe gehen auf der Spree zwischen Berlin und Köpenik hin und her und an den neuen Häusern wird weitergebaut und mit Kalk und Mörtel

hantiert, als wäre es im Sommer. Da ich in nordischer Weise an Zimmer mit hochgradiger Temperatur gewöhnt bin, so verbrauche ich trotzdem erschrecklich viel Feuerung, meine Goldstücke verwandeln sich wie im Märchen in Kohlen und ich denke mit Schmerzen an das Land der „Kronswohnung“ und des „Kronsholzes“ zurück. Was man Dir sonst von mir und meinen Triumphen in Berlin erzählt hat, ist Fabel; was durch Weibermund geht, verwandelt sich in Poesie. Vom Hofe weiß ich nichts oder nur so viel, als jeder andre Leser der Vossischen oder Nationalzeitung. Soweit ich meine Faulheit überwunden habe und hiesigen gelehrten Berühmtheiten näher getreten bin, habe ich allemal freundliches Entgegenkommen gefunden, mein Name war allen bekannt, auch an Komplimenten hat es nicht gefehlt, die ich alt genug bin, nicht höher zu schätzen, als sie wert sind. Darauf beschränkt sich alles. Wahr ist, daß um meine Feder viel geworben wird und daß ich mit ihr ein hübsches Taschengeld verdienen könnte, aber mein Kopf und mein Tintenfaß sind stark eingetrocknet und ich finde das Lesen bei einem Glase Wein viel bequemer, als das Hocken am Schreibtisch. Noch gestern langte ein Brief an mich aus Florenz an, von dem bekannten Karl Hillebrand, der eine italienische Revue herauszugeben gedenkt. Er entschuldigt seine Kühnheit, da er mir ganz fremd sei, sagt mir süße Dinge und bietet mir so und so viel für den Bogen, woraus hervorgeht, daß mein Ruhm bis über die Alpen gedrungen ist. Ich lasse mir das gefallen, aber es erwärmt mich nicht, und ein Dutzend Flaschen Chianti oder Montepulciano, von einem Verehrer aus Toskana geschickt, wäre mir lieber. Meine zweite Auflage ist noch immer nicht zu stande gebracht, von den acht Lieferungen sind fünf erschienen. Die Anmerkungen, das Beste am Buche, sind noch in der Druckerei: sie sind stark umgearbeitet und vermehrt. Das Register ist noch in Arbeit und die Vorrede (vor der ich schaudere, da sie mit Polemik gefüllt sein wird) soll noch geschrieben werden, also noch immer kein Land in Sicht. Und ich habe mir selbst diese Rute auf den Rücken gebunden, statt mein Alter heiter zu genießen!

Kaum war Vetter K. einige Tage fort, als ein früherer junger Kollege aus Petersburg hier eintraf. Dieser wohnte sogar bei mir und entriß mich auf vierzehn Tage aller Arbeit und jedem ernsten Gedanken. Auch der liebenswürdige Doktor F. mußte mit, so lästig es ihm gewesen sein mag. Letzterer bittet mich, Dich zu grüßen. Ich sehe ihn oft und wir verbringen abends oft ein Stündlein oder zwei bei der Flasche oder dem Seidel in der Kneipe.

Lebt denn unser alter Freund Emil Anders nicht mehr, daß Du seiner gar nicht mehr erwähnst? Lebt Raupach noch und Rohland und so mancher andre? Grüße unsern Vetter Karl, er wird wohl auch seine Ferien zu einer Reise nach Deutschland benutzen. Wo ich den Sommer sein werde, wissen die Götter — alles wird von meinem Finanzminister abhängen. Lebe wohl und laß bald wieder von Dir hören.

Dein getreuer Br. Viktor.

Berlin N, Ziegelstraße 4, den 7. April 1874.

Lieber Bruder Julius!

Ich beginne gleich mit der Hauptsache, Deinem Putbuser Reiseplan. Noch immer scheint mir die direkte Fahrt nach Swinemünde—Stettin praktischer als die aus mehreren kleinen Stücken zusammengesetzte, von Zufällen abhängige und sicher kostspieligere über Libau, Memel, das Haff u. s. w. Ich hatte die Absicht, Mitte dieses Monats eine Frühlingserholungstour nach Clarens zu machen und dann etwa am 1. Juni hieher zurückzukehren. Denn im Juni muß ich in Berlin sein, um mich über meine Wohnung zu entscheiden. Nun aber läßt die letzte Korrektur aus Halle (das Register enthaltend) auf sich warten, und ich fürchte, die Zeit wird zu kurz werden, um die weite, schweres Geld kostende Tour zu unternehmen. Das macht mich sehr verdrießlich, und selbst die weiche, herrliche Frühlingsluft und das junge Grün der Sträucher und Rasenplätze ist nicht im stande, mich zu erheitern. Und was weiter in den drei heißen Monaten Juli, August und September aus mir werden soll, wissen die Götter. Am liebsten möchte ich alles Unnütze, was ich mir angeschafft, zum Fenster hinauswerfen

und mit zwei Koffern und einem Pack Papiere ohne Abschied das Weite suchen. Jetzt habe ich sogar am 1. April eine neue Wirtschafterin angenommen, die, wie ich voraussehe, mein Leben noch verwickelter und auf meine Börse noch größere Ansprüche machen wird, als die frühere. Mit dem 1. Oktober geht meine Wohnungsmiete zu Ende — mein Traum war es, dann nach Rom zu ziehen und erst im Frühling wiederzukehren. Das wird sich jetzt schwerlich realisieren. Und Du? hast Du für die Zeit nach vollendetem Bade Dir eine bestimmte Reise vorgezeichnet oder willst Du Deine weiteren Schritte von Gelegenheit und Laune abhängen lassen? — Neulich war unser Neffe Karl aus Hamburg wieder auf einige Tage in Berlin. Gleichzeitig ein andrer lustiger Bruder aus Hamburg, der junge Philosoph W. aus Jena und der ehemalige livländische Gouverneur August Oettingen. (Soeben, während ich schreibe, kommt die erste Registerkorrektur aus Halle, enthaltend etwa achthundert Nummern von zweitausend im Ganzen, also fehlen immer noch zwei Sendungen. Die Vorrede mit Ausfällen gegen die Naturforscher ist fertig gedruckt.)

Unser Freund F. grüßt Dich und unsern Vetter, es geht ihm wohl. Laß von Dir hören, damit ich weiß, wozu Du Dich entschlossen hast und wann und wo wir uns wiedersehen. Freue Dich des Frühlings, der doch wohl auch in Dorpat jetzt eingekehrt sein wird, nimm Dich vor Operngläsern in acht und verzeihe die Kürze und Trockenheit dieses Briefes, der darin wirklich ein Abbild meiner Stimmung ist. Von der neuen Auflage sind bereits dreihundertfünfundsechzig Exemplare verkauft, so viel als das Jahr Tage hat; vielleicht läßt Publikus, der von Natur dumm ist, sich noch einmal von mir fangen.

Gruß an Verwandte und Freunde.

In Liebe

Dein Bruder Viktor.

Berlin, 30./18. Juli 1874.

Lieber Julius!

Ich bin seit dem 9. Juni wieder in Berlin und habe seitdem eigentlich nichts weiter gethan, als Petersburger Durch-

zügler empfangen, die mich hageldicht überfielen. Ein ewiges Trinken, Dinieren, Schwärmen, bei Tage und bei Nacht. Mein Hauptanliegen, die Wohnungsuche, hat darum gestockt und soll erst im künftigen Monat irgendwie erledigt werden. Die Hitze ist sehr groß geworden und erschwert die Wanderung durch die Straßen. Habe ich diese Sorge abgeschüttelt, dann hält mich nichts mehr in Berlin; ich fliege davon, wohin weiß ich selbst noch nicht. Vielleicht zu Cramers, über deren Aufenthalt — entweder in Thüringen oder in Baden-Baden oder in der Schweiz — ein Brief mir Nachricht geben soll. Vielleicht mache ich auch auf einige Tage mit Friedländer (der Dich herzlich grüßen läßt) einen Abstecher nach Hamburg zu Karl und auf der neuen Saalbahn zu Böhtlingh nach Jena. Wo die Thaler zu all dem herkommen sollen, darum kümmere ich mich nicht; als ich noch meine Ausgaben regelmäßig aufschrieb und am Schluß des Monats das Defizit vor mir liegen sah, da beschlich mich die Sorge; jetzt schreibe ich nichts mehr auf und lebe fröhlich in den Tag hinein. Ein probates Mittel, das ich jedem empfehle. Meine zweite Auflage ist längst fertig, die Reise an den Genfersee war ja nur die Belohnung für die glücklich abgeschlossene Arbeit. Jetzt muß auch das Schlußheft schon in Dorpat sein. Der Absatz geht „hübsch“, wie mir der Verleger gestern sagte, und dennoch ist jetzt die sogenannte Sauregurkenzeit. Vom Herbst hofft er das Beste und sieht im Geiste schon die dritte Auflage kommen. Schade, daß Du meine geharnischte Vorrede, wegen deren ich etwas ängstlich bin, nicht gelesen hast und mir also nicht über den Eindruck, den sie auf Dich gemacht, berichten kannst. Schreibe nur immer Berlin N, Ziegelstraße 4, Deine Briefe werden mich finden, wo ich auch sei.

Guten Erfolg der Badekur!

Im Sande von Dubbeln werden wohl nicht viel Pflanzen wachsen und Deine Mikroskope etwas einrosten.

In treuer Liebe

Dein Bruder Viktor.

Berlin W, Linkstraße 42, III, den 1. Dezember 1874.

Lieber Julius!

Von dem Tagebuch und der Denkschrift unsres Vaters hatte ich schon in Petersburg eine romantische Auffindungshistorie gehört, an die ich nicht recht glaubte, und wollte Dir längst darüber schreiben. Daß Du das alles nach Alexandershöh geschickt, ist nicht ganz nach meinem Sinn. Einige Briefe aus Erlangen, an Mutter und Brüder geschrieben, ebenso ein Teil der Briefe aus dem Pastorat Odenpä an den Dichter Karl Petersen sind in meinem Besitz, aber unter der Masse meiner Papiere verloren. Letztere werden endlich geordnet werden müssen, nachdem sie vor dreiundzwanzig Jahren in den Händen der heiligen Hermandad gewesen sind — die sich in ihrer Liebenswürdigkeit die besten Stücke ausgewählt und zum Andenken behalten hat. Bisher war ich zu weichlich, daran zu rühren; nur daß von meinen Dorpater Kollegienheften einzelne Bogen, wahrscheinlich besonders anstößige, fehlen, habe ich konstatiert und mich giftig darüber geärgert.

Daß es mit Karl besser geht, war mir und F. erfreulich zu hören; daß die Wendung der Krankheit von dem Tage an erfolgte, wo er alle Arznei wegwarf, ist in der Ordnung. Lachen aber mußte ich, daß Du mir in der Mitteilung dieser Thatsache an F. Vorsicht empfiehlst; ganz im Gegenteil, mit triumphierendem Jubel wurde ihm diese Stelle Deines Briefes vorgehalten und er selbst stimmte herzlich in unsre Heiterkeit mit ein. Ich sage unsre, denn der Neffe Karl war auf zwei Tage, um die Seinigen wiederzusehen, aus Hamburg herübergekommen.

Von mir melde ich nur, daß ich mich nach Umständen wohl befinde und wie gewöhnlich mehr Geld ausgebe, als ich dürfte. Zwei Laster zehren an mir, Faulheit und Aufschieberei, und so vieles wartet auf Erledigung.

Am Horizont drohen zwei langweilige Feste, Weihnacht und Neujahr, da gilt es noch tiefer auf den Grund der Börse zu greifen. Ich wohne jetzt in anständiger Gegend und kann gegen jedermann offen bekennen, wo ich zu finden bin; aber

ins Herz der Stadt, z. B. zur Bibliothek, habe ich eine halbe Stunde zu laufen. Das verkürzt den Tag und nährt den Hang zur Einsamkeit. F. sehe ich allerdings seltener, ihm zum Besten, da er jetzt häufiger abends zu Hause ist. An Bekanntschaften fehlt es mir nicht, wohl aber an intimem Umgang, der in meinen Jahren nur mit Landsleuten möglich ist. Insofern freue ich mich darauf, daß W. K. (aus Reval, bisher in Petersburg) mit Frau im nächsten Jahr 1875 gleichfalls nach Berlin übersiedelt; es ist ein sehr gescheiter, auch philosophisch gebildeter und freisinnig denkender Mann, der wie ich das Kneipenleben liebt und es den schönsten Diners und geistreichsten Herren- und Damensoireen vorzieht. Ein so eingeschränktes Leben, wie in Dorpat mit denselben geringen Kosten, könntest Du wohl auch in Berlin führen und würdest von dem milden Klima profitieren. Ich habe jetzt einen Kognak entdeckt (freilich zu 1 1/2 Thaler die Flasche, ein für Berlin enormer Preis) — von dem würde ich Dir abends einen Punsch vorsetzen, wie Du ihn selten getrunken hast. Da ich meistens gegen neun Uhr abends ausgehe, so komme ich selten dazu, ihn zu kosten. Genug mit diesen Nichtigkeiten, der Brief ist ohnehin schon zu lang.

In herzlicher Liebe

Dein Bruder Viktor.

Berlin W, Linkstraße 42, III, den 1. März 1875.

Lieber Bruder Julius!

Mit dem heutigen Tage ist der März da, der Frühlingsmonat, aber noch friert es wie in Rußland, und nur durch Pelz und Ofen erhält man sich das Leben. Der Kälte steht der Mensch hier viel hilfloser gegenüber als bei euch. Die Häuser sind leicht gebaut, die Wände dünn, die Oefen klein, die Kohlen teuer; Doppelfenster, natürlich unverklebt, gibt es nur in den neuen Häusern; in den Schlafzimmern wird grundsätzlich nicht geheizt. Nachts kriecht alles unter das Deckbett — eine wirklich barbarische Gewohnheit des deutschen häuslichen Lebens, die nur allmählich von dem italienisch-französisch-eng-

lischen Matratzenbett mit wollener Decke verdrängt wird. Um dem eisigen Ostwind zu entgehen, hocke ich viel zu Hause und verliere immer mehr von dem bißchen Arbeits- und Spannkraft, das mir noch geblieben. In der zweiten Hälfte April denke ich an den Genfer See zu fliegen und dann im Sommer ein warmes Bad, sei es Ragaz oder Wildbad oder noch kühner Gastein, zu besuchen, den nächsten Winter aber in Rom zu verbringen (woselbst man, wenn man es übel trifft, auch bitter frieren kann). Ich melde Dir dies, damit Du wo möglich Deine Reise so einrichtest, daß wir irgendwie oder irgendwo zusammentreffen. Einen kleinen Umweg würde ich dabei nicht scheuen; der Zeitverlust kommt bei mir nicht in Betracht, da ich Zeit genug habe. Geschäfte (Gelderhebung, Wohnungswechsel) werden mich ohnehin, ehe ich nach Italien abgehe, ein- oder zweimal auf längere oder kürzere Zeit nach Berlin zurücktreiben.

Ich habe einen recht bunten Winter verlebt und bin mehr als mir gefällt und mir von Nutzen ist, in das gesellige Leben verflochten gewesen. Um so mehr seufze ich nach Befreiung durch den Frühling und empfinde den Winter hart.

Klara hat mir die Papiere geschickt; ich habe sie zu den übrigen gelegt, die schon in meinem Besitz waren: Aus den Reiseschilderungen ließe sich ein Artikel machen: wie man vor fünfundsiebzig Jahren, zu Goethes und Schillers Zeit, in Deutschland reiste. Die jetzige Generation hat schon total vergessen, wie damals die Posten, die Wege, die Entfernungen waren. Es war noch vor der Zeit der Chausseen, ein Brief aus Livland nach Deutschland ging wochenlang u. s. w.

In herzlicher Liebe

Dein Bruder Viktor.

Berlin W, Linkstraße 42, den 17. März 1875.

Lieber Bruder Julius!

Unsre Briefe haben sich gekreuzt — als ich den Deinigen in die Hand nahm, wußte ich vor der Eröffnung, was er enthielt. Die Zahl der noch lebenden Häupter unsres Geschlechts

mindert sich schnell, nur noch wenige wandeln auf Erden, die auch bald vollendet haben werden.

Daß ich den Heimburgerschen Preis [1]) gewonnen habe oder gewinnen werde, war mir, wie Du denken kannst, erfreulich zu lesen. Ich werde, wenn im Dezember die Zuerkennung erfolgt, menschlicher Voraussicht nach in oder bei Rom mich aufhalten, aber auch dort zu finden sein. Der Reisezuschuß wird mich in stand setzen, eine Wohnung nach Süden zu mieten, mit Teppichen, einem Ofen und Waterklosett, was alles der Poesie gar nicht schadet. Auch die Ehre, die mir durch einen solchen Konseilbeschluß widerfährt, nicht zu vergessen. Vor vierundzwanzig Jahren, als ich in Gestalt eines Verbrechers, begleitet von einem blauen Polizeiwächter, Dorpat verließ und in die Nacht hineinfuhr, da wusch sich mancher Herr Professor tief erschrocken die Hände und sagte: Ich kenne ihn nicht. Nur Wanka Erdmann, ein edler Mann, drang mir seinen Wagen auf, und Krafftström, der lange nicht so schlimm war, als sein Ruf, schrieb dem Fürsten Orloff, dem damals Obergewaltigen, einen Brief voll Lob und Anerkennung meiner Person — so daß der Sekretär des Fürsten, ein in der Wolle gefärbter Schuft (er lebt noch und ist Wirklicher Geheimerat, also hohe Excellenz) mich höhnisch anredete: „Sie sind ja der Protégé des Kurators" — mit einer Miene, als wenn er sagen wollte: Wird dir doch nichts helfen. — Ich danke Deinem Vetter und seiner Frau unbekannter Weise für ihre Liebenswürdigkeit und Teilnahme; den Professor Teichmüller kennst Du wohl nicht, sonst würde ich Dich bitten, ihn von mir zu grüßen.

Der rechte Frühling ist noch immer nicht da, im vorigen Jahr hatten die Kastanien und die Büsche um diese Zeit schon einen reizenden grünen Schimmer. Ich sehne mich fort, werde aber wohl erst gegen Ende April mich losmachen können.

---

[1]) Eine Dorpater Stiftung, die der besten, innerhalb eines größeren Zeitabschnitts von einem Schüler der Universität Dorpat verfaßten wissenschaftlichen Arbeit einen Preis von 517 Rubel 50 Kopeken, also etwas über 1000 Mark aussetzt. Hehn erhielt diesen Preis für seine „Kulturpflanzen und Haustiere" zugesprochen.

Noch geht das gesellige Leben unermüdet fort; für den Rest der Woche habe ich drei Einladungen zu folgen; diese Last abzuschütteln, gibt es nur ein Mittel — Entfernung.

Dein Bruder Viktor.

3. Briefe an Doktor Friedländer.

Clarens, Kanton Waadt, den 8. Mai 1874.

Ich schreibe Ihnen, lieber Freund, einige Worte, nicht weil ich etwas Besonderes zu melden hätte, sondern nur, um mein Andenken bei Ihnen aufzufrischen. Von Frankfurt an war meine Reise ein wahrer Triumphzug, unter hellem Frühlingshimmel, durch ein Meer von Blüten. Hier in Clarens wehte die Luft so weich und strahlte die Sonne so mächtig, daß ich in den vollen Sommer versetzt war. Das Gras der Wiesen kniehoch, die kolossalen Kirschbäume, Apfel- und Birnbäume über und über weiß und weißrötlich bedeckt, die Roßkastanien wie Weihnachtsbäume geschmückt, überall in den Gärten der Pensionen und Villen, die sich hier zu Dutzenden, ja zu Hunderten längs der Uferlinie des Sees fortziehen, exotische Gewächse aller Art, von mannigfacher Form und Farbe. Nur die Nußbäume, Platanen, Kastanien und Weinstöcke trugen noch gelbliche, nicht entwickelte Blättchen und auf dem Kamm und in den oberen Schluchten der Berge liegt noch der Schnee, der im Hochsommer zu verschwinden pflegt. Die auf und ab steigenden verschlungenen Wege bieten auf tausend Punkten wechselnde, immer reizende, halb schweizerische, halb italienische Aussichten. Daß ich schon im Süden bin, beweist mir auch Fanchette, die niedliche, schwarzäugige Savoyardin, die hier im Hause als Stuben- und Küchenmädchen dient: obgleich eben erst vierzehn Jahre alt, hat sie doch alle Mittel und Werkzeuge weiblichen Reizes und der Liebe schon voll entwickelt. Ich führe ein unvergleichliches Faulenzerleben, bewohne ein abgesondertes Zimmer, esse doppelt so viel als in Berlin (zwei Mahlzeiten täglich, und zweimal, morgens und nachmittags, Kaffee mit Milch und Brot), trinke fleißig den eingeborenen weißen Landeswein, der sich neben dem Hausmann-

schen mit Ehren blicken lassen kann, stehe früh auf, schon vor sieben Uhr, und bin um zehn schon zu Bette. Nationalzeitung und Kladderadatsch werden im Hause gehalten und ich lese mit Wohlgefallen, wie fast in jeder Woche ein neuer, tiefgreifender Freiheitserwerb zu verzeichnen ist. In Basel und Bern empfingen mich die Kanonen von wegen der Revision hier im Waadtlande, wo neben der muckerischen Betseuche lauter französische Sitten und Begriffe herrschen, verbeißt ein großer Teil Bevölkerung mit Mühe die Wut über den abermals gelungenen Streich des Mr. de Bismarck, des Himmelstürmers, den aber die Rache des Allmächtigen doch nächstens treffen wird. Diese Revision ist übrigens ein recht lahmes und halbes Ding, das die Schweizer Kantonbürger nicht hindern wird, so beschränkt und engherzig zu bleiben, wie bisher.

Und Sie, teurer Freund, wie geht es Ihnen? Ich hoffe, der Umschlag der Witterung hat Sie selbst nicht betroffen, Ihnen aber recht viel Patienten geschafft. Meine Schwester macht mir Vorwürfe, daß ich Sie nicht mit hierher gebracht; es hätte sich im Hause auch für Sie ein Winkel und ein Bett gefunden, nebenbei auch allerlei Husten und Kreuzschmerzen, um die leere Zeit zu füllen und die heilende Hand anzulegen. Auch den „Pessimismus“, zu dem Sie sich früher bekannten, hätten wir versucht, gemeinsam zu bannen, z. B. mit solchen Zaubersprüchen:

> Wähntest du etwa,
> Ich sollte das Leben hassen,
> In Wüsten fliehen,
> Weil nicht alle
> Blütenträume reiften?

Oder so: Oeffne den umwölkten Blick — Ueber die tausend Quellen — Neben dem Durstenden — In der Wüste.

Ich bleibe noch länger, bis zum 1. Juni, hier und werde dann Kostgänger meiner Schwägerin in Tavel werden. Da ich keine Briefe bekommen habe, so ist wohl nichts von Belang für mich eingelaufen. Der Minna schreibe ich vor meiner Ankunft. Ich lese, daß Seine Majestät dem Geheimrat

den Kronenorden höherer Klasse zu verleihen geruht haben; bringen Sie dem so Ausgezeichneten meine Glückwünsche dar, grüßen Sie alle meine Gönnerinnen und verehrten Freundinnen in der Ziegel- und Burgstraße und vergessen Sie nicht

Ihren getreuen

V. Hehn.

Liebenstein, den 5. August 1874.

Lieber Doktor!

Hier sitze ich schon die zweite Woche, anfangs im Kramerschen Hause als Familienglied und in allem freigehalten, jetzt als selbständiger Mieter und mein eigener Kostgänger. Die Luft ist frisch und rein, die Gegend anmutig, der Baumwuchs kräftig. Zu lesen gibt es wenig; die geringen Blätter, die in den Gasthöfen gehalten werden, liegen meist durcheinandergeworfen und defekt auf den Tischen und auf dem Fußboden; so muß ich mich mit den mitgebrachten Büchern begnügen. Wir haben Fahrten ins Trusenthal, nach Ruhla, nach Altenstein, ins Annathal gemacht, überall dieselbe freundlich romantische Hügellandschaft, deren Schätze durch Anlagen, Wege, Durchblicke u. s. w. aufzuschließen sich die thüringischen Herzöge redlich bemüht haben. Liebenstein ist ein Bauerndorf, in welches einige anspruchsvolle Gasthäuser hineingebaut sind; was geboten wird, ist ziemlich einfach, die Preise aber doppelt, ja dreifach, und geeignet, selbst den Berliner in Staunen zu setzen. Passanten ziehen in Menge durch, fast alle zu Fuß, mit Ranzen und Plaids in Riemen, mit und ohne Führer, das rote Buch in der Hand. Thüringen eignet sich wirklich zu Fußwanderungen, wie sie der Deutsche liebt — der ja ein geborener Turner ist und auch die Schwärmerei für den Wald und das Bier mit auf die Welt bringt; Wirtshäuser aber sind in Thüringen wie eine dichte Saat ausgestreut.

Bei der Fahrt frühmorgens nach Eisenach beging ich eine Zerstreutheit, die mir hätte teuer zu stehen kommen können. Ich hatte meinen Rock gewechselt und meine Brieftasche mit meinem ganzen gegenwärtigen Vermögen stecken lassen. Das

Zimmer war offen geblieben und den Wirtsleuten und deren Dienstmädchen überlassen. Erst in Eisenach, wo ich übernachten sollte, ward ich gegen Abend des Umstandes gewahr und ein ungeheurer Schreck überfiel mich. War ich im Gedränge des Bahnhofs das Opfer eines Taschendiebes geworden? Hatte ich wirklich mein Teuerstes zu Hause liegen lassen? Ich benützte einen späten Güterzug nach Immelborn und kam bei strömendem Regen und stockfinsterer Nacht, während die Turmuhr gerade zwölf schlug, in Liebenstein wieder an. In mein Haus zu kommen, zeigte sich trotz aller Bemühungen vergeblich; ich suchte und fand endlich ein einsames Licht in dem überfüllten Kurhause und erlangte gegen Geld und gute Worte von dem verschlafenen Portier ein erbärmliches Lager. Am andern Morgen eilte ich in meine Villa, griff in die Tasche des noch über den Stuhl liegenden Rockes und — der Krampf meines Herzens löste sich. Ich berichte das nur, weil doch ein Reisender etwas erzählen muß, zweitens um daran zu erinnern, welchen Gefahren und Zufällen ein unerfahrener Jüngling ausgesetzt ist, wenn er so in die Welt hinausgestoßen wird. Ich will noch, ehe ich zurückkehre, einen Abstecher nach Jena machen. Alles in allem genommen, werde ich nicht unzufrieden sein, wenn ich wieder in meiner Fabrikwohnung in Berlin sitze, des Anblicks meiner Minna genieße und abends Sie zu einem gemeinschaftlichen Gange und zu freundschaftlichem Gespräch erwarten darf.

Nun eine Bitte: Sollten Briefe an mich angekommen sein, so adressieren Sie sie hierher nach Liebenstein, Villa Salzmann. Bis Anfang nächster Woche bin ich sicher noch hier. Benutzen Sie die Abende, die Sie jetzt frei haben, zu edlerer Beschäftigung und zu gemütlichem Familienverkehr, es kommt die Zeit, wo ich mit meinen liederlichen Sitten Sie wieder in Beschlag nehme.

In treuer Freundschaft

der Ihrige

V. Hehn.

Baugy-sur-Clarens, Canton de Vaud, Suisse, den 19. Mai 1875.

Lieber Freund!

Heute am Pfingstmorgen ist das Haus ganz still, denn alle Bewohner sind in der Kirche. Bäume, Wiesen und Berge um mich her grünen und blühen und glänzen auf das herrlichste, König Nobel hat seinen Hof versammelt und ich sitze mit Cigarre und Tasse Kaffee am offenen Fenster und will Ihnen schreiben, habe aber nichts Großes zu melden.

Sie wissen, wie wir zu früh auf den Bahnhof kamen, der Zug, der mich eine Stunde später aufnahm, war doch nicht der rechte. Der wahre geht vom Lehrter Bahnhof um halb Zwölf ab und braucht nur fünf Stunden. Mit diesem hatten sie mich erwartet und zugleich ein Diner vorbereitet; ich war aber ausgeblieben und kam statt dessen erst in finsterer Nacht an. Es wurde sogleich in einen Keller (also ins Herz von Hamburg) niedergestiegen und daselbst bei Rotwein und Champagner bis zwei Uhr nachts geschwatzt. Im „Kronprinzen" hatte man mich vier Treppen hoch einquartiert und mir dadurch von meinem Fenster aus eine glänzende Aussicht auf beide belebte Alsterbassins und die sie umgebenden und mit jeder Stunde sich dichter füllenden Baumgruppen verschafft. Am Himmelfahrtstag brachte uns ein Dampfboot nach Blankenese, abends die Eisenbahn in die Stadt zurück. Hamburg hat schöne Punkte, schöner als alles aber war der junge Frühling, die Gärten mit ihrem Hoffnungsgrün und die milde schmeichelnde Luft nach so langer, langer Wintersnot. Freitag nachmittag war ich in Hannover, strich durch die Straßen und bewunderte die kolossalen Bauten in einem ganz eigenen, noch nicht dagewesenen, bei andern Völkern unerhörten Baustil. Es ist Welfenarchitektur, nicht streng gotisch, aber gotisch empfunden, und soll den Geist Heinrich des Löwen darstellen. Ach, da kam im Jahr 1866 der rohe Preuße, zerstörte die Träume, nistete sich lachend in diesen düsteren Palästen ein und verunreinigte die Stätten welfischer Nationalität. Mit Wehmut sah ich überall bunte Fahnen aufgezogen — es war gerade des residierenden Prinzen Karl Geburtstag — und gedachte schmerzlich des Tages, der vielleicht bald

kommen wird, wo auch in München die Krone der Wittelsbacher fallen wird und mit ihr die Feldherrnhalle und das Siegesthor und das Andenken Tillys und Wredes. Genug davon — jetzt bin ich in der freien Schweiz und werde nächsten Sonntag das gesamte Volk abstimmen sehen, ob Zivilehe oder nicht. Ob das Votum für oder wider ausfalle — es wird auch in den protestantischen Kantonen ein schönes Bündel der verschiedenartigsten Motive und der einfältigsten Vorstellungen sein, das den Ausschlag geben wird. Mehr noch aber als die Standesämter erregt die biedern Schweizer jetzt das Schicksal der Nationalbahn, deren Anlagekapital durch die Subskription nicht gedeckt worden. Vorteilhaft oder nicht, Intrigue der Bankiers oder nicht? In allen Eisenbahncoupés, wo nur die Leute miteinander ihr schwyzerisch Dütsch gurgelten, hörte man das Wort Nationalbahn heraus.

Obige Pfingstworte sind liegen geblieben, erst heute, Mittwoch, komme ich dazu, weiter zu schreiben. Daß es hier paradiesisch schön ist, habe ich Ihnen schon in früheren Jahren gesagt, im übrigen ist nichts verändert. Alle die Meinigen befinden sich nach Umständen wohl, die Folgen der bösen Kreuzfahrt ins baltische Heidenland scheinen wirklich überwunden. Ueberhaupt habe ich, wie ich wiederhole, gar nichts zu schreiben und sende dieses Blatt nur ab, um von Ihnen einige Zeilen zurückzuerhalten. Wie geht es Ihnen und Ihren Schwestern und den Insassen der Burgstraße? Minna wird jetzt wohl nach Stettin entflattert sein oder sich dazu vorbereiten. Könnte ich ihr ein Stück der hiesigen Butter und ein Liter unsrer Sahne schicken — sie sollte sich wundern. Letztere so dick, daß ein Theelöffel davon eine Maschine voll Kaffee weiß macht.

Wir trinken hier jetzt vortrefflichen roten Burgunder, der über die nahe französische Grenze kommt und 1 Frank die Flasche kostet. Sie sehen, auch für Sie wäre das kein unpassender Erholungsort. Der hiesige Arzt Carrard ist überhäuft und wird notgedrungen nachlässig. Sie, der russisch und englisch kann, müßten hier in kurzem eine glänzende Praxis

bekommen. Todbleiche Menschen kommen hier von allen Ländern zusammengereist, eine wahre Augenweide für einen Arzt. Doch, aus Berlin gehen Sie schwerlich weg und auch, was sollte in diesem Falle aus mir werden? Das Kantonsgesetz wird im Punkt ärztlicher Niederlassung wohl auch nicht sehr liberal sein, denn blöder Eigennutz gehört mit zur Schweizer Freiheit. So bleibe diese Idee denn, was sie ist, ein Traum.

In alter unveränderter Freundschaft

Ihr

V. Hehn.

Clarens, Kanton Waadt, Schweiz, den 22. Juni 1875.

Teuerster Freund!

Einige Worte, um von meinem Dasein Kunde zu geben und von dem Ihrigen zu erfahren. Ich sitze hier noch immer in angenehmem Müßiggang, vielerlei lesend, manches bedenkend und notierend, weniges produzierend. Von italienischen Büchern habe ich nur Goldonis Komödien auftreiben können, die zwar in den Sitten recht veraltet sind, den Zweck der Uebung in der Sprache aber erreichen helfen.

Ich denke schon an die Abreise, mache aber meine Vorbereitungen nur im Kopfe, da bei jeder Anspielung darauf die lebhaftesten Proteste laut werden. Wildbad lockt mich mehr als Ragaz. Die Schweiz ist zwar ein schönes Bergland, die Menschen drin sind mir aber wenig sympathisch. Es herrscht unter ihnen ein politischer Pharisäismus, daß einem übel wird. Sie tragen das Joch der konventionellen eidgenössischen Phrase, an die keiner glaubt, die jeder wiederholt, von der niemand abzugehen wagt, ebenso grob als pfiffig, von den Musen und Grazien gemieden, von keinem Hauch der Phantasie, der „seltsamen Tochter Jovis“, berührt. Sollte einmal eine große europäische Konstellation eintreten, wo sie auf die Probe gestellt würden, ich glaube, sie würden in Schanden bestehen. Dazu im Waadtland der Pietismus, eine Seuche, schlimmer als der schwarze Tod, und die Angst vor der „germanisation“, die so groß ist, wie die Furcht der Livländer vor der Russifizierung.

In Wildbad finde ich auch meinen großen Landsmann, den Fürsten Gortschakoff; was er mir über Zentralasien anvertraut, sollen Sie sogleich erfahren.

Haben Sie in der Augsburger Allgemeinen Zeitung den Bericht von Karl Grün über Ihres Freundes Tobias Buch gelesen? Ein Jude kritisiert den andern. Auch die Philosophie ist jetzt, wie alles übrige, in jüdischen Händen. Abstraktester Verstand ist das Erbteil ihrer Rasse, für Natur und Geschichte, für organisches Werden und konkrete Vernunft haben sie wenig Sinn, und Dualisten sind sie im Grunde des Herzens alle. Daher auch die Vorliebe für Kant, den kritischen Verstandesphilosophen. Kant hat ihnen das große, dunkle Loch gelassen, wo für das religiöse Gemüt Raum genug ist, sich behaglich einzurichten, und auch der alte Jehovah schlüpft da durch, wenn auch vorläufig noch in der Maske. Mein Freund Böthlingk hat am 11. Juni seinen sechzigsten Geburtstag und zugleich die Vollendung seines Wörterbuches gefeiert, einer fünfundzwanzigjährigen ununterbrochenen Arbeit. Ovationen von nah und fern. Whitney ist eigens dazu aus Amerika herübergekommen. Die an dem Tage herausgekommene Nummer der Jenaer Litteraturzeitung enthält eine Widmung an ihn und lauter Beiträge seiner persönlichen und wissenschaftlichen Freunde. Auch von mir ist ein Artikel darin, ich schäme mich etwas, daß unter so vielen berühmten Namen auch der meinige steht. „Es ist gut," schreibt er mir, „daß mir das nicht in der Jugend, wo der Ehrgeiz mächtiger ist, zu teil geworden."

Ihr herzlich ergebener

V. Hehn

und schreiben Sie ihm bald.

Clarens, Kanton Waadt, Schweiz, 29. Juni 1875.

Teuerster Freund!

Herzlichen Dank für Ihre beiden Briefe vom 24. und 25. Juni, die ich natürlich mit dem größten Interesse gelesen habe. Die Nachricht, daß K. nicht nach Berlin kommt, macht mir eine liebe Hoffnung zu nichte. Ich habe jetzt auf

Ihren Vorschlag beschlossen, in das vielgepriesene Salzkammergut zu gehen, das ich noch gar nicht kenne, am liebsten nach Berchtesgaden. Von hier wegzukommen aber ist schwer, der Aufenthalt köstlich, der Sommer nicht zu heiß; ins bayrische Hochgebirge gehe ich vielleicht der Kälte entgegen, meiner Todfeindin. Am Tage meiner Abreise von hier (es wird wohl nicht vor vierzehn Tagen sein) schreibe ich Ihnen, da ich einen Tag in Zürich bleibe, um den Uetliberg zu befahren, und auch in München mich etwas aufhalte, so dauert meine Reise von hier nach Salzburg länger, als die Ihrige von Berlin dahin. Schreiben Sie mir daher, welches Ihr Entschluß ist. Wenn Sie die Reise unternehmen, so soll es an mir nicht fehlen, und der Teufel müßte mächtiger sein, als er ist, wenn wir uns dann nicht träfen, oder die gegenseitige Nachricht uns nicht erreichte.

V. Hehn.

Clarens, den 2. Juli 1875.

Lieber Freund!

Da bin ich schon wieder, der Briefträger bekommt durch mich zu thun, und Sie zu lesen. Seit gestern hat sich die hiesige Scenerie ganz und gar verändert. Mein Neffe Karl geht schon im August nach — Rom. Mit dem Karl also zusammen in Rom! Die Tage der beiden Plinius, Neffe und Oheim, kehren wieder! Gestehen Sie, des Herren Wege sind wunderbar. Da der Sommer sich kühl anläßt, Gegend und Luft hier aber unbeschreiblich schön sind, so war mein schwächliches Nachgeben vielleicht ganz vernünftig. Auch sind die Gewissensbisse, mit denen ich mich gestern abend trug, heute morgen bei hellstem Sonnenschein nach einem furchtbaren Nachtgewitter zur Hälfte wieder verflogen. Geben Sie mir freundschaftliche Absolution und behalten Sie in gutem Andenken

Ihren unveränderlich getreuen

V. Hehn.

Clarens, den 8. Juli 1875.

Liebster Freund!

Ihr Doppelbrief hat mich in meiner friedlichen Abgeschiedenheit wieder aufgeregt und in Unruhe versetzt. Mein Verbleiben hier war durch des Neffen Kommen motiviert, nun kommt er vielleicht gar nicht, besonders wenn er noch gar erst in Berlin persönlich unterhandeln will. Läßt er in seinem nächsten Brief die Sache in der Schwebe, so breche ich in der zweiten Hälfte Juli auf und habe die Freude, mit Ihnen in Berchtesgaden, oder wo Sie sonst wollen, zusammenzutreffen. Melden Sie mir nur, wohin ich zu schreiben habe, etwa: „Herr Dr. Fr. in Schloß Oberaudorf zwischen Rosenheim und Kufstein beim Grafen Pückler?“

Aus Ihrer Reise, verbunden mit dem längeren Aufenthalt in Bamberg und Würzburg, ersehe ich mit Genugthuung, daß Sie den S. nicht aufgegeben haben. Da ich seit einiger Zeit nichts von ihm gehört hatte, schloß ich, Sie hätten sich von der Sache abgewandt, und die „Pistole direkter Fragen“ wollte ich Ihnen nicht auf die Brust setzen. Gute Verrichtung also und erfreulicher Fortgang! Wann werde ich ein Stück davon schwarz auf weiß auf dem Papier sehen und mein unbestochenes Freundesurteil abgeben können? Für die Mühe, in alten Papieren zu wühlen und mit archivalischen Pedanten zu verkehren, entschädigen Sie sich abends bei Steinwein und Bocksbeutel. Lassen Sie uns in Verbindung bleiben, diesen Sommer, wie weiter im Leben.

In herzlicher Freundschaft Ihr

V. Hehn.

Reichenhall, Sonnabend, den 14. August 1875.

Teurer Freund!

Aus Ihrem Briefe, den ich ungeduldig erwartete, ersehe ich zu meiner Befriedigung, daß auch der Schluß Ihrer Reise nach Wunsch verlaufen ist. Die frische Empfänglichkeit und rüstige Energie, mit der Sie diese Reise genossen und benutzt haben, hat mich oft mit Neid oder vielmehr, da hier von

Neid nicht die Rede sein kann, mit stiller Freude erfüllt. Sie sind jünger, als es der Fall ist (wie der Berliner sagt), und wer so viel Sinn für Berge, Seen, Weine, Mädchen und Freunde hat, der muß noch ganz anders werden, wenn er auf Pessimismus Anspruch erheben will. Gern hätte ich Sie zu Pferde gesehen — Sie sagen nicht, wie oft Sie den Steigbügel oder gar den Hut verloren haben. Daß Sie die schöne Jette im schönen Turm aufsuchen würden, konnte ich mir denken. — Seien Sie ruhig, ich werde in Berlin nichts darüber verlauten lassen. Ihre Tiroler Ausflüge habe ich an der Hand Bädekers verfolgt; des zackigen Kaisergebirges glaube ich mich von der Eisenbahnfahrt von und nach Innsbruck zu erinnern, aber den großen Venediger habe ich nie mit Augen geschaut. Die Gisela-bahn nach Lend (von da nur noch drei Meilen nach Hof Gastein) und weiter über Zell am See und Kitzbüchel nach Wörgl ist jetzt eröffnet; wäre das vierzehn Tage früher geschehen, so säße ich jetzt vielleicht in Gastein, statt in Reichenhall. Seit ich aber vor etwa zehn Tagen einen Aufsatz in der Augsburger Allgemeinen Zeitung über die indifferenten Thermen in Südsteiermark bei Filli (Römerbad u. s. w.), die dortige schöne Natur, die billigen Preise u. s. w. gelesen habe, steht mein Sinn viel mehr dahin als nach dem Gasteiner überfüllten, teuren und vornehmen Weltbad, wo es im Sommer ewig regnet und wo ich doch nur ein gerade noch Zugelassener gewesen wäre. Was nun Reichenhall betrifft, so bin ich den Herren Levi und Singer sehr dankbar dafür, daß sie so wenig Aufhebens von der Lage und der Schönheit des Bades gemacht haben. Denn nun wurde ich in der That überrascht von der unerschöpflichen Menge der reizendsten Spaziergänge, die sich hier nach allen Seiten öffnen. Jeden Nachmittag (mit Ausnahme eines einzigen entschiedenen Regentages) habe ich bis nach Sonnenuntergang irgend eine Fußtour gemacht, eine schöner als die andre. Ueberall winkt als Ziel irgend ein ländliches Wirtshaus und da sitze ich bei einem Schoppen Gumpoltskirchner oder Ofner an einem Tischchen im Freien, vor mir die Aussicht auf die Berge, die sich immer neu gruppieren, auf tiefe Schluchten, in denen pfeilschnelle Wasser

rauschen, auf glänzenden Matten, schroffe Felsenstirnen und dunkle Fichtenwaldung. Neulich verübte ich sogar das Heldenstück bis zum Mauthhäusel (zwoa Stund weit auf dem Wege nach Traunstein) vorzudringen. Man muß stark steigen, wird aber aufs schönste belohnt: erst der stille, grüne Thunsee, dann eine Art Via mala, d. h. eine im Zickzack in die Felswand gesprengte Straße, unter der in unabsehbar tiefem Bergspalt der Weißbach schäumt, während durch eine Lücke der Berge die steinerne Peitalp hervorsieht und sogar der gewaltige Watzmann, der Herrscher von Berchtesgaden und des Königsees, das höhere seiner beiden grauen Häupter links über die Schulter des Rüstseichthorns hinüberstreckt. Der Zwiesel, an dessen Fuß Reichenhall liegt, soll weit und breit die beste und umfassendste Aussicht bieten und auch leicht zu ersteigen sein — gewiß wird da einst eine Eisenbahn hinaufführen, ach, auch dazu bin ich zu spät geboren. Jetzt zum Wetter. Es war anfangs wechselnd, dann herrschte etwa acht Tage lang eine Glutsonne, aber mit wunderbarer Klarheit der Fernen, gestern donnerte und blitzte es heftig, heute ist der Himmel bewölkt, aber die Luft mild. Alles in allem genommen bin ich Ihnen dafür dankbar, und wer billig urteilt wird unsern Streithandel dahin entscheiden, daß Sie recht behalten haben und ich die Flasche Wein hergeben muß. Sie sollen in Berlin wählen, ob Falerner oder Steinwein oder französischen Sekt (über den letzteren die Achsel zu zucken, ist bei den meisten doch nur Affektation).

Reichenhall also ist schön, aber das Kurleben selbst — häßlich. Im Kurgarten da wandeln morgens die blutarmen Jungfrauen, die verpfuschten Frauen, die rhachitischen Kinder, hüstelnde Jünglinge, Männer mit erloschenem Blick und schlotternden Beinen und besonders viel schäbige polnische Juden auf und ab und trinken grüne Ziegenmolke, deren Anblick mir schon Ekel erregt, und hören die Musik an, die unter einem Pavillon von vierundzwanzig Meistern gestrichen und geblasen wird. Auch sogenannte kuhwarme Milch ist bei dem Badevolke sehr beliebt und selbst an Nachmittagen sieht man auf Spaziergängen jeden Kuhstall von Herren und Damen umdrängt. In das Bad

werden nach Vorschrift des Arztes (es gibt deren hier elf) mehr oder weniger Eimer Salzwasser gegossen: daß es besonders beißt, habe ich nicht gefunden. Mein Arzt dabei ist der sogenannte Bademeister (richtiger wäre Badeknecht), der aus alter Praxis sehr wohl weiß, wie viel Salz mir gut thut und wie lange ich in der Wanne zu sitzen habe. Ich habe einigemal versucht, mich von der Table d'hote zu emanzipieren, bin aber jedesmal schlecht dabei gefahren und füge mich seitdem in dies unvermeidliche tägliche Uebel. Auch sonst bin ich im Kurhause gerade nicht zum besten aufgehoben. Die erste Nacht verbrachte ich auf Nro. 65 wohl noch schlimmer als Sie im Bummelzug und König Otto. Die Matratze des Bettes war so durchgelegen und schief, daß ich bei jeder Bewegung herauszufallen fürchtete, und neben mir lag ein kranker Russe, der so fürchterlich schnarchte oder vielmehr stöhnte und röchelte, daß ich zu wiederholten Malen verzweiflungsvoll aufsprang und mein Schicksal verwünschte. Am andern Morgen erhielt ich auf meine Klage ein Zimmer Nro. 14, in dem ich seitdem wohne. Dies aber ist ein kleiner Backofen mit erstickender Luft; die Fenster gehen auf einen geschlossenen Hof, auf den die Küche in ihrer ganzen Breite mündet; daher ein starker Geruch von faulem Fleische u. s. w. Viel besser hätte ich in einer sogenannten Villa Quartier genommen, wo es keine impertinenten Kellner, die einem nur Rede stehen, wenn man sie durch starke Trinkgelder geschmeidig macht, und keine nachlässigen Stubenmädchen gibt, die sich von russischen Bedienten die Kur machen lassen. Eine gute Einrichtung ist das allen Kurgästen offen stehende Lesekabinett mit allen möglichen Zeitungen, darunter auch mein geliebter Golos in cyrillischer Schrift. — Von Dr. G. Weiß sagen Sie kein Wort. Sollte die Zeitungsnachricht nicht wahr sein, daß er nach Frankfurt gegangen, um die Redaktion der Frankfurter Zeitung zu übernehmen?

Ich habe heute elf Bäder genommen und will die Zahl einundzwanzig voll machen, wenn nicht etwa das Wetter herbstlich wird. Ehe ich eintreffe, melde ich der Minna entweder von hier oder von München Tag und Stunde. Wüßte ich nur, was ich

dieser meiner Tyrannin für ein Geschenk mitbringe? Könnten Sie vielleicht ausholen, ob ihr zum Beispiel ein Sonnenschirm genehm wäre und von welcher Farbe. Sie sehen, ich setze voraus, daß Sie vor meiner Abreise noch einmal schreiben werden. Es wäre schön, wenn Sie sich eines Morgens dazu entschlössen, etwa von fünf bis sechs Uhr. Grüßen Sie alle die Ihrigen herzlich von mir. Schade, daß ich K. so wenig kenne, sonst würde ich auch ihn grüßen lassen, denn ich sehe, es ist ein Mann von Verstand und Herz.

In treuer Freundschaft Ihr

V. Hehn.

Reichenhall, den 20. August 1875.

Dank, teuerster Freund, für Ihren ausführlichen Brief, den ich nur kurz beantworte, da ich in nächster Woche Ihnen selbst vor die Augen zu treten hoffe. Der Abstecher nach Jena wird mir durch die Richtung der Eisenbahn und das Thüringer Gebirge erschwert; aus der Schweiz über Frankfurt kommend, brauchte ich in früheren Jahren in Jena sozusagen nur vorzufahren. Ihren und Ihrer Cousine gütigen Vorschlag von wegen des Kleides für Minna nehme ich an und will 10 Thaler als Maximum bestimmen. Ich füge aber hinzu, daß besagte Hausmeisterin (wie man hier sagt) nicht ein gewöhnliches Dienstmädchen, sondern eine Dame voll stolzer Selbstachtung ist, die lieber nichts will, als etwas Armseliges. Vorigen Winter verlor sie ihren Muff, dessen Besitz etwas Vornehmes hat, jammerte wiederholt darüber und gab mir zu verstehen, mit dem Geschenk eines solchen sei ihr Herz zu gewinnen. Nun kommt ja nächstens wieder die Zeit, wo es friert — ich habe aber keine Ahnung, was ein solches rundes Stück Pelz mit Seide darin etwa kosten mag. Legen Sie doch der Frau Geheimrätin diesen Gedanken vor, der mir eben während des Schreibens aufgestiegen ist und bitten Sie sie darüber zu entscheiden. Seit ich Ihnen schrieb, ist das Wetter unverändert schön und nicht bloß eine Flasche, sondern einen ganzen Anker des feinsten Weines wert gewesen. Die Hitze war groß, die Abende und Morgen köstlich,

die Umrisse der fernen Berge, zum Beispiel des Salzburger Geisberges, des hohen Göhl, des Steinberg u. s. w. klar und scharf gezeichnet. Ich habe jetzt ein besseres (drittes) Zimmer, mit reiner Luft, aber nach Südsüdwest und daher sehr warm. — Sie haben mit Graf und Gräfin gespeist, — so weit habe ich es nicht gebracht, bin aber diese Tage über doch von einem Baron und einer Baronin ihres Umganges gewürdigt worden. Baron L. v. F. aus Kurland ist in der That ein gescheiter, liberal denkender kurischer Patriot, mit reifem, politisch-religiösem Urteil und nicht ohne Studium und Lektüre. Mich behandelt er mit ausgesuchter Hochachtung und Verehrung und kennt meinen Lebenslauf mir selber zum Erstaunen. Auch Dr. Med. K. aus Goldingen ist ein Mann mit tapferem Geist und gibt als Kurländer den Dingen ihren richtigen Namen. Auch mit D. bin ich auf Spaziergängen zusammen gekommen. — Hätte ich schon die Fahrt von hier nach Berlin überstanden! Die Sonne glüht heute wieder unerträglich. — Möge es Ihnen gut gehen! In freudiger Erwartung baldigen Wiedersehens und intimer abendlicher Konferenzen der Ihrige

V. Hehn.

P. S. Gestern Abend war im Kurgarten ein Tingel arrangiert. Eine Wiener singende Gesellschaft auf einer Tribüne mit Klavierbegleitung. Unzählige Lieder, ungeheurer Beifall. Einige Damen gingen zischend davon. Warum konnten Sie nicht anwesend sein!

Rom, Mittwoch, den 27. Oktober 1875.

Mein teurer Freund!

Da bin ich in der ewigen Stadt und benutze einen stillen Morgen, eben vom Kaffeehaus zurückgekehrt, wo ich mein café-latte eingenommen habe, zu einem Briefe an Sie, dem ersten aus Italien. Freilich kann der Neffe jeden Augenblick erscheinen und mich unterbrechen; schon gestern und vorgestern haben wir vom Morgen bis zum Einbruch der Nacht die Stadt durchstreift, immer von Zeit zu Zeit durch wunderbare Architekturbilder und Gruppen und Scenen menschlichen

Lebens aufgehalten und zum Staunen bewegt. Auch Wohnungen wurden besehen, da aber dies Geschäft sehr ermüdend ist und bei der Wahl einer Wohnung, wie bei der einer Ehefrau, immer auch auf Glück gerechnet wird, so entschloß ich mich kurz und habe gestern ein definitives Domizil bezogen. Es sind zwei schöne hohe Zimmer im zweiten Stock mit vier Fenstern nach der Straße, vortrefflich gelegen, sehr elegant, aber etwas unbequem möbliert, über und über mit einem weichen, einsinkenden Teppich belegt, ohne Ofen, aber mit Kamin, mit köstlichem Bett, welches noch besser ist als mein Berliner, 140 Lire (35 Thaler) monatlich, Bedienung mit einbegriffen. Meine Kleider sind ausgepackt und ich habe wieder ein Daheim, nach so viel Tagen einer langen Reise! — Da ist der Neffe! Morgen weiter. — Wir haben gestern einen schönen Spaziergang über den Pincio zu den Acqua acutosa, mitten in der Campagna, gemacht und den Abend an dem Marmortisch irgend eines Liquorista bei Wein, Fritture, Käse und Trauben verbracht. Aber jetzt einen Bericht über meine Reise von Berlin hieher, ehe sie mir ganz aus dem Gedächtnis kommt, von tausend neuen Eindrücken verdrängt. Er war höchst unbedacht von mir, daß ich sie gerade auf die Tage verlegt hatte, wo der kaiserliche Besuch in Mailand dieselben Straßen, wie ich, ziehen mußte, überfüllte. Ich habe kaum je im Leben eine so unbehagliche Nacht verbracht, als die von Berlin nach München: der Wagen voll Dienerschaft des Herrn v. Bülow, die mich auf meinen Platz zusammengepreßt hält, sang und pfiff, schlechte Zigarren rauchte und die Fenster ungeschlossen ließ; draußen Sturm, Regen, Graus und eine wahre Eisluft. In München langte ich mehr tot als lebendig an, fuhr aber doch gleich weiter nach Innsbruck. Auch dort dasselbe fürchterliche Herbstwetter, die Straßen durchweicht, an Spazierengehen nicht zu denken. Ich ließ einheizen, verdarb aber dadurch die Luft in meinem Zimmer so sehr, daß ich von Zeit zu Zeit die Fenster öffnen mußte, welches schöne Temperaturströmungen bewirkte. In demselben Saale, wo ich mein Mittagessen einnahm, speiste Moltke, Graf Bismarck Sohn, Schweinitz, Bülow u. s. w. Tags darauf nahm ich den

vorherbestimmten Bummelzug und freute mich anfangs wie ein Kind über die hohe, herrliche Gebirgsnatur, den weißen Schnee hart am Wege, die scharfe, reine Luft und die endlich durchbrechende Sonne. Es kam vor, daß ich von einer Station zur andern auf einem abwärts führenden, kiesigen Fußpfad der Eisenbahn vorauseilte und vielleicht fünf Minuten auf den nachkommenden Zug warten mußte; noch nie ist es mir begegnet, schneller zu sein, als der Dampfwagen. Hinter mir her flog der kaiserliche Zug, hinter diesem der Eilzug, welcher letztere drei Stunden später als wir von Innsbruck abgegangen war und dennoch lange vor uns in Verona ankam. Wir mußten oft Viertel-, ja halbe Stunden warten, um Zusammenstöße zu vermeiden, und waren erst um Mitternacht in Verona. Dort, wie in ganz Tirol, war der Zusammenfluß der Menschen ungeheuer, der Bahnhof geschmückt und voll Gedränge; ich machte einen Facchino willig, mit mir ein Gasthaus aufzusuchen. Wir wanderten von einem zum andern, aus einer Straße in die andre, nirgends ein Unterkommen. Alles bis aufs Dach gefüllt. Schon machte ich mich gefaßt, neben meinem Handgepäck sitzend, auf öffentlichem Platz die Nacht zu verbringen, als ein gutmütiger Kellner in einer schmutzigen Spelunke mir ein letto volante anbot, d. h. ein Wanzensofa in einer Trinkstube. Eben wollte ich den Vorschlag annehmen, als mir einfiel, daß wir in der torre di Londra noch nicht gewesen waren, einem sehr vornehmen, nur von Engländern besuchten Marmorhotel; wir wandten uns dahin, fragten an und — es fand sich ein Zimmer, glänzend im ersten Stock, ganz Spiegel und Seide. Ich bezahlte meine 12 Lire dafür und hätte ohne Murren noch mehr bezahlt. Am andern Morgen verschlief ich die Ankunft des Kaisers, zu der die ganze Provinz zusammengeströmt war, streifte noch eine Stunde durch die wunderbare Stadt, an der beinahe zwei Jahrtausende gebaut haben und saß glücklich um die Mittagszeit im Zuge nach Florenz. Leider fiel der Uebergang über den Apennin (von Bologna nach Pistoja) in die Nachtzeit: es ist dies eine Bahn, die mit der über den Brenner wetteifern kann. In Florenz war ich in der Luna wohl aufgehoben: die schöne Stadt,

die mir bekannt und doch neu war, ließ mich nicht so bald los und so blieb ich statt des einen noch einen zweiten und dritten Tag da, flog durch die Galerien, stieg zu St. Miniato hinauf und schwelgte und schwärmte in dieser südlichen Landschaft, die so heiter, anmutig und doch so bedeutungs- und sinnvoll und dabei so unerschöpflich reich ist, daß man traurig wird dies nicht alles in die enge arme Seele aufnehmen zu können und sich's zu ewigem Besitz anzueignen. Oben auf der Piazza Michelangelo wuchsen riesige Agaven und blühten die Rosen am Strauch. Sagen Sie doch der Minna, daß ich meinen Winterpaletot ganz und gar abgelegt habe, daß ich von Verona an, in Florenz und hier in Rom, also seit elf Tagen, nur in meinem grauen Sommeranzuge gehe und an wärmere Kleidung nicht denke. An nichts erkennt man ja das Klima eines Landes so sicher, als an den Pflanzen, die dort wachsen, und den Kleidern, die die Menschen tragen. Der Kontrast des Oktoberwetters nördlich der Alpen und der weichen Frühlingsluft an den Ufern der Etsch war in der That überraschend und wonnevoll. Hier in Rom herrscht nach einigen Gewitterplatzregen eine strahlende Sonne, die Tage sind warm, die Nächte frisch, die Aussichten entzückend, natürlich nur für den, der sehen gelernt hat. — Noch habe ich niemand gesehen und bin auf keinen Bekannten gestoßen. Wo R. wohnt, weiß ich nicht. Vor einigen Tagen saß ich mit dem Neffen in einem eleganten Café an der Piazza Colonna, als ein langer Mann auf mich zutrat, ich blickte auf und sah — Professor B. Er war kurz angebunden und sagte: „Wenn Sie mich besuchen wollen, nehmen Sie Papier hervor und schreiben Sie auf: da und da." Nach mir fragte er nicht weiter und entfernte sich. Mein Neffe behauptet, er sei grob gewesen, es war aber nichts als deutsche, speziell mecklenburgische Umgangsform und ist nicht so schlimm gemeint. — Jetzt meine Adresse. Al Signor Vittorio Hehn. Via della vite 64. 2 piano, dalla Signora Teresa Ghinossi, Roma. Geld habe ich noch genug, Eile mit der Uebersendung nicht nötig. Bei der Post, höre ich, wird das Geld nur ausgeliefert, wenn ein Zeuge (meine Wirtin) bekräftigt, daß ich der wirklich bin. Wäre also ein Wechsel an

einen Bankier nicht praktischer? Herzlichen Gruß Ihnen und allen Freunden und Freundinnen.

Ihr getreuer

Vittorio Hehn.

Rom, Via della vite 64, den 19. November 1875.

Mein teurer Freund!

Ihren Brief, sowie die spätere Sendung mit den fünf Siegeln habe ich richtig empfangen und sage für beides meinen herzlichsten Dank. Wenn ich aber bedenke, wie viel Mühe, wie viel Gänge und welche Weitläufigkeiten das alles gekostet hat, so erschrecke ich und bedaure Sie. Auch ich hatte allerlei Verdrießlichkeit beim Empfang des Geldes, das die Post trotz Paß und Briefadressen mir nicht ausliefern wollte. Ich mußte den Mann meiner Wirtin willig machen, für mich Zeugnis abzulegen, und auch dies hätte nichts geholfen, wenn er nicht zufällig unter den Postbeamten einen Freund gehabt hätte, der aus seinem Bureau geholt wurde und nun seinerseits für uns beide gutsagte. Vorgekommene Unterschleife sollen die hiesige Post ganz kopfscheu gemacht haben. Wenn Sie aber, teurer Freund, wieder in den Fall kommen, mir Geld zu schicken, dann bitte ich, daß Sie zu Ihrem und meinem Besten die Summe lieber bei einem Bankier, zum Beispiel Krause in der Leipziger Straße, einzahlen und sich einen Wechsel auf ein hiesiges Haus, zum Beispiel Schmidt Nast und Komp. (zugleich hiesiger deutscher Konsul), geben lassen. Diesen Wechsel schließen Sie in einen Brief an mich ein und ich löse ihn ohne Schwierigkeit ein. Für Sie ist das ein Geschäft von einigen Minuten und geht der Brief mit dem Wechsel verloren, so hat auch das nichts zu sagen: statt des Primawechsels wird dann ein Sekundawechsel abgeschickt. Ich bin neugierig, in welcher Form die deutsche Reichsbank mir im Januar die 100 Thaler, die dann fällig sind, zustellen wird. — Seit ich Ihnen schrieb, hat sich mein römisches Leben nicht viel geändert. Da das Wetter durchgängig schön gewesen ist, so haben wir alle Tage längere und kürzere Ausflüge und Spaziergänge gemacht und alle berühm-

teren Punkte innerhalb der Stadt und deren nächsten Umgebung besucht. Ich sage wir und meine damit nicht bloß meinen Neffen, sondern auch — P. Er ist zwar ein so arger Hypochonder, wie nur je, und ewig wegen seiner Gesundheit besorgt, dabei ein mit allem unzufriedener Schwarzseher — dennoch aber als Landsmann willkommen und als Kenner hiesiger Gelegenheiten nützlich. Sein nächster Freund und Kneipgenosse ist der Bildhauer Piehl, derselbe, an den mich Bernhardi durch eine Karte empfohlen hat. Beide sitzen zum Frühstück von elf bis ein Uhr in einer unterirdischen, höchst primitiven Wirtschaft, genannt il gabbione, d. h. der Käfig, und trinken viel Wein, dann zu Mittag von sechs bis acht oder neun in demselben Raum und trinken noch mehr Wein. Ich habe P. immer in solcher erregten Stimmung gesehen und weiß nicht, ob er die übrige Zeit vielleicht weniger spricht und gestikuliert und bei Erzählungen das Wesentliche präziser zusammenfaßt. Nach dem gabbione erscheint P. auf dem Künstlerverein und da berede ich ihn zuweilen mit mir noch ein Glas zu trinken. Ich bin, wie Sie sehen, in dem genannten Verein (bei Fontana Trevi) auch Mitglied geworden, hauptsächlich der deutschen Zeitungen wegen. Es ist eine Art Klub und es geht dort höchst burschikos her. Man macht dort auch hin und wieder eine interessante Bekanntschaft. Sehr gefällt mir zum Beispiel ein Herr von W. aus Livland, der mich schon in Dorpat gekannt haben will; er ist weit gereist, kennt Kairo und die Insel Ceylon, hat lange in Italien gelebt und urteilt über Sitten der Völker und Natur der Länder, wie mir scheint mit voller Unparteilichkeit. Die Familie K. habe ich einigemal besucht und bin von ihnen mit der liebenswürdigsten Freundlichkeit aufgenommen worden. Sie suchen ihrem römischen Aufenthalt die möglichst gute Seite abzugewinnen, dennoch ist der Abstand zwischen einem Petersburger Journalisten und der Siebenhügelstadt zu groß, als daß sie sich einander verstehen könnten. K. trägt sich jetzt mit dem Lieblingsgedanken, von hier nach Athen zu gehen, braucht dazu aber einen Reisegefährten und hatte mich als solchen im Auge. Ich hatte den ehrenvollen Vorschlag natürlich abgelehnt. Ist diese Un-

ruhe, die ihn immer weiter treibt, nicht ein Symptom der noch nicht geheilten Nervenkrankheit? Er kann in Athen nicht das Altertum suchen, denn das ist ihm fremd und er verachtet es im stillen, auch nicht die südliche Landschaft, denn für diese hat er noch kein Auge. Er klagt über Stunden der langen Weile, liest viel und alles durcheinander. Dabei zahlreiche Familie und ein drohendes Defizit — bedauernswerter Mann! — Nächstens mache ich meine archäologischen Besuche, da wird sich mir ein neuer Kreis öffnen, vor dem ich mich fürchte. Soiréen in Rom — schrecklich. Wenn Sie mich fragen, was ich denn bis jetzt in Rom gesehen habe, so muß ich freilich gestehen, immer noch bloß das Allgemeine, d. h. Villen und Gärten, Höhen mit Aussicht, Campagnatouren. Vielleicht das Schönste von allem Schönen sind die römischen Villen, zu denen man auch den öffentlichen Spaziergang auf Monte Pincio rechnen kann. Dort sind die seltensten Bäume aus allen Weltteilen versammelt, darunter auch einige Dattelpalmen, Blumen blühen, Musik spielt, der Blick reicht über ganz Rom, die Sonne geht hinter St. Peter unter und Marmorbilder stehen und fragen mich: Was hat man dir, armer Auswanderer, gethan und wo ist deine warme Berliner Stube geblieben? Denn trotz dem tempo splendidissimo (d. h. strahlende Sonne am Mittag, blauer Himmel, Tramontane, Nächte kalt) friert mich zu Hause wahrhaft jämmerlich. Das Thermometer auf meinem Tische zeigt in diesem Augenblick 11½ Grad R., mit Hilfe des Kamins kann ich die Temperatur auf 12 Grad bringen. Nachts liegt ein ganzer Berg von Decken und Kissen über mir. Wie sehne ich mich nach Sirocco, den alle Römer hassen, nach der weichen, warmen, frischen Luft, die er mitbringt. — Ich fürchte, Sie merken an diesem Brief, wie mir Stil und Gedanken eingefroren sind und daß ich ihn im Winterpaletot und mit dem Plaid über die Füße geschrieben habe. — Mit meiner Arbeit, sagen Sie, geht es langsam weiter. Ich hoffe, der Accent liegt auf dem letzten Wort, nicht auf dem vorletzten. Meinen Verleger haben Sie wohl nicht gesehen, sonst würde ich fragen, ob er die beiden Rezensionen in Nro. 42 (16. Oktober) der Jenaer Litteratur-

zeitung gelesen und vielleicht etwas lebhafteren Absatz dadurch verspürt hat? Auch die Nationalzeitung hat in voriger Woche von mir gesprochen, nennt mich aber spaßhafterweise durchgängig Hahn. — Meine schönsten Grüße an alle Freunde und Freundinnen, besonders in der Ziegel- und Burgstraße. Wenn Sie einmal in der Linkstraße vorsprechen, so grüßen Sie auch Minna von ihrem frierenden Herrn Staatsrat und vergessen Sie nicht Ihren getreuen Freund

V. Hehn.

Rom, den 18. Dezember 1875, abends.

Teurer Freund!

Ihren freundschaftlichen und liebenswürdigen Brief vom 3. Dezember habe ich erhalten und mit viel Anteil und Interesse gelesen. D. und seine Freunde thun mir beide recht leid — verfehltes Leben, verfehlte Liebe! Ohne Beruf und Beschäftigung, ohne ausreichendes Vermögen und das Zarteste und Tröstlichste, was es gibt, erst grob angefaßt und dann ebenso grob und herzlos hingeworfen! Mit Ihrer Ansicht über Ehe und Konkubinat bin ich ganz einverstanden und füge nur noch hinzu: Liebe ohne Kind ist nur halbe Liebe und halbes Glück und gerade bei der wilden Ehe hütet man sich am meisten vor diesem Siegel und Zeichen innigster Verbindung. — Daß bei Ihnen ein harter und frühzeitiger Winter angebrochen ist, vernehme ich mit schadenfroher Lust. Uns hat wochenlang eine klare, frische Tramontana die schönsten Mittagsstunden gebracht (etwa von zehn oder elf Uhr bis gegen halb fünf) und diese ernste Gegend in himmlischen Lichtglanz getaucht. Die Sonne wirkt mächtig und auf Spaziergängen wird da, wo man ihr ausgesetzt ist, der Ueberzieher lästig. Aber nachts hat es einigemal gefroren und auf dem Pincio haben frühmorgens kleine Eiszapfen gehangen. Im Zimmer konnte ich es durch Heizen auf 12, ja 13 Grad bringen, aber nur für kurze Zeit; nachmittags war die künstliche Wärme wieder verflogen und abends und morgens beim Besteigen und Verlassen des Bettes die Kälte empfindlich (9 Grad R.). Man gewöhnt sich allmählich auch

daran, indes ist es mir doch erfreulich, daß seit gestern sich endlich ein feuchtwarmer Sirocco aufgemacht hat und das Thermometer am Fenster wieder 10 Grad zeigt. Jetzt kann ich wieder länger zu Hause sitzen, einige Briefschulden abtragen und auch ein wenig lesen (Gregorovius' Geschichte der Stadt Rom). Abends bin ich regelmäßig auf dem „Verein“ und habe dort allmählich eine Menge Bekanntschaften gemacht. Da der Wein dort für schlecht gilt, so wird gewöhnlich nachher noch eine der zahlreichen Osterien besucht, je nachdem von dieser oder jener sich die Kunde verbreitet, daß in ihr ein guter verschenkt wird. Diese Orte sind höchst einfach und werden vom Volke besucht, doch müssen Sie sich unter dem letzteren keinen norddeutschen Pöbel denken, Roheiten kommen nicht vor. Auch mit der vornehmen Welt des Kapitols, d. h. den Archäologen, bin ich in Beziehung getreten und habe bei der feierlichen Sitzung am Winkelmannsfest oben am grünen Tische innerhalb der Schranken mitsitzen müssen. Ueberhaupt quält man mich mit Ehrenbezeugungen, Einwürfen, Bestätigungen, Anfragen u. s. w. H. hat mir eine Abhandlung geschenkt, die im nächsten Bande der Annali erscheinen wird, und die er, das darf ich mit aller Bescheidenheit sagen, ohne mich nicht oder nicht so geschrieben hätte. Zu einem andern Opus, das er auf dem Tapet hat, wünscht er meinen Rat, da er nicht Sprachvergleicher ist u. s. w. H. Grimm habe ich nur einmal gesehen und seitdem nicht wieder. Professor L. ist gegen mich die Schmeichelei und Freundlichkeit selbst; schade nur, daß ich von Natur ein so hölzerner Mensch bin, dem man am meisten wohlthut, wenn man ihn in Ruhe läßt. Ich suche hier in Rom meine eigenen Wege zu gehen und nur wie Goethe „große, große Augen“ zu machen und werde so viel heimbringen als mein Alter und die ihm natürliche Stumpfheit zuläßt. B. will ich jeden Tag besuchen, komme aber immer nicht dazu; er wohnt in einer entlegenen, schwach bewohnten Gegend in der Nähe des Kolosseums. Ich weiß nicht mehr, was ich Ihnen von K. geschrieben habe, werde aber wohl die Farben zu schwarz genommen haben, da Sie ihn einen Unglücklichen nennen. Ich habe die Familie seit etwa

vierzehn Tagen nicht gesehen und finde vorläufig nur das eine bedenklich, daß er so viel Geld ausgibt, zum Beispiel reichlich Bücher kauft und jeden geforderten Preis bezahlt. Es sind wenig Fremde hier, wie die Römer klagen; Lignana freilich freut sich darüber, daß die nichtsnutzige, an den Fremden sich haftende Industrie eingeschränkt wird. — Vergnügte Feiertage! Empfehlen Sie mich den Ihrigen in beiden Häusern und behalten Sie in gutem Andenken Ihren Freund.

V. Hehn.

Rom, Via della vite 64, Sonntag, den 16. Januar 1876.

Teuerster Freund!

Da Ihr versprochener längerer Brief ausbleibt, so fürchte ich über andern und neueren Freunden von Ihnen vergessen zu sein und versuche durch einige Zeilen mein Andenken bei Ihnen zu erneuern. Wenige Stunden vor Ihrer Meldung meines Triumphs in Dorpat[1]) war ein Brief von meinem Bruder Julius eingelaufen, der mir in italienischer Sprache nicht bloß dieselbe Nachricht gab, sondern mir auch seine bevorstehende Kurierreise nach Rom ankündigte und letztere nur von meiner Billigung abhängig machte. Ich erwiderte, was er thue, bedürfe meiner Zustimmung nicht, wies auf eine Anzahl Schwierigkeiten hin und fügte schließlich, wenn sein Entschluß feststehe, einige praktische Ratschläge hinzu. Unter den letzteren war auch der, sich mindestens einen Tag in Berlin aufzuhalten und von dort Tag und Stunde seiner Ankunft in Rom zu melden, damit wir ihn am Bahnhof empfangen könnten. Seitdem ist keine Nachricht von ihm eingegangen und ich weiß nicht was aus dem abenteuerlichen Unternehmen geworden ist. Vielleicht hat er nur milderes Wetter abgewartet und Sie haben ihn, wenn Sie dies lesen, bei sich in Berlin. Den alten, ganz hilflosen und kindlichen Mann hier in diesem fremden Lande, wo fast alles von den Gewohnheiten abweicht, zu geleiten, wird keine geringe Aufgabe sein. Ich fürchte jetzt, mein Brief hat zu kühl und ab-

[1]) Hehn hatte den Preis der Heimbergerstiftung erhalten.

wehrend gelautet, aber ich hatte die böse Wahl, entweder den armen Einsamen in der Ferne tief zu kränken, oder die Zwecke meines eigenen Aufenthalts in Rom, bei dem ich ohnehin mit so viel Verdrießlichkeit zu kämpfen habe, ganz und gar zu vereiteln. — Der Rektor der Universität Dorpat hat mir offiziell die Zuerkennung des Preises angezeigt und mich zur Empfangnahme des Geldes an den Dr. v. Seydlitz gewiesen. Letzteren habe ich gebeten, die Summe nach Rom zu schicken, und die Sendung ist vielleicht schon unterwegs.

Der Bericht der Kommission über mein Buch lautet höchst schmeichelhaft und ist in die Zeitungen der baltischen Provinzen und in die von Petersburg gekommen. Aus letzterer Stadt erhalte ich eine Anzahl Gratulationsbriefe, die ich jetzt alle beantworten muß. Ueberhaupt wächst mir auch mein römischer Briefwechsel allmählich über den Kopf und ich möchte doch am liebsten nur mit zwei Personen korrespondieren, mit Ihnen und mit meiner Schwägerin in der Schweiz. Wegen der übrigen muß ich nun auch mit diesen zweien nachlässig werden. So hat mir der große Sch. sein neuestes Buch über das Salz zugeschickt und stopft mir in einem beigelegten Briefe die zartesten Süßigkeiten in den Mund: die Absicht scheint zu sein, ich möchte ihn rezensieren, d. h. der Herold seines Genies und Wissens sein. Danken Sie auch der Minna für ihren Brief und bitten Sie sie, mir aus den obigen Gründen die Antwort zu erlassen. Aus den meteorologischen Notizen der Zeitungen ersehe ich, ein wie harter und hartnäckiger Winter Sie, Berlin und ganz Deutschland heimsucht. Die Seine in Paris bildet einen Eisspiegel, ganz Südfrankreich, ganz Ober- und Mittelitalien liegen unter fußhohem Schnee begraben. Da sind wir in Rom glücklicher: Mit Ausnahme von etwa fünf oder sechs Tagen, wo das Thermometer bei prachtvollem Sonnen- und Sternenhimmel bis auf 3 Grad fiel, haben wir nur wechselndes mildes Wetter gehabt, dazwischen frühlingsmäßige Tage und warme Regen, keine Flocke Schnee. Jetzt, Mitte Januar, hoffen wir über den Berg zu sein. Der erhaben-düstere Charakter der Campagna wirkt bei zweifelhafter Beleuchtung noch ergreifender, als wenn eine durch-

sichtige Tramontana alle Gegenstände haarscharf abschneidet und sie in ein blendendes Licht taucht. An die niedrige Zimmertemperatur habe ich mich auch allmählich gewöhnt und nur das Aufstehen am Morgen wird mir immer noch schwer, besonders da ich aus einer spartanischen Grille mich gleich vollständig ankleide und dann mich ins Kaffeehaus begebe. Der Neffe macht es sich bequemer, bleibt lange liegen, läßt unterdes den Ofen heizen, nimmt seinen Thee zu Hause ein und verliert dadurch den größten Teil des Vormittags. Den Abend verbringe ich regelmäßig im „Verein" und habe daselbst eine Menge Bekanntschaften gemacht, Künstler, Schriftsteller, Archäologen, Journalisten u. s. w., zum Beispiel C., Korrespondent der Tante Voß (ein Preßjude, wie er im Buche steht, Mitarbeiter auch an italienischen Regierungsblättern, zum Beispiel der Opinione, an der Frankfurter Zeitung u. s. w., dessen tägliches Geschäft es ist, Italien in Deutschland und Deutschland in Italien zu verleumden), Mohr (spanischer Berichterstatter der Kölnischen Zeitung, ein vielgereister, liebenswürdiger Rheinländer), Dumont (Besitzer der genannten Zeitung), Professor Forchhammer aus Kiel, Graf Rossi (Sohn der Sängerin Sontag), Baron Putlitz (Sohn des Dramatikers) u. s. w. Auch der deutsche Botschafter Keudell erscheint bei Jahresfesten im Verein. Meine Schwester in Clarens liegt nun schon seit mehr als vier Wochen im Bett und wird immer schwächer. Der Dr. C. scheint selbst nicht recht zu wissen, welchen Fall er vor sich hat. Wir erhalten fast täglich Briefe, die mit ewigem Wechsel, bald verzweifelt, bald hoffnungsvoll lauten. Die heftigen Fieber (bis 40 Grad) bleiben einige Tage aus, das letzte Mal sogar acht Tage, um dann mit erneuter Kraft wiederzukehren. Nach der letzten Nachricht soll der Arzt erklärt haben, er hege keine ernsten Besorgnisse, doch das hat er den Töchtern gesagt, die er vielleicht schonen will. Oft habe ich Sie hergewünscht, um mich von Ihnen über die Zwischenfälle der Krankheit aufklären zu lassen. Daß der römische Aufenthalt durch all dies, durch die lange Erwartung und die Niedergeschlagenheit recht sehr getrübt wird, können Sie sich denken. Heut ist schon der dritte Tag, daß

kein Brief gekommen ist, weil der Schnee die Mont-Cenis-Bahn verdorben hat.

Abends. Ich komme von einem Spaziergang auf dem Palatin zurück — weiche Frühlingsluft, malerische Ruinen, grünprangende Gewächse, Rosen am Strauch, edle Formen, wechselnde Aussichten, fertig zum Bilde gestaltet. Es war so warm, daß wir unsere Paletots ausziehen wollten und dies nur aus Vorsicht unterließen. Hernach im Gewühl des Korso, die Frauen und Mädchen liegen an den offenen Fenstern und schauen auf die Straße — im Januar!

Leben Sie recht wohl, grüßen Sie die Ihrigen und schreiben Sie recht bald an Ihren getreuen Freund

V. Hehn.

Rom, Via della vite 64, II, den 4. Februar 1876.

Teuerster Freund!

Was das Geld betrifft, das Sie für mich eingezogen haben, so bitte ich, dasselbe einstweilen in Ihrer Obhut behalten zu wollen, ich bin noch für eine Weile versehen. Sie werden daraus schließen, daß das Leben hier billig ist, oder daß ich ein Muster von Sparsamkeit bin; beides mit Recht, letzteres nämlich in dem Sinne, daß ich mir in der That bis jetzt nicht das mindeste neuangeschafft habe. Die Italiener freilich klagen, daß die Zeiten der Wohlfeilheit auch bei ihnen vorüber sind, die Zeiten, wo man in Neapel einen Liter Wein für einen Soldo, in der römischen Campagna ein Schaf für einen Franken kaufte. Ich tröste sie damit, daß alle Länder in dem Maße wie sie Fortschritte machen, teurer werden, zurückgebliebene und verrostete aber wohlfeil zu sein pflegen. Ich habe mich laut Weisung des Rektors an den Dr. Seydlitz in Dorpat gewandt und um Uebersendung des Geldes hierher gebeten, aber bis jetzt keine Antwort erhalten, was schon anfängt mich zu beunruhigen. Auch von meinem Bruder Julius kein Sterbenswörtchen: entweder hat ihn mein Brief gekränkt oder die große Kälte andres Sinnes gemacht. Sehr interessiert und gefreut hat mich, was Sie von Berkholz schreiben, daß er wohlgemut ist, irgend eine Schrift

auf dem Stapel hat, ja sogar mir nach Rom schreiben will. Ich weiß nicht, ob ich Ihnen geschrieben, daß schon im November oder Dezember Professor v. Giesebrecht in München mir den Antrag gemacht hat, für die große Historiensammlung, an deren Spitze er steht, die neue russische Geschichte zu übernehmen, oder wenn ich dies nicht wollte oder könnte, ihm einen andern Kandidaten zu bezeichnen. Ich nannte damals E. v. Brüggen, denselben, mit dem Sie im Hotel d'Angleterre diniert haben und von dem eine gute Arbeit über die Teilung Polens in den Preuß. Jahrbüchern erschienen ist und weiß nicht, ob etwas und was daraus geworden ist. Wenn die neuen Korrespondenzen aus Petersburg in der Nationalzeitung, von denen ich vermute, daß sie in Berlin geschrieben worden, von ihm herrühren, so muß ich ihm ein schönes Talent zugestehen.

Obiger Briefanfang hat mehrere Tage gelegen. Seitdem ist nichts Großes geschehen. Da der erste Durst nach Rom und seinen Herrlichkeiten befriedigt ist, so lebe ich ziemlich stille Tage in Erwartung des Frühlings, wo die Umgegend, die an Naturschönheit überreich ist, besucht werden soll. Wider meinen Willen bin ich auch ein wenig in das gesellige Leben hineingezogen worden. Herr v. Keudell hat mich zu einer glänzenden Soirée eingeladen und war so gütig, sich mit mir über mein Buch „Italien" zu unterhalten, ja, mich aufzufordern, mit ihm das Dach seines Palastes zu besteigen, wo, wie er sagt, die schönste Aussicht in Rom sich öffnet, besonders auf Palatin und Aventin (ist aber noch nicht geschehen). Es waren keine Künstler zugegen, diese und die ganze hiesige deutsche Demokratie wurde einige Tage später mit einem Tanzabend abgefunden, wo es etwas wirtshausmäßig hergegangen sein soll; das Frankenbergsche: „Bis zum Künstler herab" war zwar sehr unvorsichtig gesprochen, hat aber seine Wahrheit. Durch Helbig, der mir ein Diner gegeben, wo er beim Champagner meine Gesundheit ausbrachte, bin ich auch mit italienischen Professoren bekannt geworden, die fast alle deutsch sprechen. Gestern war ich auf einem Abendempfang bei einem Professor und Deputierten, wo es höchst fein und liebens-

würdig herging und ich einer Menge hervorragender Größen vorgestellt wurde: auch ein Minister X. erschien, verschwand aber bald wieder. Das Klima Roms ist unbeschreiblich schön. Die Luft ist seidenweich, alle Gärten grün, Kinder und Musik spielen im Freien, Frauen und Mädchen liegen an den offenen Fenstern, Krokus und Anemonen blühen in der Campagna. Das heißt hier Januar! Ueberall Vorbereitungen zum Karneval.

Eben, da ich schließen will, kommt ein Brief aus Clarens. Das Fieber ist wieder da, und der Arzt hat 20 Gramm Chinin verordnet! Was sagen Sie zu solcher Dosis? Gruß an die Ihrigen und an die Freunde.

In treuer Freundschaft Ihr

Viktor Hehn.

Rom, Via della vite 64, den 26. Februar 1876.

Herzlichsten Dank, mein teurer Freund, für Ihren Brief vom 15. ds. Der Bruder Julius hat Ihnen selbst geschrieben und Sie wissen also, daß er heil und gesund hier angelangt ist. Wir haben ihn gleich am ersten Tage gezwungen, sich einen Hut, einen Paletot, einige Halsbinden und Handschuhe anzuschaffen und sich dadurch wenigstens für die Straße möglich zu machen. Der alte Plunder, den er mitgebracht, eignet sich höchstens, an einen Juden im Ghetto verschachert zu werden. Den größten Dienst habe ich ihm dadurch geleistet, daß ich ihm eine meiner beiden Straßenbrillen halb mit Gewalt auf die Nase setzte: mit derjenigen, die er mitbrachte, tappte er wie im Dunkeln und konnte nicht einmal die Namen der Straßen an den Ecken lesen. Vorbereitet für Rom ist er gar nicht, oder nicht mehr als jeder, der in seiner Jugend ein Gymnasium besucht hat, und auch im Bädeker scheint er sich schwer zurechtzufinden. Es bleibt also außer der Gegenwart von Bruder und Neffe eigentlich nur das milde Klima, das diesen abenteuerlichen Zug nach Rom einigermaßen rechtfertigt. In der That haben wir die schönsten Tage, Mandel- und Pfirsichbäume blühen und an süßduftenden Veilchen (italienisch: violetta, auch ein häufiger Mädchenname) ist Ueberfluß. Die Bouquets fliegen zu Hun-

derten, ja Tausenden im Korso von Balkons in die Wagen und von den Wagen in die Loggien. Halb Rom ist vermummt, durch alle Straßen streifen einzeln und in Scharen die Masken, die öffentlichen Plätze gleichen Ballsälen mit tanzenden Paaren und Thorheit und Taumel hat Kind und Greis, Mann und Weib ergriffen. So lebhaft wie diesmal ist der Karneval kaum jemals in den besten Zeiten ausgefallen. Und dennoch fehlt nirgends das Maß und die Anmut, obgleich alle Stände zügellos der Lust sich hingeben — solche Demokratie lasse ich mir schon gefallen.

Von meiner Schwester lauten die Nachrichten gut und schlecht, je nach dem Tage. Meinen ehemaligen Kollegen Becker in Karlsruhe haben Sie frühzeitig ins Grab gebracht (nach ärztlicher Sitte).

Mein Befinden ist gut, wenn ich nicht etwa abends vorher zu viel in römischem Wein geleistet und dann verdrossen und mit sauerem Geschmack im Munde an mein Tagewerk gehe. Zuweilen bin ich auch schon des nichtsthuerischen, bloß genießenden Lebens müde und sehne mich nach ernsterer Lektüre und produktivem Denken. Vor einigen Tagen erhielt ich von Professor Gutschmid in Königsberg einen schmeichelhaften Brief, der mich sehr gefreut hat.

Ich hoffe auch, Ihnen geht es gut und Sie gedenken meiner. — Mit den freundlichsten Grüßen an die Ihrigen und an die Freunde und in der Hoffnung, bald von Ihnen ein Wort zu hören, Ihr getreuer Freund

V. Hehn.

Rom, Via della vite 64, den 13. März 1876.

Teurer Freund!

Bis zum Herbst von Berlin fern zu bleiben, würde mir aus verschiedenen Gründen recht schwer fallen. Ich sehne mich schon danach, in meiner stillen Arbeitsstube mich einzuspinnen, viel Versäumtes nachzuholen, einiges Neue zu schaffen. Soll mein italienischer Aufenthalt überhaupt irgend eine Frucht bringen, so müssen mir bald, ehe die Stimmung verfliegt, tiefe Einsamkeit und einige Bücher zu teil werden. Einige Sommerwochen hätte ich gern in Clarens zugebracht, aber die Krankheit meiner

Schwester, deren Ausgang noch immer ungewiß ist, verbietet jeden dahin gerichteten Plan. Sie sehen, wie unmöglich es mir ist, jetzt schon einen bestimmten Termin meiner Rückkehr anzugeben. Ich habe Rom jetzt so ziemlich erschöpft. Von Oktober bis April ist eine lange Zeit und je länger ich bleibe, desto tiefer verwickele ich mich in langweilige gesellige Beziehungen; wo auch der Deutsche hinkomme, er macht das Leben schwerfällig. Sobald das Wetter besser wird (jetzt ist es wechselnd, tempo di Marzo, was wir Aprilwetter nennen), wollen wir ins Gebirge, dann gleich nach Ostern, also gegen den 20. April, nach Neapel und Palermo. Natürlich darf aus der Schweiz keine böse Nachricht kommen und alle Vorsätze zu nichte machen. Mein Dorpater Geld ist endlich da und so bin ich aller Sorgen enthoben und genügend versehen. Freund Wichmann hat mir geschrieben: ein großes grünes Folioblatt mit Besenstielschrift — Sie wissen, daß er halb blind ist. Er hat ein Büchlein verfaßt, das schon vor vierzehn Tagen etwas verkürzt in der Augsburger Allgemeinen Zeitung erschienen ist, in Gestalt von vier langen Artikeln, und jetzt selbständig herauskommen wird. Es handelt über antike Musik und ist in Form von Briefen erschienen; gerichtet sind die letzteren — wissen Sie an wen? — an mich!! Ungeheure Ehre — wenn ich nur wüßte, wodurch ich sie verdient oder wodurch ich überhaupt die Freundschaft dieses wirklich guten, gefühlvollen und dabei gescheiten Mannes erworben habe. Ich werde ihm natürlich auf seinen grünen Brief antworten, aber nicht eher, als bis ich einen Ausflug nach Galera gemacht habe, welches er mir als eine der schönsten, schwermütigsten Gegenden der Campagna geschildert und dringend empfohlen hat. Leider ist mit Hin- und Herfahrt ein ganzer Tag dazu nötig und Proviant muß mitgenommen werden. Gestern bekam ich einen Brief aus Athen, ich glaube zum erstenmal im Leben. Er rührt von einem Freunde her, den ich hier gewonnen, einem Gelehrten aus Königsberg. Ich bin sehr zerstreut und zu Zeiten außerordentlich dumm und trivial. Gruß an die Ihrigen. Behalten Sie lieb Ihren Freund

V. Hehn.

Rom, Via della vite 64, den 12. April 1876.

Teuerster Freund!

Ihr letzter Brief ist vom 19. März und wir schreiben heute schon den 12. April, so daß ich allen Grund habe wegen der verspäteten Antwort um Verzeihung zu bitten. Ueberhäufung mit Korrespondenz, dann ein mehrtägiger Ausflug ins Albanergebirge, endlich das leichtsinnige Kneipen — und Bummlerleben, das das Zusammensein mit einem Neffen mit sich bringt, — ecco die Quellen der Versäumnis und Untreue. Morgens gewöhnlich Katerstimmung, am Tage irgend eine Wanderung (Rom ist an Zielpunkten unerschöpflich reich), abends die Flasche und wieder die Flasche. Ostern ist vor der Thür, nun muß noch die Sabina besucht werden (Palestrina, Olevano, Subiaco, Tivoli), dann folgt Neapel und Sizilien. Vor dem 23. April, an welchem Tage die Miete der Wohnung abläuft, wird die Abreise nicht vor sich gehen, so daß Sie immer noch Zeit zu einem Briefe haben, falls Sie mich mit einem solchen erfreuen wollen. Julius ist auf acht oder zehn Tage nach Neapel abgereist — allein, ohne Beirat, ohne Mutter oder Hofmeister. Wie das ablaufen oder überhaupt möglich sein wird, sehe ich nicht ab und bin höchst gespannt auf den Reisebericht. Er will Pompeji besuchen und den Vesuv besteigen, aber erst müssen diese beiden Gegenstände gefunden, es muß ausgemacht sein, wo sie liegen. Das klingt wie Scherz, ist aber mein vollkommener Ernst. Daß man beinahe siebzig Jahre alt werden und mit dem Gewöhnlichsten im Leben unbekannt sein kann, habe ich bisher für unmöglich gehalten. Er ist in der Einsamkeit gehalten worden, wie Kaspar Hauser, nur daß dieser von Natur nicht so ängstlich und schüchtern war. Aber zu Fuß laufen kann er wie der Jüngste, und wenn ich nach Ersteigung des Monte Cavo vor übergroßer Ermüdung mir einen Esel mietete und auf diesem ins Nachtquartier ritt, schritt er rüstig weiter und ließ nicht die geringste Erschöpfung merken. Meine Schwester hat jetzt wieder eine gute Zeit, die Fortschritte sind merklich. Ich hoffe mit meinem Gelde bis zur Rückkehr nach Berlin aus-

zukommen und werde es mit Vergnügen empfinden, wenn mich dort der Ueberfluß empfängt. Mit den herzlichsten Grüßen und in alter Freundschaft der Ihrige

V. Hehn.

Rom, den 22. April 1876.

Teurer Freund!

Ihre Briefe liegen vor mir, denn auch der zweite vom 19. April ist in dem Augenblick angekommen, wo ich die Feder ansetzte. Ich erwidere nur wenige Worte, denn allerlei Geschäfte sind noch abzumachen, damit wir Montag in aller Frühe nach Neapel aufbrechen können. Ich bin so lange in Rom gewesen, daß die Gewohnheit Zeit gehabt hat, mich in ihre Fesseln zu schlagen und der Abschied schwer wird. Doch brauche ich diesmal noch kein Treviwasser zu trinken, da ich ja bestimmt wiederkomme. Wenn Wichmann Sie wieder einmal besuchen sollte, so bitte ich ihn für seine Sendung und seinen Brief herzlich zu danken. Vielleicht finde ich in Neapel oder Palermo Zeit, einige Zeilen an ihn zu richten. Das zweite Exemplar habe ich dem Dr. E. eingehändigt, der erfreut war von seinem alten Freunde und Duzbruder zu hören. Dieser Dr. E. ist hier der erste und meistbeschäftigte der deutschen Aerzte; er lebt auf großem Fuß und zählt die ersten Familien, wie die Torlonias, zu seinen Kunden. Seine Kollegen halten ihn für einen unwissenden Charlatan; ob, und wie weit der Neid dabei im Spiel ist, kann ich nicht beurteilen. — Ich sehe es kommen, daß Sie Mitglied der grünen Grotte werden, denn Wichmann läßt so leicht keine Leute fahren. Wir sind sechs Tage in Sabina gewesen und haben das herrliche Gebirgsland zu Fuß, zu Esel und zu Wagen durchstreift. Ein warmer ungestümer Scirocco sauste durch die Schluchten, die Wolken wogten schwer am Himmel. Beides zu dem düstererhabenen Charakter der Gegend trefflich stimmend. Zahllose graue Felsenstädtchen krönen malerisch die Gipfel der ungeheueren Bergpyramide, in Nähe und Ferne liegt bläuliche Olivenwaldung ausgebreitet. Erst am Ende der Wanderung, im Tivoli, brach — es war der zweite Feiertag — der Regen los und

zwang uns, zwei Nächte daselbst zu verweilen. Moltke ist hier und wir haben ihm im Künstlerverein ein Fest gegeben mit Reden, Gesang, Wein und Lorbeergewinden. Er schwieg hartnäckig den ganzen Abend. Sie wundern sich, daß ich noch immer mit Geldmitteln versehen bin und fragen, ob Italien ein so billiges Land sei. Darauf sage ich, ja es ist in der That ein billiges Land, besonders für einen, der keine großen Ansprüche macht; auch habe ich ja aus Dorpat 16 bis 1700 Lire erhalten, eine beträchtliche Summe. Bei meiner Rückkehr nach Rom werde ich Sie wohl um Geld bitten müssen. Vielleicht schreiben Sie mir nach Palermo poste restante (italienisch: ferma in posta), wir sind daselbst in der ersten Woche Mai. Und nun ein herzliches Lebewohl und die besten Grüße. Wie schön wird es sein, wenn ich Ihnen in der Società über tausend Dinge Bericht erstatten kann. Erhalten Sie bis dahin ein freundschaftliches Andenken

Ihrem V. Hehn.

Neapel, den 2. Juni 1876.

Eben von Sizilien zurückgekehrt und wieder mit festem Boden unter den Füßen, richte ich einige flüchtige Worte an Sie, mein verehrter Freund, um für Ihren Brief nach Palermo zu danken und Ihnen unsre glückliche Heimkehr zu melden. Die Reise war insofern begünstigt, als mit Ausnahme eines oder zweier Scirocco-Tage die Hitze uns gar nicht belästigt hat: überall, während des ganzen Monats Mai, herrschte das herrlichste Frühlingswetter und die ganze Insel prangte im frischesten Grün, ein Schmuck mannigfaltiger Blumen, nur bei Catania und Syrakus wurde der Weizen, strotzend und von braungelber Farbe, bereits geerntet. Der ganze Umkreis von Palermo und der von Girgenti galt als unsicher; die Straße nach Monreale (7 Kilometer von Palermo) war militärisch bewacht und auf der langen Tagesfahrt im Wagen von Girgenti quer durch die Insel nach Caltanisatta begleiteten uns beständig zwei auch drei bis auf die Zähne bewaffnete Karabinieri zu Pferde. Die Zeichnung der Berge, der Duft der Ferne, die Ueppigkeit des Pflanzenwuchses,

Licht und Luft, das blaue Meer — alles entzückte uns und doch gehört ein gebildetes Auge dazu, diese von der nordischen so abweichende Natur zu fassen. Für die Krone von ganz Sizilien bin ich jetzt geneigt die Stätte des alten Syrakus mit dem griechischen Theater, den Felsengräbern und den Latomien zu halten. Die Seefahrt nach Palermo, und auf dem Rückwege die von Messina, ging glücklich von statten, die letztere geschah auf einem ungeheuern Indiafahrer der Compagnie Rubbatino; dem Stromboli kamen wir abends spät ganz nahe vorbei: er warf wie ein gigantischer Leuchtturm Feuer aus, unsern Pfad zu erhellen. Ich bleibe jetzt ruhend einige Tage in Neapel, welches in dieser Jahreszeit doppelt schön ist, gehe dann nach Rom zurück und will dann von Mitte Juni an in bequemen Etappen über Florenz, Verona, München, mich Berlin und meiner Arbeitsstube nähern. In München melde ich Minna Tag und Stunde meiner Ankunft. Haben Sie Zeit mir nach Rom zu schreiben (Via della vite 64), so trifft mich Ihr Brief bis gegen den 15. Juni daselbst. In der Hoffnung freudigen Wiedersehens mit Ihnen, noch ehe dieser Monat zu Ende geht, Ihr herzlich ergebener Freund

V. Hehn.

Bougy-sur-Clarens, Canton de Vaud, Suisse, 31. August 1877.

Lieber Doktor, alter Freund!

Ich habe Ihnen lange kein Lebenszeichen gegeben, weil ich nichts hatte, was verdiente, geschrieben und nachher gelesen zu werden. Schrader, den ich noch in Ragaz traf, wird Ihnen bescheinigt haben, daß ich noch auf Erden walle. Nach Ragaz kam ich über Wiesbaden, woselbst ich von G. A. und seiner Gattin aufgefangen und dem großen Sch. und dessen Gattin zugeführt wurde (das Andenken an diesen doppelten Unglücksfall ist mir noch jetzt schrecklich), weiter über Baden-Baden, wo Doktor Kalischer mir wie ein Meteor über den Weg lief, dann über die Schwarzwaldbahn und Konstanz am Bodensee. Die letztere Stadt gefiel mir so wohl, daß ich mich gern daselbst für einige Zeit niedergelassen und

im blauen See gebadet hätte, zumal unter den Bewohnern keine Seele von mir wußte und ich mich also im freien Element bewegte. In Ragaz trank ich morgens Tarasper Wasser (von mir selbst verordnet), welches mir weder wohl noch übel that — wenn die Faulheit und Dummheit, die während der ganzen Zeit auf mir lag, nicht etwa aus dieser Heilquelle stammte. Auf das Bad in Ragaz aber, diesen zu- und abströmenden, den Leib umschmeichelnden blaugrünen Krystall, möchte ich Hymnen singen, als so köstlich empfand ich es. Ich versäumte nicht, nach dem letzten Bade der Nymphe eine kleine Nickelmünze zu opfern, und will nun abwarten, ob mir ihr Schutz und Segen für den Rest des Jahres zu teil werden wird. Mit meiner Krankheitsgeschichte will ich Sie nicht langweilen, da Sie mir aus der Ferne doch nicht raten oder helfen können. Hier in Clarens werde ich von meiner Nichte gepflegt und verwöhnt. Auf den Tisch kommen livländische Gerichte, sozusagen geschmorte und gebratene Jugenderinnerungen, manches ganz wohlschmeckend, andres mehr wehmütig als lecker. Die Hauskatze ist ein reizendes Tier, aber leider hat sie so viel Flöhe und meine Haut ist vom warmen Bade so gereizt, daß ich den Liebling nicht anzurühren wage. Eine andre Plage hat sich gestern aufgethan. Schrader hatte mich in Ragaz mit F. L. bekannt gemacht und mir damit, wie die Zukunft lehrte, einen üblen Dienst geleistet. Die berühmte Schriftstellerin und deutsche George Sand gewann Zuneigung zu mir, ich weiß nicht warum, und — rieb an mir hölzernem Menschen so lange und eifrig, daß ich endlich warm werden mußte. Vielleicht bin ich bestimmt, in einem ihrer nächsten Romane eine Figur abzugeben. Sie reiste endlich auf den Uetliberg bei Zürich ab, ich schnitt ein trauriges Gesicht, bestellte mir aber — ohne Rücksicht auf meinen Magen — eine Flasche Wein und ließ im tiefsten Herzen die Freiheit leben. Nun ist sie gestern plötzlich in Glion bei Montreux erschienen und hat mir gleich am ersten Tage einen Brief geschrieben; ihr Neffe, ein Professor in Graz, trifft auch ein und will mich kennen lernen, kurz, mit der Ruhe ist es hin — wehe! Sie hat vor einigen Jahren ein Buch über den Genfer See geschrieben,

und der Verleger will es neu herausgeben, daher wohl der Besuch auf dem Schauplatz ihrer früheren Schilderungen.

Ihr getreuer

V. Hehn.

Bad Ragaz, den 30. Juni 1878.

Teuerster Freund!

Alle Tage wollte ich Ihnen schreiben, immer hielt mich die Trägheit und die Gewohnheit des Aufschiebens ab. Von mir selbst hatte ich nichts Besonderes zu melden, gern aber hätte ich aus Ihrer Antwort ersehen, wie es mit dem Befinden des Geheimrats stünde. Da komme ich gestern abend nach einem weiten, weiten Spaziergange und darauffolgendem reichlichen Weingenuß in mein Zimmer, kleide mich aus und bemerke beim Niederlegen plötzlich auf dem Nachttischchen ein Blatt mit schwarzem Rande — es war die Todesanzeige! An Einschlafen war nun so bald nicht zu denken. Ich habe dem Verblichenen zwar nicht so nahe gestanden, um sagen zu können, ich hätte einen Freund verloren, — wohl aber war ich mit seiner Umgebung herzlich und freundschaftlich verbunden, und was diese trifft, berührt auch mich aufs innigste. Da die Krankheit sich so lange hinzog und die Natur oft ärztliche Prognose beschämt, so hegte ich immer noch die geheime Hoffnung, den Patienten bei meiner Rückkehr am Leben, wohl gar in der Genesung zu finden. Es ist aber gekommen, wie Sie vorhersagten.

Ich hatte die Absicht, heute auch einige Zeilen an die Geheimrätin zu richten, unterlasse es aber, bis ich Nachricht von Ihnen habe. Ich könnte doch nur die gewöhnlichen Redensarten machen und erscheine mir selbst darin wie in einer unwürdigen Rolle. Schreiben Sie mir, lieber Freund, ganz im geheimen, ob Sie glauben, daß ein Brief von mir ihr wohlthuend wäre — dann hole ich das Versäumte nach. Meine Rückkehr erfolgt noch im Laufe des Monats Juli; ich habe beschlossen, meine Schwester am Genfer See diesmal nicht zu besuchen.

Das Leben hier ist teuer (etwa ein Napoleon täglich), das Bad aber köstlich, auch das Wetter, obgleich wechselnd, doch im

ganzen günstig. Mit meiner Gesundheit geht es leidlich; nach der gewöhnlichen Ausrede der Badeärzte kommt die Wirkung ja erst hinterdrein, etwa um Weihnachten. Mit Frau Fanny halte ich zweimal täglich lange, sehr gesprächige, ganz vertrauliche Sitzungen ab. Sie zieht mich, wie ich gestehe, recht sehr an und ist viel besser, als ihr Ruf.

Ihr alter Freund

V. Hehn.

Ragaz, Mittwoch, den 17. Juli 1878.

Teurer Freund!

Auf dringendes Bitten meiner Schwester habe ich mich nun doch entschlossen, auf einige Zeit, die ich aber möglichst abkürzen will, nach Clarens am Genfer See zu gehen. Meine Ragazer Kur ist beendigt, ich hänge nur noch wie eine überreife Frucht am Zweig und werde morgen abfallen.

Meine Taube (besonders auf dem rechten Ohr) wird nun von Menckin wieder in ihren Schlag zurückgeflattert sein. Sollte Ihr Weg Sie in die Gegend der Linkstraße führen und sollten Sie die drei Treppen nicht zu sehr fürchten, so fragen Sie doch gelegentlich nach, ob sich Mieter für meine Wohnung eingestellt haben oder ob Aussicht ist, daß dieselbe leer stehen bleibe?

Nun leben Sie recht wohl, grüßen Sie die Ihrigen und vergessen Sie nicht

Ihren herzlich ergebenen Freund

V. Hehn.

Den 31. Dezember 1878.

Viel Glück zum neuen Jahr! Minna bringt diesen Glückwunsch in die Oranienburger Straße. Gestern wurde ich, wie Tasso auf dem Kapitol, mit einem Lorbeerkranz gekrönt, den mir angeblich das Land Italia gesendet. Alle Anwesenden waren infolge von Wein und Punsch höchst italienisch gestimmt und sehr begeistert. Heute schiffe ich im Kahn des Arbeitgebers auf dem Meer der Zeiten ins neue Jahr hinüber. Mit bestem Gruß der Ihrige. V. Hehn.

Berlin W., Linkstr. 42, den 12. Februar 1886.

Verehrter, lieber Freund!

Ihr Brief, der mir gestern zukam, hat mir endlich authentische Nachricht von Ihnen selbst gebracht. Besonders erfreute mich die Stelle darin, wo Sie melden, daß Kraft und Schlaf zu- und die reizbare Nervenschwäche abnehme. Brechen Sie die Kur nur nicht zu schnell ab; wenn die Umstände es erlaubten und Sie verbrächten noch den Frühling in dem schönen Wiesbaden, es wäre gar zu schön. Sie klagen über Isolierung und wünschen einige Nachricht über unsre gemeinsamen Freunde. Aber ich lebe als völliger Einsiedler, empfange nur selten Besuch, und was ich vom äußeren Leben weiß, haben mir Zeitungen und Briefe aus der Ferne zugebracht. Der Monat Januar war für mich ein besonders trauriger: ich war wie von einem Totentanz umkreist. Nicht bloß Berkholz, sondern auch Nikolai Wilcken in Gaudleigh ist am $\frac{\text{30. Dezember}}{\text{11. Januar}}$ dahingegangen. Eine Anzeige des letzteren Falles für Sie wurde mir zugebracht; ich ließ sie liegen bis zu Ihrer Rückkehr — denn eine Todesnachricht erhält man immer früh genug, und ich wollte Ihre Ruhe nicht stören. Auch der Wechsel aus dem Kaiserlichen Kabinett in Petersburg, der zum neuen Jahre eintreffen sollte, ist bis zum heutigen Tage ausgeblieben, und das traurige Drama der Bittgesuche kann nächstens wieder beginnen.

Wundern Sie sich nicht über die Nullität dieses Briefes. Was ist von einem Gefangenen, der der Welt ganz abgekehrt ist, zu erwarten? Ich arbeite an meinem Goethe-Buch, soweit die Erschlaffung es erlaubt, und komme langsam, langsam vorwärts. Aber noch sehe ich das Ende nicht ab.

Empfehlen Sie mich Ihren Schwestern und stärken Sie sich und fassen Sie Mut! Es wird noch alles gut werden! Da so viele sterben, so müssen die Uebriggebliebenen sich um so enger zusammenschließen.

Ihr alter Freund

Viktor Hehn.

4. Briefe an Doktor Moritz Busch.

Berlin, 2. Mai 1883.

Ihr Brief, teuerster Freund und Glaubensgenosse, hat mir um so größere Freude gemacht, als die versprochene häufige Mitteilung aus „Leipzig“ so lange ausgeblieben war. Aus den Augen, aus dem Sinn — dachte ich öfters.

Zwei schöne Sprüche habe ich mir aus Niebuhrs, des preußischen Gesandten in Rom, Lebensnachrichten angemerkt: „Am römischen Hofe (d. h. beim Papst) ist's gut Gesandter sein, denn da gibt es keine Hofdamen“ — und: „Die Diplomaten heißen so a non legendo diplomata.“ Ich schreibe Ihnen noch eine Stelle ab aus Vischers „Altes und Neues“, Heft 3, Stuttgart 1882, S. 141: „Es ist nur ganz begreiflich, daß die (politischen) Atomisten dem Mann, dessen Lebenszweck ist, lebendige Einheit, Verband, Gemeinsamkeit zu schaffen, Herrschaft der Vielköpfigkeit zu stürzen — daß sie diesem das Gegenteil vorwerfen: er wolle nur sein herrisches Ich. Und das Volk hat sich einreden lassen, es sei eine Schande, wenn ein Mann so viel thue; es hat sich scheu machen lassen vor der Zahl 1. Es ist ja wohl ein Unglück, so viel gescheiter und thatkräftiger zu sein, als die meisten. Die Menschen können den Gedanken nicht ertragen, daß der Verstand und Wille von so vielen in einem zusammengefaßt sei; sie hassen ihn und säen Haß gegen ihn. Genie sein, das ist immer ein tragisches Schicksal. Auch ist nur ganz wahr, daß es ohne Gewaltthätigkeit nicht abgeht, wo ein Geist so hoch hervorragt, und nicht ohne Menschenverachtung, wo er so schwer mit dem Kleinen kämpfen muß.“

Während des Aprilmonats bin ich recht elend gewesen; nach schlaflosen, fieberhaften Nächten wankte ich am Tage wie ein Schatten umher und traf allerlei letzte Anordnungen. Zuletzt ergab sich, daß es doch nur ein Nervenzustand war, hervorgebracht durch verkehrte Lebensart. Der viele starke Wein wurde mir verboten und wirklich für eine Weile ausgesetzt. Jetzt bin

ich wieder der Alte, — ach ja, leider der Alte; der Wein war ja nur dazu bestimmt, momentan die Jugend zurückzurufen. „Jugend ist Trunkenheit ohne Wein“, heißt es im Schenkenbuch des Westöstlichen Diwans. Ende Mai oder Anfang Juni geht es über Dresden nach Teplitz; auf jeden Fall finden Sie mich noch. Aber nicht Linkstraße 43, sondern 42; Sie haben mich um eine Nummer heraufgesetzt und sich auch darin als Schmeichler gezeigt.

Als Cook in der Südsee umgekommen war, schrieb Goethe, Dezember 1781, an seine Freundin: „Cooks Tod kommt mir nicht aus dem Sinn. Möge doch das Schicksal jedem, den es liebt, einen Tod geben, der so analog zu seinem Leben sei, wie dieser war.“ Sie erraten, an wen ich dabei dachte. Ich glaube, Sie haben selbst einen ähnlichen Ausspruch gethan.

Wie beneide ich Sie um Ihren Fleiß und um die Kraft leichten Schaffens, und wie unbehilflich bin ich dagegen! Das Geheimnis, das Sie mir leise vorwerfen, erklärt sich aus zwei Gründen: 1. aus einer Art mädchenhafter Scham, 2. weil das Unbekannte für vortrefflich gelten kann und die wirklichen Züge, wenn Licht drauf fällt, so leicht die Erwartung täuschen — (also im letzten Grunde doch nur Eitelkeit!). Vielleicht finde ich im Herbst den Mut, mich zu eröffnen und aus Ihrer Kritik den gebührenden Nutzen zu ziehen.

Der große J. bei Huth befindet sich wohl, ist aber in Sorgen wegen seines Freundes Turgenjeff in Paris Krankheit und zu fürchtender Auflösung.

Nun genug des zusammengewürfelten Zeuges. Empfehlen Sie mich den Ihrigen und behalten Sie lieb und in gutem Andenken

Ihren

V. Hehn.

Teplitz, 21. Juni 1883. Am längsten Tage.

Verehrter und sehr lieber Freund!

Da sitze ich in Teplitz und mein erstes ist, Ihnen für Ihren Brief vom 18. Mai zu danken — vom 18. Mai!!! Wenn Sie

wüßten, welch ein Held ich im Aufschieben bin und wie mir oft wochenlang Dinge in Kopf und Herzen sitzen, ohne den Ausweg finden zu können — Sie würden mir wegen des langen Schweigens nicht zürnen. Das greulichste kalte Regenwetter hat mich in diesem Badeorte empfangen, alle Wege sind aufgeweicht und als Gefangener, ohne Lust zu irgend einer Beschäftigung, gehe ich in meinem Zimmer auf und ab. Die große Mutter Natur kann auch recht lieblos sein.

Was soll ich nun zu Ihrem Vorschlag wegen der Grenzboten sagen? Ich habe allerdings ein Buch in Arbeit, dem man den Titel geben könnte: Gedanken über Goethe. Von den fertigen Kapiteln würden vielleicht zwei sich für das grüne Blatt eignen, weil sie das politische Gebiet streifen, ja hin und wieder betreten. Zu trennen sind sie nicht, da sie sich aufeinander beziehen. Das erste ist überschrieben: „Naturformen des Menschenlebens" und sucht zu zeigen, wie die allgemeine, immer gleiche Gestalt der Menschengattung in Goethes Dichtung wiederkehrt, das andre mit der Ueberschrift: „Stände", wie Bürgertum, Adel u. s. w. mit ihren Eigenheiten in den Werken des Dichters ein Abbild gefunden. Das erste ließe sich allenfalls in einer Nummer bringen, kann aber auch in zwei Hälften geteilt werden, das andre aber ist zu lang, um nicht die Oekonomie des Journals zu stören, und kann nicht ohne ein: „Fortsetzung folgt" aufgetischt werden. Ich setze noch hinzu, daß auch einige Citate aus griechischen Dichtern vorkommen, und es fragt sich, ob die Grenzboten sich vor griechischen Lettern nicht scheuen und ob sie über griechische Korrektur gebieten? Fehler darin sind mir so abscheulich wie Wanzen im Bette. Daneben fürchte ich, daß manches hier auffallend oder unbedeutend erscheinen möchte, was im Ganzen eines Buches sich ausgleicht und gegenseitig hebt oder mildert.

Urteilen Sie nun selbst, verehrter Freund, ob bei diesem Thema, unter diesen Umständen, die Sache sich empfiehlt oder nicht und lassen Sie mir ein Wort darüber zukommen. Ich komme früher oder später auf dieser Sommerreise auch nach Leipzig und führe die Bogen mit mir. In Teplitz bleibe ich

noch mindestens vier Wochen; meine Adresse ist: Bad Teplitz, Steinbadgasse, Germania.

Vale et me amare perge

Ihr

V. Hehn.

Teplitz, Steinbadgasse, Germania, 29. Juni 1883.

Verehrter Freund und Gönner!

Daß Sie wieder etwas von mir lesen müssen, ohne besondere Veranlassung, davon trägt die Oede dieses einsamen Badelebens und die nicht endende Länge jedes Tages die Schuld. Mein Brief wird nicht die zierliche Gestalt haben, wie der Ihrige, der ganz so aussieht, wie die holden Zettelchen, die der Liebste von der Angebeteten erhält und die er beim Empfange an die Lippen drückt. Ihre Bereitwilligkeit, meine Beiträge anzunehmen, — ist sie nicht etwas voreilig? Sie haben die letzteren noch nicht gesehen und erteilen ihnen schon Lobsprüche und erregen Erwartungen; da gilt das Sprichwort von der Katze im Sack. Daß ich mich mit einem solchen Gegenstand befasse, wird Sie überrascht haben, und im stillen werden Sie denken: der hätte sich auch etwas Bedeutenderes vorsetzen können, etwas, was den Weltlauf u. s. w. betrifft. Aber Sie wissen, wir wählen uns ja nicht selbst das Thema, es wird uns gegeben. Ihnen hat sich ein furchtbarer Drache eingeprägt, mit Schuppenpanzer und feurigem Atem, der Schrecken des Landes, vom Himmel gesandt, um für vielhundertjährige Verschuldung Rache zu nehmen, mir ein weißer Elephant, der sanft und klug ist und dort, wo er wohnt, von den Menschen für heilig gehalten wird. Aber jetzt im Ernst gesprochen: Ihr Kapitel: „Das politische Glaubensbekenntnis und der staatsmännische Sittenkodex des Kanzlers" ist gewiß das wichtigste von allen: es behandelt eine Frage, die die Welt beschäftigt und die alles andre zusammenfaßt, und ich glaube gern, daß es Ihnen Mühe macht. Daß Gewalt vor Recht geht, werden Sie den Franzosen doch nicht ausreden; der Spruch paßt zu schön zu dem allgemeinen Bilde, das sich diese weniger kritische, als leidenschaft-

liche und phantasievolle Nation, die in lauter Fiktionen lebt, von dem Manne und dem letzten Kriege und ihrem eigenen Schicksal macht. Darum hilft alle Widerlegung nichts, sie haben sie am nächsten Tage wieder vergessen. Uebrigens ist die Sentenz gar nicht so falsch, und wenn Bismarck sie verschmäht, so möchte ich sie aufheben und mir aneignen. Gewalt ist oft notwendig, oft viel wohlthätiger als das Recht, und wer bestimmt, was Recht ist? Der eine urteilt darüber so, der andre anders, beide je nach ihren Vorstellungen.

Von Wichmann in Rom habe ich wieder einen langen Brief; er hält mir eine politische Vorlesung im freisinnigen Geist — daß Gott erbarm! Er teilt mir Briefstellen von angesehenen Männern in Berlin mit, die alle die politische Lage in Preußen und Deutschland als sehr traurig, ja unerträglich schildern; der eine, ein nicht unberühmter Professor, den ich nennen könnte (nicht Mommsen oder Virchow), gesteht sogar, er hasse Bismarck im tiefsten Innern. Ich bin überzeugt, daß all diese Unzufriedenheit, alles Denken und Empfinden nur von den Zeitungen kommt, und in wessen Händen diese sind, wissen wir.

Daß Sie zum 1. Juli nach Berlin wollen, um Bucher zu besuchen, macht mich wehmütig — warum bin ich nicht auch in Berlin geblieben, und was habe ich in Teplitz zu suchen? Es ist eigentlich nur Nachahmung von mir; weil so viele wegreisen, so thue ich es auch, und daß ich mein Leben dadurch verlängere, ist nichts als Aberglaube. Im Gegenteil, die österreichischen Speisen und Weine verderben mir nur den Magen und schicken mir nachts schwere Träume. Buchers Aufsatz hätte ich gern gelesen, aber bis Teplitz kommen nur Zeitungen, fast lauter liberale, nichts Ernsthaftes.

Nun genug; lassen Sie sich, verehrter Freund, die Minuten nicht gereuen, die Ihnen das obige Geplauder gekostet hat, und behalten Sie in gutem Andenken

Ihren Pseudo-Gamaliel und Grenzboten in spe

V. H.

Nachschrift: Indem ich das Datum hinsetze, fällt mir ein, daß mein Brief Sie wohl gar nicht mehr in Leipzig trifft.

Nun, das Unglück ist nicht groß; so lesen Sie ihn nachher und dies unschuldige Blatt kommt immer früh genug.

6. September 1883, Donnerstag Abend.

Mein teurer und verehrter Freund!

Schon längst hätte ich Ihnen über meine Rückkehr in Berlin Bericht erstattet und zugleich meinem Dank für überfreundliche Aufnahme Ausdruck gegeben, wenn nicht ein tiefes Leiden, das mir schon in Leipzig in den Gliedern steckte, gleich nach meiner Ankunft zum Ausbruch gekommen wäre. Erschöpfung und Niedergeschlagenheit, schlaflose, fieberhafte Nächte, angstvolles Herzklopfen u. s. w. machten mich unfähig, einen vernünftigen Gedanken zu fassen oder auch nur die Feder in die Hand zu nehmen. Von des Doktors Mitteln wollte keines verschlagen und ich gab mich selbst auf. Da geschah es, daß ich plötzlich — gesund war. Sollte ein Heiliger, den ich nicht kenne, für mich ein gutes Wort eingelegt haben? Sie, der Sie sich gerne in mystische Zusammenhänge versenken, wie erklären Sie diesen Eigensinn der Nerven, die der Kategorie von Ursache und Wirkung zu spotten scheinen? Ich habe die letzten Nächte gut geschlafen, kann spazieren gehen und bin munter und unternehmend. Den guten Rat, dem Weine mäßiger zuzusprechen, habe ich mit auf den Weg bekommen und will ihn, so gut es geht, befolgen.

Haben Sie von einem Aufsatz Notiz genommen, der in der Deutschen Rundschau stehen soll und in dem ein ehemaliger Liberaler dem großen Drachen angeblich ein bewunderndes Loblied singt? Was hat das zu bedeuten und wie kommt Rodenberg-Levi dazu? Es geschehen merkwürdige Dinge! Rothschild hat die ungarische Rentenkonversion, sein eigenes Werk, aufgegeben, setzt den Pester Finanzminister ab und verkauft die vierprozentige Goldrente massenhaft. Rothschild, den Schaden tragend — welch ein tragischer, erschütternder Anblick! Wanken selbst die Grundsäulen? Oder ist Ungarn schon bis auf den letzten Blutstropfen ausgesogen und kommt ein andres Land an die Reihe, z. B. Rußland, das die hungrigen Geier schon längst umkreisen? Auch zwei große Dichter sind heimgegangen:

Levin Schücking und Turgenjeff. Uns bleibt als einziger Trost: Ebers in Leipzig lebt noch.

Melden Sie mir doch, ob Wustmann mit meinen Aufsätzen zufrieden ist oder nicht und wie er darüber urteilt. Mir ins Gesicht konnte er die Wahrheit natürlich nicht sagen. Und doch könnte sie mir bei andern Kapiteln und überhaupt bei der Fortsetzung von Nutzen sein.

Ihr ergebener Freund

V. Hehn.

Berlin, den 20. September 1883, Donnerstag Abend.

Mein sehr lieber und verehrter Freund!

Ihre und der Frau Doktorin liebenswürdige Einladung liegt schon lange vor mir da und es ist endlich Zeit, dafür zu danken und zugleich mein Ausbleiben zu erklären und zu entschuldigen. Ich wanke von Tag zu Tag und von Nacht zu Nacht vom Besseren zum Schlimmeren und umgekehrt hin und her und darf an keine Reise, auch die kleinste nicht, denken. Auch würde die hohlwangige Krankengestalt eines alten, gebrechlichen Mannes das Freudenfest nur stören; das schönste Hochzeitskleid ist ja ein frisches, lebensfrohes Gesicht, und das kann ich nicht mitbringen. Aber am 6. Oktober werde ich nachmittags in meinem Dachstübchen jene Augenblicke mitfeiern und des Brautpaares, wie der Eltern und der Schwester in einem feinen Herzen gedenken, mit so warmem Anteil, wie nur irgend einer der anwesenden Gäste.

Was sagen Sie dazu, daß selbst der arme Fürst Alexander von Bulgarien auf einen Machtspruch von Gastein her sich hat fügen und das Joch der russischen Generale wieder auf sich nehmen müssen? Wahrlich, wahrlich, die Hand des Gewaltigen reicht weit, von Abend nach Morgen und von Mitternacht nach Mittag — wer will ihm widerstehen? Höchstens die römische Hierarchie, die Erbin zweitausendjähriger Macht, deren Wurzeln tief im Erdboden stecken, und das Haus Israel, das noch älter als Rom und zugleich mit den neuesten, unfehlbaren Waffen ausgerüstet ist.

Gestern hat sich mein Arzt, der vierundfünfzig Jahre alte Doktor F. trauen oder vielmehr nicht trauen, sondern bloß ins Buch einschreiben lassen und ist dann mit der ihm auf solche Art juristisch zugesprochenen Frau davongereist, und ich muß versuchen, bis zu seiner Wiederkehr mich gesund zu halten. Wie man bei einem Schritte von so ungeheurer Bedeutung, wie die Ehe, nicht an die herrschende Sitte, an ein über das arme, schwache Individuum hinausgehendes Allgemeines anknüpfen mag, ist mir unfaßlich. Selbst wilde Völker heiligen diese Verbindung durch Feierlichkeit, und wer nach Amerika oder Rußland auswandert, nimmt gern die Segenswünsche seiner Anverwandten und Freunde mit auf den Weg, und jeder kleine Umstand und Zufall wird ihm zum Zeichen von oben, zur Warnung oder Ermunterung. Doch was rede ich, Sie wissen das ebenso gut oder noch besser.

Das Buch: „Bismarck nach dem Kriege, ein Charakter- und Zeitbild", soll jetzt von dem ehemaligen Kreuzzeitungs-Wagner herrühren. Halten Sie das für wahrscheinlich? Es scheint mir dazu zu unbedeutend, nicht geistreich genug, ein bloßes Machwerk.

Nun, mein lieber Freund, leben Sie wohl und überbringen Sie der Frau Marie B., wenn erst die Ringe gewechselt sind, und nachher beim fröhlichen Hochzeitsschmaus, auch meine Glückwünsche als getreuer Dolmetscher.

Ihr treulich ergebener

V. Hehn.

Daß auch Sie, wie die Londoner, einen Krystallpalast haben, war mir neu. Leipzig ist und bleibt ein kleines Paris.